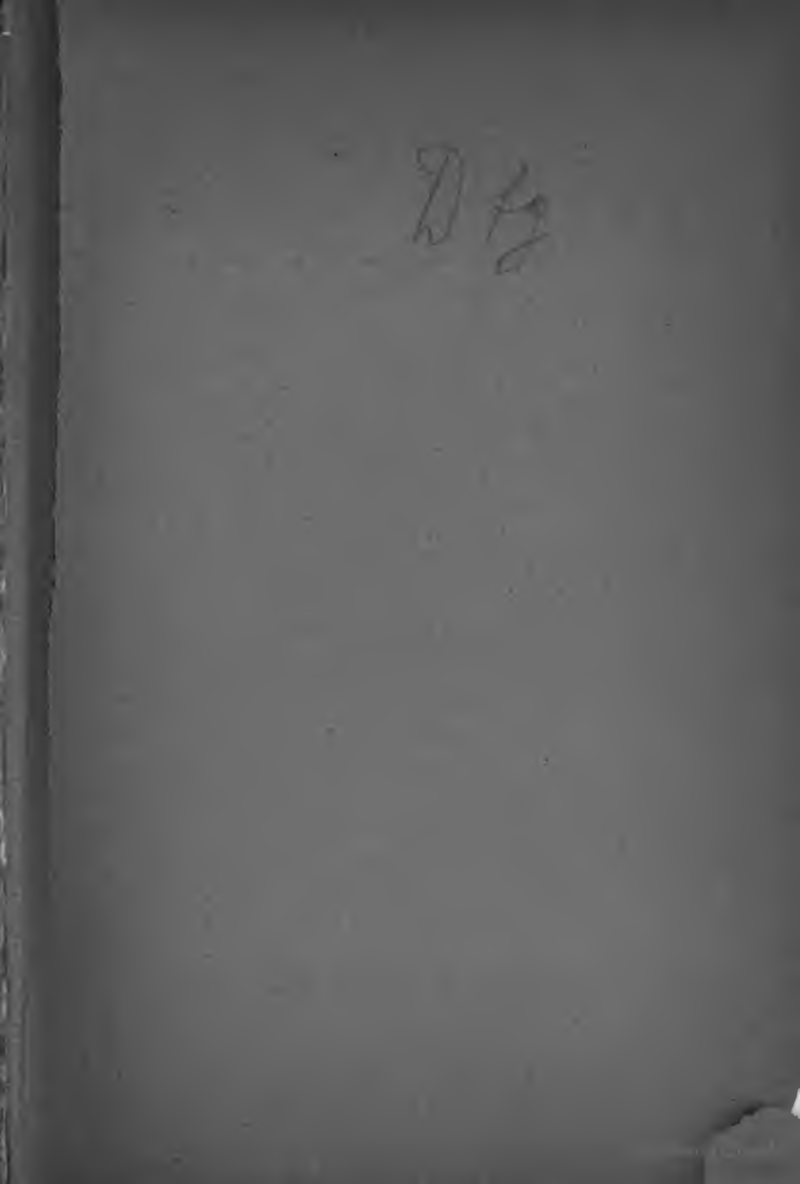
Gesammelte Werke: Vier Geschichten. Am Wege sterben

Jakob Julius David





J. J. David

Gesammelte Werke

Vierter Band

J. J. David

Gesammelte Werke

Herausgegeben von
Ernst Heilborn und Erich Schmidt

Vierter Band



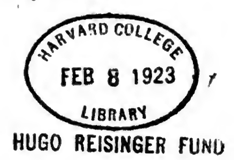
München und Leipzig
R. Piper u. Co.
1908

J. J. David

Vier Geschichten
Am Wege sterben



München und Leipzig
R. Piper u. Co.
1908


HARVARD COLLEGE
FEB 8 1923
LIBRARY

Inhalt:

Vier Geschichten

Das königliche Spiel

„Also. Belieben Sie. Nämlich." Er hob das Haupt und wies mit einer herrischen Geberde nach dem Brett, wo sich eben eine klare Mattstellung ergeben hatte. Dabei richtete er sich auf, der bis dahin lässig und vorgeneigt gesessen, und glättete mit der Linken sein Haar, das in widerspenstiger und weißer Fülle um das eckige Gesicht hing. Bart und Augen waren noch schwarz und jung. In den Blicken lag eben eine solche Ueberlegenheit, ein so heftiges Siegergefühl, daß es merkwürdig war. Denn er hatte just keinen Meister des königlichen Spieles vor sich gehabt. Ich zahlte. Er strich ohne Wort den gewonnenen Betrag ein, reichte dem Kellner ein ansehnliches Trinkgeld, kleidete sich sehr sorgfältig vor dem Spiegel an, und wir gingen. Es war gerade die Stunde, in der die Kaffeehäuser zu veröden beginnen. Die Soliden sind schon heim, und die Nachtschwärmer rücken erst später ein. Nur noch eine Schachpartie war im Gange. Um den runden Tisch im Säulensaal, der sich so schön in spitzen Bögen emporhebt, saßen noch Zeitungsleser. Er griff nach einem illustrierten Blatt und überflog kopfschütelnd die Schachspalte. Ich wartete. Es war sehr still. Nur ein unbewachter Kellner versuchte allerhand Kunststöße auf dem Billard, und die Bälle klappten hart und bestimmt aneinander. Sonst war's müde, graue und schläfrige Zeit.

Wir schritten gemeinsam durch stille und winkelige Gassen der inneren Stadt einem kleinen Wirtshause zu. Das war so eingeführt zwischen uns, seitdem wir zu spielen begonnen, wozu mich nach jahrelanger Unterbrechung mehr der Anteil an ihm als am Spiele selbst bewogen hatte. Denn er war mir aufgefallen durch sein Bestreben, auch als Berufsspieler die Eigenschaften eines Gentleman sich zu bewahren. Er ging nicht lediglich auf den sicheren Gewinst los; er spielte schön, mit überraschenden Wendungen, und bemühte sich also, dem anderen jene Anregung und das Vergnügen zu gewähren, das sich der von ihm erwartete. Hatte er für diesen Tag genug gewonnen, so führte er den Besiegten gerne eine schöne Partie vor und erläuterte sie.

Er war ein sehr armer Teufel, aber er vergab sich nichts; war weit herumgekommen und drückte sich gewählt aus. Aber gesehen hatte er eigentlich nichts von der Welt, die er bereist. Denn ob er von der sonnigen Havanna sprach, ob von Hastings oder Nürnberg, er wußte nur von den Kämpfen, die dort auf dem Brette geschlagen worden waren. Sonne und Menschen waren ihm gleichgültig und ganz aus dem Gedächtnis geschwunden, das sonst jeden einzelnen Zug, den ganzen Gang einer Partie mit untrüglicher Treue aufnahm und für immer verwahrte.

Als er im Gasthause ablegte, fuhr er nach seiner ängstlich reinlichen Gewohnheit unmerklich mit dem Rockärmel über seinen Hut. Mir fiel dabei erst auf, daß darum ein Trauerflor geschlungen war. Wir saßen einander gegenüber. Ich liebt' es nämlich, diesen Kopf voll vor mir zu sehen. Er war wie gehäm-

mert von gewaltiger Gedankenarbeit: die Sorge aber hatte tiefe Runen in diese mächtige Stirn mit den starken und trotzigen Jochbögen eingegraben. Bei aller Sicherheit des Auftretens und Benehmens lag eine gewisse Willensschwäche um den Mund und das sehr kurze Kinn. Nach dem Essen demonstrierte er gern. Er hatte zu diesem Zweck ein handliches Ledertäschchen mit kleinen und zierlichen Elfenbeinplättchen als Schachfiguren, das man ihm in Newyork geschenkt. Oder er holte aus einer sehr umfänglichen und dickleibigen Brieftasche, die nur bei Fleischhauern und Selchern einen Rückschluß auf die Vermögensverhältnisse gestattet, Zeitungsausschnitte mit seinem Bild oder mit Besprechungen seiner Leistungen oder mit Zuschriften berühmter Meister an ihn. Er fühlte sich durchaus als Künstler. Oder er erzählte klar, logisch, lebendig, nur ohne jede Spur von Anschauung. Zornig wurde er nur, wenn er auf den geringen Sinn für seine Kunst in unserer Stadt zu sprechen kam oder auf das Verhalten jenes Erzmillionärs, der sich als den Schirmherrn des Schachspieles preisen läßt, gerade ihm gegenüber. Es sei so schwer, damit sein Brot zu verdienen. Einmal hatte er sich mit jenem Reichen gemessen. „Ich verlang' mir's nicht mehr." Das währte bis tief in die Nacht, ehe er ihm den einen Gulden abgewann; denn es war ein furchtbar starker und rücksichtsloser Gegner. Es goß und stürmte. Und er wohnte damals weit draußen in Währing. „Unten ist natürlich sein Wagen gestanden. Meinen Sie, er hat mich gefragt: Wie wollen Sie bei dem Wetter nach Hause kommen, Adolfi, wo nicht einmal eine Pferde-

bahn mehr geht? Oder: Adolfi, haben Sie schon was zu Nacht gegessen? In den Jockeyklub ist er gefahren und soll dort in der Nacht ein Vermögen verloren haben an einen Fürsten. Da hat er nichts geredet. Aber mein Gulden hätt' ihm weh getan, dem Mäcen."

Alsdann, nach kurzem Zusammensein, pflegten wir uns zu trennen. Er ging seinem Berufe nach und ich meiner einsamen Wege.

Diesen Abend blieben wir aber vereint sitzen. Wie einer, der heftige Schmerzen darin empfindet, so hielt er den Kopf zwischen die Schultern gezogen. Die Mundwinkel waren verzerrt, und um die Brauen gewitterte ein häufiges Zucken. Er sprach sehr viel, aber aus einer schlimmen Mißstimmung heraus, den Satz nicht beendend und in krausen und weiten Sprüngen der Gedanken. Er kramte viel in seinen Papieren, zeigte mir nun dieses, nun ein anderes jener Zettelchen, die er kostbaren Schätzen gleich verwahrte. Etwas mußte ihm geschehen sein, oder in seiner Seele hob sich etwas und brachte sie in unruhige Wallung, wie der Riesenfisch der Sage das Meer sich heben läßt, wenn er aus dem Grundlosen der Sonne entgegenstrebt. Und in diese zweck- und ziellose Gesprächigkeit fielen bange und peinliche Pausen des Schweigens, in denen er sonderbare Figürchen aus Brot formte, sie vor sich hinstellte, um sie verloren zu betrachten.

„Für wie alt halten Sie mich?" begann er nach einer solchen Viertelstunde des Verstummens und Versinkens.

Ich besann mich: „Ich denke, so Ende der Fünfzig."

Er lachte bitter: „Um zehn Jahre weniger! Um zehn Jahre weniger," wiederholte er. „Und dann spricht man von unserem mühelosen Erwerb!"

„Ja, wie kamen Sie eigentlich zu dem Geschäft?" Es war klar, daß er eine Aussprache wünschte, und ich entzog mich ihm nicht.

„Wie kommt man überhaupt zu so etwas als Geschäft? Aus Neigung, und weil einem auf der Gotteswelt nichts übrig bleibt." Er trank aus, drehte sich mit seinen sehr schlanken und zuckenden Fingern eine Zigarette und rauchte gedankenlos. Dann, nach wenigen Zügen, warf er sie hastig fort, bestellte ein neues Glas und begann:

„Ich bin kein Wiener. Ich bin ein Rumäne. Aus Jassy. Aber ich lebe schon sehr lange nicht mehr dort. Fünfzehn Jahre oder schon mehr bin ich in Wien. Natürlich mit Unterbrechungen, Sie wissen ja, wo und wie lang ich schon alles fort war.

„Meine Eltern waren sehr wohlhabend. Freilich, wie immer da unten, mit vielen Kindern, weil man gern hat, soviel man nur ernähren kann, so daß auf eines nicht viel gekommen ist. Ich hätte am liebsten studiert. Ich habe einen sehr guten Kopf gehabt und besonders für Sprachen, die ich für mich gelernt hab'. Sehr gerne gelesen hab' ich. Aber es ist mit dem Studieren nicht gegangen. Ich war nämlich sehr viel krank und überhaupt schwach und habe sehr viel müssen im Bett sein. Dann hab' ich bei mir gehabt, was mich gefreut hat, nämlich meine Grammatiken und meine Bücher.

„Mein Vater hat mich sehr lieb gehabt, und lieber

als meine übrigen Geschwister, und hat mich sehr bewundert. Er hat nämlich gern Schach gespielt, und in Jassy hat's keiner besser gekonnt. Und mich hat er das Spiel auch gelehrt, und ich hab's bald so ergriffen, daß er mir keine Partie abnehmen konnte. Darüber, und bei einem Kind, hat er dann sehr gestaunt, und hat meinen Ruhm und meine Kunst herumgetragen in der ganzen Stadt. So sind auch andere zu mir gekommen und haben's probiert. Aber es war mir keiner gewachsen, dem Jungen. Denn, wenn ich allein war und nicht gelesen hab', so hab' ich für mich gespielt oder ich habe mir Stellungen ausgedacht oder schöne Partien studiert. Herr — es gibt nichts Schöneres auf der Welt zu seinem Vergnügen! Und der Vater hat immer nur geseufzt, was für ein Talent fürs Geschäft ich haben müßte. Wenn ich nur gesund wäre. Und was für ein Elend das sei mit meiner Krankheit. Und wenn er mich um etwas gefragt hat, und ich hab's für mich ausdenken, so gewissermaßen durchrechnen können, so war es gewiß gut und der Rat sein Geld wert. So bin ich sehr eitel geworden. Und darum, weil in meiner Familie viel Reichtum war, so hab' ich mich niemals so können unterducken und betteln wie andere, und wie man's von uns begehrt. Denn nur vor dem Brett sind wir gleich mit jedem — nachher sind wir Bettler und haben uns danach zu benehmen.

„Auch gut. Aber — es begreift sich nicht leicht.

„Damals hab' ich freilich noch nichts von solchen schönen Sachen gewußt. Ich hab' das schönste Leben gehabt. Und meine Pflege, wie sie kein Prinz besser

hat, daß ich ganz gesund geworden bin. Nur freilich immer: gib Acht auf dich, Adolf. Und: das darfst du nicht tun, mein Kind, es könnte dir schaden, bis man glaubt, es gibt nichts Wichtigeres auf der Welt, als daß man lebt. Dann hat mich mein Vater ins Geschäft genommen, und ich hab' unter ihm gearbeitet, und es ist ganz gut gegangen. Nur das Gefühl hab' ich immer gehabt und nicht mehr können los werden: ich vertrage keinen Lärm und kein Gedränge, weil ich durch so viel Jahre die Stille gewöhnt gewesen bin. Ich hab' da leicht die Besinnung verloren, und weil ich wie vor meinen Figuren hab' alle Möglichkeiten durchdenken wollen, so war ich langsam, und ich bin auf Gefahren und auf Einfälle gekommen, wohin sonst kein Mensch geraten wäre. Das war sehr nützlich, solang ich nur gewarnt und sonst getan habe, was der Vater gewollt hat. Dann, noch sehr jung, habe ich mein Geschwisterkind geheiratet, ein schönes Mädchen, das ein ganz gutes Vermögen gehabt hat, und wir haben sehr friedlich und sehr glücklich gelebt. Denn ich war ein ruhiger Mensch und ganz ohne Passion. Nicht einmal Schach hab' ich mehr gespielt. Mir war's zu anstrengend, wenn ich mich den ganzen Tag geplagt hatte: im Kopf das Geschäft, im Herzen das Weib und die Kinder. Vier Kinder hat uns Gott geschenkt. Erst drei Buben, dann ein Mädchen, und ich war sehr froh und dankbar damit.

„Mein Vater ist gestorben. Jetzt hab' ich erst einen Ueberblick gewonnen über das ganze Geschäft und bin erschrocken davor. Da steckt Geld und dort steckt Geld, und man weiß nicht, wie man wieder dazu kommen

will. Ich will durchaus liquidieren. Wir hätten von unseren Zinsen ganz anständig leben und sogar etwas für die Kinder erübrigen können, weil da unten alles wohlfeil ist und nur Geld teuer. Dagegen hat sich meine arme Frau mit aller Gewalt gewehrt; das sei ohne Beispiel und schreie zum Himmel, daß sich ein Mann mit dreißig Jahren hinter den Ofen setzt und Gott lobt. Ich hab' leider nachgegeben, wie immer, und wenn ich noch so gut gewußt hab': du hast recht, und die anderen reiten dich in dein Unglück. Aber das Herz hat mir weh getan, wenn ich heut' ein Tausendfranksbillet hab' hernehmen müssen und über die Woche wieder eins, und die sind fortgegangen, eins immer ums andere. Und es ist mir immer schwerer geworden, einen Entschluß zu fassen. Ich hab' wohl gewußt: es ist jetzt die Zeit zu verdienen; aber ich hab' mich vor jedem Risiko gefürchtet, weil schon so viel verloren war, und ich hab' zu sicher gehen wollen und bin immer gekommen, wenn es schon zu spät gewesen ist. Und das haben die Leute gemerkt, und sie haben hinter mir her geflüstert: Adolfi hat eine schwere Hand. Davon bekommt man kein Zutrauen zu sich, wenn man ohnedies schon zweifelt.

„Und wie das immer so ist — nicht aus Bosheit, nur weil sie geriebener waren als ich, und weil es ihnen Spaß gemacht hat, sich dafür zu rächen, daß sie mich einmal bewundert haben, so hat man mich hineingelegt. Man hat mir Rat gegeben, der ganz gut war, nur weil man gewußt hat, ich werd' mir's so lang überdenken, bis ich hereinfalle mit der besten Idee, oder ich werd's aus lauter Angst übereilen, eh' es noch

reif geworden ist. Immer hab' ich verloren: bei Borgen und Verleihen war ich's immer, der hat die Zeche bezahlen müssen. Was wollen Sie da machen? Wir sind zugrunde gegangen, so schnell, wie man nur eine Hand umdrehen tut. Und jetzt war ich auf einmal der Dummkopf. Denn woher sollen die Leute unterscheiden können, was Unglück und was wirklich Ungeschick und was Dummheit ist? In der Wirkung ist's doch eins — und die allein entscheidet.

„Ich hab' nicht mehr in Jassy bleiben wollen. Das verträgt man nicht, wenn man einen Charakter hat. Zwar hat mir mein größter Konkurrent in seinem Geschäft eine ganz gute Stellung geboten, daß man hätt' leben können davon. Ich hab's nicht annehmen wollen. Denn man hat viel Unrecht an mir getan, und mir wär' das eine ewige Demütigung gewesen. Und meine Frau war ganz verzagt, wie sie gesehen hat, wie schlecht das mit ihrem Willen und nach ihrem Kopf ausgegangen ist, und hat mir recht in jedem gegeben. So haben wir alles verkauft und sind nach Wien. Denn wohin hätten wir sollen? Das war eine große Stadt, und vielleicht auch ein kleines Fortkommen zu finden in ihr. Aber die Fahrt, Herr! Mit vier kleinen Kindern; und die Frau ohne Hilfe und so lang fahren und so, daß man sich's auf's billigste einrichten muß!

„Wir haben uns in der Leopoldstadt eingemietet und ein kleines Geschäft aufgemacht. Es ist elend genug gegangen. Nämlich gerad so, wie's am schlimmsten ist — nicht so schlecht, daß man es fortschmeißen dürfte, und nicht so gut, daß man existieren kann. Es fehlt, und wenn man sich noch so einschränkt, immer

etwas, nur etwas, aber das etwas ist niemals einzuholen. Und wir waren zu zweit zuviel für das Geschäft. Die Kunden hat meine Frau bedient, und es hat mich in dem Gewölb nicht gefreut, wo man sich nicht einmal hat rühren können. Und ich hab früher doch mein Kontor gehabt und meine Kommis, und wenn ich durchs Zimmer gegangen bin, so sind sie aufgestanden, und keiner hat sich ein Wort getraut, eh' ich nicht gesprochen hatte. Und meine schöne Wohnung! Hier aber hab' ich mich gekränkt und gegraust, wie man sich hat behelfen müssen, und wie sich meine Frau, die doch aus gutem Haus war und nicht an so etwas gewöhnt, hat schinden müssen um jeden blutigen Kreuzer. Und so war ich gar nicht gern zu Haus und bin lieber viel herumgelaufen. Einmal hat man mir Kommissionen gegeben, und wieder einmal nicht. Hab' ich also nichts verdient, so hab' ich nichts gegessen, nur meinen Kaffee getrunken im Kaffeehaus und herumgehört, ob da nicht Rumänen sind oder Franzosen oder Engländer, die man herumführen kann oder die sonst was gebrauchen."

„Und um eine Stellung haben Sie sich nicht umgesehen, Herr Adolfi?" fragte ich.

„Das hat meine Frau auch immer wollen. Aber etwas Passendes hat sich nicht gleich gefunden. Sie hat gemeint, ich könnt als Reisender gehn mit meinen Sprachkenntnissen. Das hat mir nicht gepaßt, Monate fort von Weib und Kindern. Und wohin hätt' man mich geschickt? Doch nur nach Rumänien. Soll ich dort um einen Auftrag betteln, wo man früher froh war, wenn Adolf Adolfi von Adolfi & Co. überhaupt

mit den Leuten ein Geschäft gemacht hat? Oder, hat sie gesagt, als Korrespondent. Was sich mir aber geboten hat, das war nicht einmal für einen Anfang, für weiter schon gar nicht.

„So komm' ich wieder einmal in ein Kaffeehaus. Ich war sehr schlecht aufgelegt. Und ich setze mich ganz zufällig an einen Schachtisch und schau' zu, wie zwei spielen. Der eine gewinnt immer. Sein Partner geht fort, er bleibt sitzen und fragt mich, ob ich nicht eine Partie machen möcht'. ‚Meinetwegen', sag' ich und bin selber neugierig, ob ich noch was kann oder ob ich vielleicht meine Sorgen dabei vergesse. ‚Wie hoch ich also spielen will?' Ich schau' ihn an und versteh' ihn nicht. Denn ich hatte noch nie um Geld Schach gespielt und nicht einmal gewußt, daß man das tut außer in Turnieren. ‚Ja', sagt er, ‚umsonst spiel' ich nicht. Fünfzig Kreuzer die Partie?' ‚Meinetwegen', geb' ich ihm zur Antwort in meiner Verlegenheit.

„Wir fangen an. Es war noch heller Tag. Er spielt nicht schlecht. Aber nach den ersten Zügen schon spür' ich's: Ich kann's noch immer und zwar gründlicher, besser als der. Ich muß nur noch aufpassen und mich anstrengen, weil ich ganz außer Uebung bin. Aber ich zwing' ihn. Eine zweite Partie. Ich zwing' ihn wieder und sicherer. Er steht auf. Ein neues Gesicht sitzt da vor mir. Mit dem geht's noch schneller. Schon stehen Zuschauer um uns und murmeln, und ich merk's — da bin ich wieder wer, und wenn ich sonst in der Welt nichts bin. Und es kommt wie Mut und Selbstvertrauen über mich, und ich ersinne Kniffe und Hinterhalt und Angriff: immer schlauer und kecker, und

ich vergesse alles und sehe nur meinen Vater vor mir, wie der gestrahlt hat vor Stolz und vor Freude, wenn Hieb auf Hieb gekommen ist, immer schneller und stärker und keiner zu parieren. Man zündet die Gasflammen an. Der Kopf wird mir schwer vor Rauch und Anstrengung, wie ich mich erhebe, so taumel' ich wie ein Betrunkener. Sieben Stunden bin ich so gesessen ohne Pause und ohne Rast, und fünf Gulden hab' ich meinem Weib nach Haus gebracht. Wir konnten's brauchen.

„Sie hat sich aber so gar nicht damit gefreut, wie ich ihr erst sage, woher ich's habe. Mein Nachtmahl hat sie mir hergestellt und hat mir zugesehen, wie ich recht ausgehungert und gedankenlos esse. Abgeräumt hat sie und ist schlafen gegangen. Mitten in der Nacht aber fährt mir ihre Hand übers Gesicht. Ich wach' auf und greife darnach. ‚Freust du dich?‘ sag' ich. Da fängt sie zu weinen an, daß ich erschrecke. Denn ich hab' gewußt, sie schläft, müd' wie sie ist, sonst die ganze Nacht durch in einem Strich, und sie muß also sehr aufgeregt sein, und sie weint sehr schwer, und ihr tut's in der Brust weh. ‚Adolf, versprich mir eins‘, und sie hat's so gehaucht, damit von den Kindern keins wach wird. ‚Was denn?‘ ‚Du wirst nicht mehr anders spielen, als nur zu deinem Vergnügen, und nicht ums Geld.‘ ‚Ja, warum denn?‘ ‚Ich will's nicht. Ich will nicht, daß mein Mann ein Spieler ist von Profession. Sei, was du willst, klopf' Steine meinetwegen — nur das nicht‘. ‚Ach was!‘ antwort' ich ärgerlich, weil sie mir so meine Freude verdirbt, dreh' mich um und tu', wie wenn ich schlafen möcht'. Noch einmal ist die

weiche Hand herübergekommen. Ich hab' mich aber nicht mehr gerührt oder gemeldet.

„Trotzdem bin ich volle acht Tage nicht mehr ins Kaffeehaus — so lieb hab' ich sie gehabt. Grad' die Woche ist es schlecht gegangen; aber wenn ich auch nicht einen löcherigen Kreuzer für sie im Sack gehabt hab', so hat sie dennoch niemals ein Wort gegen mich gesprochen. Endlich hab' ich's nicht mehr ausgehalten. Auf die Straße wollt' ich nicht, wo ich nicht verdient hab', was ich mir an den Schuhsohlen abgerissen habe. Und im Gewölb' sitzen und das traurige Gesicht von meinem Weib vor mir haben, erst recht nicht. Ich bin also nur zuschauen gegangen — und wieder hab' ich's gesehen, sowie ich nur hereintrete: Hier gelte ich was. Der Wirt war höflich, der Kellner eifrig. Man fordert mich auf, und ich spiele und gewinne noch mehr wie das erstemal. Wenn dein Weib undankbar ist gegen Gott und nicht froh mit dem guten Verdienst, den er dir gegönnt hat — warum sollst du nicht klüger sein? denke ich mir. So bin ich denn jeden Tag hinüber, und mit gutem Glück. Einmal war's mehr, einmal weniger. Man hat schon von mir gesprochen. Aus der inneren Stadt sind sie gekommen, nur um mich zu sehen. Ich war berühmt. Im Schachklub hat man mich eingeführt, und ich hab' mich gegen die besten Meister behauptet. Der war vielleicht sicherer und hat das Büchel, das heißt alle Regeln besser können, wie ich. Aber stärker war keiner und kühner auch nicht. Ich hab' durchaus keine unentschiedenen Partien mögen. Gewinst oder Verlust! Und wenn meine Frau geweint hat, daß ich mich so um keine Stellung

mehr umtu', so hab' ich bei mir gedacht: Du verstehst es nun eben nicht besser. Denn ich hab' mir reiche Freunde gewonnen und Verbindungen, die einem immer nützen können, und ihr hab' ich nur gesagt: Du hast doch immer wollen, ich soll verdienen. Jetzt verdien' ich — und dir ist's wieder nicht recht?

„Oftmals hab' ich ihr auch erklärt: Das ist kein Spiel wie ein anderes. Das ist eine Kunst und eine Wissenschaft. Da kämpfen nicht die dummen Karten und wie sie fallen, sondern der Verstand mit dem Verstand und die Persönlichkeit mit der Persönlichkeit. Wer klüger, wer besonnener ist, wer immer und in jeder Lage schärfer sieht, der gewinnt. Und es ist eine mächtige Erziehung dabei. Denn ich muß meine Aufregung unterdrücken, daß sie mir nicht bis zum Kopf steigt. Und gerade wenn's von allen Seiten eindringt auf mich, so muß ich erst kaltes Blut bewahren und aufpassen: wo ist das eine Mausloch, durch das ich schlüpfen kann, um über eine Weile wieder zur Vergeltung ihm die Zähne zu zeigen? Wir sind Künstler, Herr! und man soll uns als Künstler achten! Da hab' ich in Hastings eine Partie gegen den Meister der Welt gespielt — wir sind fertig, und er reicht mir die Hand: ‚Es hat mich in meinem Leben mancher besiegt, Adolfi, aber so elegant und so überlegen wie Sie noch keiner.' Ist das nichts? Und warum heißt man uns allgemein Meister? Und von so einer Kunst, die so viel Studium kostet und ein solches Vergnügen bereitet, soll man nicht leben können, und nicht einmal leben dürfen! Und was wir schaffen, das hat doch sogar seine Dauer. Die Hanstingser Partie — ich muß sie Ihnen

einmal vorspielen, es ist auf beiden Seiten nicht der kleinste Fehler darin, und sie ist zu schön! — kommt gewiß in alle Lehrbücher, und jeder kann sie sich nachziehen, kann sich damit freuen und aus ihr lernen, und der Adolfi ist unsterblich."

Er hielt inne. Ich sah seine Aufregung und wie oft und tief er über dieses Thema nachgedacht, wie der Mensch nur seine eigenste Rechtfertigung übersinnt. „Es ist doch nur ein Spiel," meinte ich über ein Weilchen. „Und es ist eine sehr bedingte und begrenzte Unsterblichkeit."

Ein böser Blick. Dann: „Und was ist denn eigentlich unbedingte und unbeschränkte Unsterblichkeit? Von den Büchern, die ich als Kind gelesen habe und bewundern mußte — was gilt denn noch heute von ihnen? Sie reden beinahe, wie meine Frau mit ihrem Weiberverstand gesprochen hat. Die hat's auch niemals begreifen wollen. Sie ist gestorben."

Ich wies nach dem Hut an der Wand. „Deshalb wohl der Trauerflor?"

Er zuckte heftig mit den Achseln. „Ich kann nicht so lang trauern um jemanden, und nicht einmal, wenn ich mir oft wünsche, ich dürfte wieder liegen neben ihm. Das sind viele Jahre. Das kommt später."

Es war sehr schwül geworden um uns und ein starker Tumult von Kommenden und Gehenden, ein Geschwirr von Stimmen, ein Läuten an Gläser. Die Gasflammen sangen. Der Rauch der Zigarren und der Qualm der Speisen quollen zäh und stickig durch den Raum. Heisere Rufe nach den Kellnern, denen das eintönig rhythmische „Bitte sehr," „Bitte, gleich"

wie eine schläfernde Singweise folgte. Dazu das schrille Geklapper der Teller. Der ganze Lärm eines vielbesuchten Wirtshauses. Zwischendurch sprach er; leise, mit einer schrecklichen Eindringlichkeit. Anscheinend gelassen und dennoch fortgerissen vom Strome seiner Erinnerungen, darin er wehrlos trieb. Eine Erregung war in ihm, und sie durchglomm sein ganzes Gesicht, schwellte die Nüstern, ließ die Finger in rastloser Bewegung nun mit einer Zigarette spielen, nun sie zerpflücken. Wie er einen Augenblick im Reden inne hielt, trank, sich ruhte, so sah man, wie ihn die Lebendigkeit, ja die Leidenschaft seines Wesens erschöpfte in innerlichen und nicht zu bemeisternden Wallungen; wie tausend Fragen, keine abzuweisen, durch sein Gehirn irrlichterten, seine Brust schwellten, daß sein Atmen wie ein Stoßseufzer klang. Er war eben ein Südländer. Ich ließ eine Flasche Rotwein kommen. Wir klangen an und tranken. Dann, mit wiedergewonnener Gelassenheit, die ihm, ich erkannt' es schon an dem rumänischen Akzent, der immer stärker in seiner Rede durchschlug, ganz zu schwinden begonnen hatte, hob er wieder an:

„Gerade damals, wie sich schon meine Frau niedergelegt gehabt hat, um nicht mehr aufzustehen, habe ich meine erste interne Meisterschaft gewonnen. Ich war vierzig Jahre vorüber. Die Buben, es hat keiner den Kopf zu was besserem gehabt, waren in der Lehre. Das Mädchen nahm ein sehr wohlhabender Freund, der überhaupt der einzige bis heute ein Herz für mich gehabt hat, zu sich in sein Haus. Ich habe das Geschäft verkauft, das mir ganz fremd war. Etwas von

dem Geld habe ich mir für den ersten Anfang genommen; den Rest, es war wenig genug, dem Freunde für das Kind gegeben, damit es etwas lernen kann. Ich hab' gemeint, sie soll Lehrerin werden, weil das eine schöne Stellung ist und ein sicheres Brot. Sie war klug und sehr still und überlegt, und er hat sie ganz gern zu sich genommen, halb zu seinen eigenen jüngeren Kindern, damit die eine Gespielin haben, die doch schon aufpassen kann auf sie, und halb aus alter Freundschaft zu mir. Er hat mir's in die Hand versprochen, daß er sie wie sein eigen halten will, und er hat mir das durch die Jahre gehalten wie der seltene Ehrenmann, der er überhaupt ist. Hernach, als ein freier Mensch, bin ich fort in die weite Welt. Zuerst gleich übers große Wasser, nach Newyork zu meinem ersten Match. Ich hab's spielend gewonnen, und was mir vom Preis übrig geblieben ist, das habe ich gleich nach Wien geschickt für mein Mädel. Ueberhaupt — in Amerika ist es mir eigentlich noch am besten gegangen. Dort schätzt man uns. Tagesblätter haben mein Bild gebracht und ganze Spalten über mich geschrieben. Dort weiß man, wir sind Künstler in der schwersten Kunst; also verkehrt man gern mit uns, ist gastfrei und verlangt nicht, daß wir dafür uns bedanken oder die Hand küssen und dabei leben wie arme Handlanger. Ich wollte, ich wäre drüben geblieben oder ich könnte so bald wieder zurück. Mein Glück hätte ich vielleicht machen können, nicht mit dem Schach, aber durchs Schach. Wenn ich nur länger ausgehalten hätt' drüben! Nun, es war eben nicht. Also, nach dem Match, welches ein großes Aufsehen erregt und

worüber man mehr depeschiert hat, als hier über einen Mord, hab' ich mein erstes Turnier mitgemacht. Auch das mit Glück. Ich habe trotz sehr starker Teilnahme den zweiten Preis und überdies den Preis für die schönste Partie während des ganzen Turniers bekommen."

„Das ist so fortgegangen. Von einer Stadt zur anderen, von Match zu Match. Nur ist das mein bester Rekord geblieben. Immer hab' ich später gerade nur so viel verdient, daß man leben kann. Immer so viel Erfolg gehabt, daß man nicht verzweifelt und sich denkt: Du bist jetzt nicht in deiner Stärke, aber nächstens kommt das ganze Glück und ganz zu dir. Denn das ist einmal so bei dem Geschäft — es bleibt immer eine Hoffnung und eine Aussicht, daß man wenigstens nicht ganz leer ausgeht. Dabei habe ich nichts gedacht, nur Schach. Nichts geträumt, nur Schach. Wenn ich einen großen Platz mit einem Turm in der Mitte vor mir gesehen hab', so hab' ich mir ihn in Gedanken in die vierundsechzig Felder geteilt, und der Kirchenturm war der König, und die Häuser waren Steine, und sie sind marschiert, und ich hab' angegriffen und verteidigt. Aber das Glück hat ewig nicht kommen wollen. Darüber habe ich wieder an meiner alten Furchtsamkeit zu leiden begonnen. Wenn sich bei einem Turnier die Zuschauer um meinen und meines Gegners Tisch gedrängt haben und aufpaßten mit der gewissen gespannten Erwartung, besonders wenn's zu Ende geht und jede Kleinigkeit die Entscheidung bringt, so hat mich das verwirrt, und wenn einer seinen Blick über das Brett hat gehen lassen, so habe ich mir ge-

schworen, er hat was herausgefunden, und hab' das herausbekommen wollen, und meine Zeit und meine ganze Ruhe verloren dabei. Es war wieder wie die Verantwortung, vor der ich mich immer gefürchtet habe.

„Auch hat man seine ganze Besonnenheit nötig bei einem Turnier. Man sollte den ganzen Tag sich sammeln für seine Partie und, wenn es geht, den studieren, mit dem man's nächstens zu tun haben wird. Sammlung, Herr! Wie aber hätt' ich das mir leisten können? Denn ein Preis ist unsicher, und man will unter allen Umständen leben. Da hat der eine sein eigenes Vermögen; und den anderen schicken Freunde; und wieder einen sendet ein Klub, damit er seine Farben trägt und vertritt in diesem Turnier. Ich bin auf eigene Faust gekommen, freilich aufgefordert, denn der erste beste wird da nicht zugelassen, aber auf mich allein gestützt und ohne Beistand. Und da hab' ich die Nächte durchgespielt, nur um zu essen zu haben. Und wenn ein freier Tag war, und es hat sich machen lassen, so hab' ich eine Vorstellung gegeben, nämlich ich habe mich gleichzeitig mit so vielen gemessen, wie eben Lust dazu hatten. Dann, wo ich mein Bestes hätte zeigen müssen, so war ich müd', und die Nerven haben mir nicht gehorcht. Und mitten im Kampf ist mir was eingefallen. Zum Beispiel — meine Tochter. Denn die hab' ich immer am liebsten gehabt. Buben sind Buben, die sollen sich immer nur durchbeißen durch die Welt, und die meinen tun's ganz redlich. Aber ein Mädel — das sollte nicht unter fremden Leuten sein müssen, und wenn's tausendmal beim besten

Freund ist, den man auf dieser ganzen großen und verlassenen Welt hat.

„Dazu das ewige Wandern! Denn Sie dürfen nicht lang in einer Stadt sein, wenn man nicht seine Stellung oder seinen Beruf in ihr hat. Sonst nutzt man sich ab, und die Leute finden auf einmal, sie hätten schon genug an einen verloren. Das bringt einen um, und man begreift's an sich selbst, warum die besten unter uns früh mit Elend zugrunde gehen. Im Wahnsinn; am Rückenmark; im Selbstmord. Und die Furcht: wie wird's morgen, und wie wirst du bestehen? Und sagt man nicht schon von dir: Adolfi geht zurück? Kein Geiger oder Schauspieler hat's so schlimm. Keine Kunst meint's so bös. Froh war ich nur, wenn ich einen Brief von meinem Freund bekommen hab'. Da war ich stolz und hab' geatmet. Denn meine Tochter ist so geworden, wie man sich's wünscht und wie sie sollte, und sie war sehr stolz auf mich und meinen Ruhm. Drei Jahre hatt' ich sie nicht mehr vor Augen gehabt. Nun war sie geprüft, und, wie mir mein Freund geschrieben hat, hätte sie schon in Stellung sein können.

„So tüchtig und in solchem Ruf war sie! Aber er lasse sie noch nicht fort: denn sie hätt' ihm die Jahre so viel geleistet, und sie sei ihm lieb wie sein eigen Kind, und er wollte sich denken, Gott hätt' ihm ein Mädchen mehr geschenkt, und es versorgen. So brav ist der Mann! Und ich hab' mein Elend versteckt vor ihr und ihr nichts geschrieben, nur Glück, zum Beispiel, wenn man mir ein Fest gegeben hat und hab' mir gedacht: Wenn du einmal nach Hause kommst, so zieht

ihr zusammen. Du wirst immer etwas verdienen, wie es sich gerad' findet, und sie wird unterrichten. Und wir werden einander lieb haben, und macht sie ihr Glück, so wirst du bei ihr unterkriechen. Man wird dich dulden, und du wirst deine Heimat haben und deine Pflege, denn man wird alt, und wirst dich ausruhen. Das hatt' ich mir ausgemalt durch die vielen und langen und die traurigen Jahre. Es ist nichts damit!" . . .

„Ja, warum denn nicht?" fragte ich in erregter Teilnahme. Er wies nur stumm nach dem Hut mit dem Trauerflor. Dann stöhnte er gewaltig auf und hub, alles vergessend, beide Arme zur Höhe. Sich besinnend, zwang er sich wieder und saß mit steinernem Gesichte da.

„Gehen wir." In seiner Stimme war ein blecherner und rasselnder Ton, wie ich ihn kaum je zuvor vernommen. Wir verließen gemeinsam das Gasthaus. Auf der Straße blieb er eine Weile zögernd stehen. Dann schloß er sich mir an. Wir wohnten in benachbarten Häusern und hatten nicht weit bis dahin. Es ging eine abschüssige Straße hinunter. Zu unserer Linken, auf einer ansteigenden Mauer, standen alte Häuser, eines darunter, blutrot gestrichen, schien grell durch die Nacht. Ein winterlicher Brodem quoll um uns. Vor uns, in schön geschwungener Linie, zogen sich die Gasflammen dahin. Auf dem Boden standen eiserne Roste; durch ihre Stäbe glommen glühende Kohlen, und es war ein leiser, grauer Rauch darüber. Man besserte am Kanal. Die rötliche Glut brach, scharf umgrenzt und glosend, durch die Winternacht.

Er bückte sich und zündete an den Kohlen eine Zigarre an, und sein Gesicht war im grellen Widerschein sehr verzerrt und unheimlich anzusehen. Dann sah er sich wild und scheu um. Er röchelte. Er griff nach meinem Arm, daß es weh tat. Er krallte sich förmlich ein. Und plötzlich lag sein Mund an meinem Ohr. „Herr! schweigen! Um Gotteswillen, schweigen!"

War das ein Anfall? Es kam doch wie ein Schrecken über mich.

„Herr, schweigen! Vor acht Tagen haben wir sie begraben. Umgebracht hat sie sich!"

„Umgebracht!" Ich sah ihn ganz verstört an. Es war ein Schauer, der mich ankroch in trägen Schlangenringen bei diesen schmerzlichen Flüsterlauten.

„Umgebracht! Zum Fenster ist sie hinausgesprungen!"

„Und warum?"

„Ich weiß nicht. Ich hab' sie so lang nicht mehr gesehen, und sie war fremd zu mir, und sie hat mir nichts gesagt, und nicht einmal eine Zeile hat sie mir geschrieben, vor ihrem Ende."

Wir blieben in gleicher Beklommenheit stehen. Vor uns war ein freier Platz. Ein sehr hohes Haus ragte; der Strom lag schwarz vor uns, und in schönen und lichterhellen Bogen spannte sich eine Brücke darüber. Er begann aber wieder:

„Ja. Vor drei Jahren war ich dagewesen. Zuletzt nämlich, und ich habe bei meinem Freunde gewohnt. Sie war damals siebzehn Jahr und sehr, sehr hübsch. Es war ein Vergnügen, wie sie gewirtschaftet hat im Hause, und wie die Kinder an ihr gehangen und ihr gefolgt haben, mehr wie der eigenen Mutter.

Alles hat Schick gehabt, was sie angreift. Wenn sie nur das Brett angreift oder die Steine aufstellt mit den schönen, schlanken Fingern, und mein Freund hat ihr jeden einzelnen daraus nehmen müssen, so dienstwillig war sie und so eifrig. Und er sagt noch: ‚Was Adolfi? Ein Prachtmädel!‘ und seine Augen leuchteten dabei ganz stolz, weil er sie doch erzogen hat, und sie wird über und über rot dabei und blickt zu Boden. Denn sie war leicht verlegen zu machen und schüchtern, und wenn er sie angesprochen hat, wo sie sich's nicht erwartet, so hat sie sich verfärbt und keinen Atem bekommen. Freilich nur vor ihm war sie so, weil er ein sehr ernster Mann war, und ich ihr immer sagte, wie viel Dank sie ihm schuldet. Und so was Schmeichlerisches hat sie an sich gehabt. Denn einmal, wie wir zwei spielen, so steht sie hinter mir und neigt sich über meine Schulter. Immer tiefer; und ich seh' endlich, wie ihr schwarzes Haar, unter dem die weiße Stirn so sehr blank hervorgeleuchtet hat, an den Kopf von meinem Freund rührt. Und warum nicht, Herr? Wie sein liebes und leibliches Kind — so war sie doch!“

„Und geschrieben hat sie mir im letzten Jahr sehr selten. Und wenn schon, so war so was drin, ich weiß kein rechtes Wort dafür. So wild und wieder ängstlich. Ich hab' jetzt ihre Briefe wieder gelesen — da hab' ich's gesehen, und damals nicht, und damals hätte ich zurück müssen nach Wien. Und jetzt — sie war noch hübscher, nur schmäler und wie abgehärmt. Aber das kommt gerade in dem Alter oft. Und mein Freund war gegen sie wie immer; aber sie war abwehrend zu ihm, und er hat sich gekränkt darüber; und zu mir war

sie frostig. Und die Kinder haben was Freches an sich, und die Frau hat so was Spitzes an sich gegen sie gehabt, so etwas Lauerndes. Und sie hat sie behandelt jetzt mit übertriebener Höflichkeit und jetzt wie eine Magd. Aber so war sie immer gewesen; denn sie ist neidisch und geizig, gar nicht hübsch, und nur viel Geld hat sie. Ich denke mir also mein Teil und rede nicht erst ein Wort, sondern such' mir eine Wohnung und freu' mich insgeheim, wie ich mich in meinem Leben mit nichts mehr gefreut hab', komm' mit der fertigen Sache zu ihr und sag' ihr alles, wie ich's mir ausgedacht hab'. Und sie wird mir ganz blaß dabei und entgegnet mit keinem Laut. Am andern Morgen haben sie sie im Hof gefunden. Sie war schon tot. Das Begräbnis hat mein Freund bestritten.

„Nicht einmal ein Bild hab' ich von ihr, Herr! Und ich weiß nicht, warum sie's getan hat. Von einer Liebschaft hätte man doch in dem Hause etwas wissen müssen, wo man sie den ganzen Tag unter Augen hatte. Wenn schon — warum soll ein junges und hübsches Mädchen nicht wen lieb haben dürfen? Oder, weil mir mein Freund öfter ausgeholfen hat, hat man ihr vielleicht etwas gegen mich gesagt, daß sie die Achtung vor mir verloren hat und den Glauben an mich? Und verzweifelt ist an ihrem Vater? Herr! Und mit dem Kopf soll ich spielen!"

„Sie sollten sich ausruhen, Adolfi," sagte ich erschüttert. „Ihre Freunde müssen Rat dazu schaffen. Sie gehen ja zugrunde."

Er zuckte mit einer unsäglichen Gelassenheit die Achseln.

„Meine Freunde! Und ich will noch leben. Aber wovon sonst?“

Ein hartes Wort schwebte auf meinen Lippen. Ich zwang's nieder. Er aber hatte es schon begriffen und erfaßt. Und wiederum sehr leise: „Wozu lebst du? denken Sie sich. Aber ich lebe zu gern. Und ich kann nicht sterben. Noch nicht. Erst muß ich wissen: warum hat sie das getan und hat mich allein in der Welt gelassen mit einem verwüsteten Kopf und mit einem verwüsteten Herzen!“

Wir waren am Ende des Platzes, am Stromufer. Vor einem Kaffeehause flammte das nun bläuliche Licht der elektrischen Lampen, um über ein Weilchen sehr weiß aufzuzucken und durch die Nacht zu geistern. Er beruhigte sich mühsam, wendete sich von mir ab und schluckte heftig. Und dann: „Ich bin zu aufgeregt. Ich weiß, ich kann noch nicht schlafen. Wollen wir nicht einen schwarzen Kaffee trinken? Und“ — seine Stimme sank bis zum Unvernehmlichen — „wollen wir nicht zur Beruhigung ein paar Partien Schach spielen?“

Wir zogen die Steine. Ich schlechter denn je. Denn ich hatte für nichts Sinn und Auge, nur für meinen Partner. Der spielte mit trommelnden Fingern, schnippend damit, an seinem Barte zerrend, die Zigarettenbüchse, aus der er sich im entscheidenden Augenblick eine drehte, neben sich, und überlegen wie immer. Nur seine Mundwinkel hoben und senkten sich häufig. Ich aber wußte nicht, ob in einem Nachklang der Bewegung von vorhin, oder sinnlose Worte murmelnd, wie das seine Gewohnheit im Spiele war.

Digitalis

Gemeinsam traten sie aus dem Trauergemache. Hinter ihnen quoll durch die geöffnete Türe ein heftiger Geruch von Karbol. Er erfüllte dumpf und atembeklemmend das Vorzimmer. Erst vor Stunden war das Letzte eingetreten und die Bestürzung im ganzen Hauswesen noch so groß, daß niemand daran dachte, den beiden das Geleite zu geben, wie sich's gehört hätte. Einträchtig hingen die Ueberröcke neben einander: der einfache Wintermantel des großen Arztes, der nichts mehr auf Aeußerlichkeiten zu geben, niemandem dadurch mehr den fürstlichen Stand seiner Einkünfte aufzuweisen brauchte, der kostbare Pelz des Anfängers. Doktor Piecha half dem Hofrat beim Ankleiden, dann stiegen sie, schweigend und immer durch eine Stufe geschieden, die schöne und adlige Freitreppe herunter. Es war ein frischer Tag, in den sie traten; sehr helle Sonne, und dennoch stob ein feiner Schneefall, und jedes der Sternchen schimmerte und glitzerte unsäglich. Der Wagen des Hofrats harrte; der Kutscher öffnete den Schlag mit der beflissenen Eilfertigkeit eines Dieners, der den Wert der Zeit für seinen Herrn kennt. Die zwei säumten ein wenig; die Kühle tat ihnen nach den mannigfachen Aufregungen, nach der schweren Schwüle des Sterbezimmers wohl. Sie atmeten tief; aus wechselnden und dennoch verwandten Gedanken ein jeder. Endlich begann der Hofrat: „Sie fahren mit mir, Herr Kollega?"

Dr. Thomas Piecha verneigte sich. Es war in allem, was er in der Gegenwart des anderen tat, jene verlegene Schüchternheit, wie sie nur ein Schüler seinem Meister gegenüber kennt, vor dem er sich unbedingt beugt, dem gleich zu kommen er niemals hoffen darf. Sie stiegen ein. Das sonst so unerträgliche Gerassel des Wagens war in etwas gedämpft durch den Schnee. Beide saßen stumm nebeneinander. Der Hofrat zündete sich eine Zigarette an, so nachdenklich, daß er vergaß, seinem Begleiter davon anzubieten, der es nicht wagte, sich selber eine anzustecken. So gingen endlose Minuten, in denen jedem vor dem ersten Wort bangte. Endlich warf der Professor mit einer heftigen Bewegung die Zigarette fort. Dr. Piecha schrak auf; er hatte die ganze Zeit unablässig über das eine Wort „Herr Kollega" gegrübelt und nun Hoffnungen, nun das Schlimmste daraus gefolgert. Denn ein unklares Schuldgefühl lag beängstigend auf ihm.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Herr Doktor," begann der gefeierte Chirurg, und seine Stimme klang sehr hart, wie sie nur klingt, wenn man aus einem bestimmten Vorsatz heraus spricht.

„Mit mir, Herr Hofrat?" Es war eine so rührende Angst im Ausdrucke, im Antlitz des jungen Mannes! Seine blauen Augen hafteten auf dem Gesichte seines Nachbarn. Die Hände verkrampften sich so heftig ineinander, daß sie in den Gelenken krachten, in einer stummen Bitte, in einer lauten Pein. Denn die Einleitung sagte ihm genug.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen," fuhr der andere unbeirrt und so in sich und im Reinen mit sich fort,

daß er keinen Blick für die Erregung des Berufsgenossen hatte. „Und es ist nichts Angenehmes. Ich muß Ihnen einen Rat geben: Legen Sie Ihre Praxis nieder . . .“

„Herr Hofrat!“ Dr. Piechas Gesicht glühte.

„Es bleibt mir nichts anderes übrig. Denn eine Sühne muß sein, für das, was Sie da hinten,“ er wies nach rückwärts, „getan haben. Dem Manne war zu helfen. Nicht etwa nur durch mich oder sonst einen ersten meines Faches — durch jeden, der mehr Sicherheit der Hand oder auch nur mehr Erfahrung hatte, als Sie nun leider zu besitzen scheinen.“

„Herr Hofrat!“

„Gedulden Sie sich ein wenig. Es scheint, Sie können das überhaupt nicht genug. Ich nehme den für Sie günstigsten Fall — Sie haben sich nur übernommen. Und nun ermessen Sie die Folgen. Der tote Mann war ein hoher Beamter. Jedes Jahr, das länger zu leben ihm vergönnt war, bedeutete für seine ganze Familie einen unendlichen Gewinst. Es konnten immerhin noch ziemlich viele sein. Nun sind sie alle durch Ihre Schuld einem Lose gegenüber, das nach ihrer ganzen Vergangenheit, nach allen ihren Gewohnheiten das nackte Elend bedeutet. Sie sehen das ein, Herr Doktor?“

„Ja, Herr Hofrat,“ stotterte Dr. Piecha. Er war in diesem Augenblicke so innerlich vernichtet, daß er zugestanden hätte, was man immer von ihm begehrte.

„Also,“ der große Arzt hörte sich gerne sprechen, wie einer, der es gut kann, sich daran freut und schon

von Amtswegen keine Widerrede gewohnt ist. „Also, da gilt's büßen. Ich müßte eigentlich selbst Anzeige erstatten. Denn es sind Kunstfehler unterlaufen, die mir einfach unbegreiflich sind bei einem Manne, der doch einmal etwas gelernt haben muß. Ich will davon abstehen. Sie haben sich zu viel zugetraut — Sie dürfen nicht mehr in die Lage kommen, noch einmal den gleichen Fehler zu begehen. Herr — wo haben Sie eigentlich studiert? Soll d a s Wiener Schule sein?"

„Ich war Ihr Hörer, Herr Hofrat . . ."

„Erzählen Sie das nicht herum. Es könnte selbst mir schaden. Ich fordere Bescheidenheit von denen, denen sie nur nützlich ist." Der ganze Stolz auf die hochberühmte Schule, der er angehörte, deren Ruhm er selber so erhöht, sprach aus seinem Hohn. „Also: Sie legen die Praxis nieder?"

„Ich werde, Herr Hofrat."

„Ihr Ehrenwort?"

„Mein Ehrenwort."

„So wären wir fertig." Er ließ den Wagen halten. „Und glauben Sie mir, Herr Doktor, — niemand spielt gerne den Richter."

„Das heißt: niemand spricht gern ein Todesurteil," entgegnete Dr. Piecha mit bebenden Lippen, die unsichere Hand am Wagenschlage, und stieg aus.

Der Hofrat sah auf, ihn an. Nun erst fiel ihm die Verstörtheit des Mannes recht auf die Seele. Es war um die Lippen ein ewiges Zucken, halb vergreint, halb ängstlich, wie eines verprügelten Kindes; der Mund war davon verzogen, und der Unterkiefer hing schlaff und greisenhaft herab. Mit weinerlich halb-

offenem Munde, den blonden, schütteren Vollbart in ständiger Bewegung, atmete er schwer. Er sah eigentlich recht jämmerlich und kläglich aus. Ein plötzliches Mitleiden quoll im Herzen des Hofrats auf. „Nehmen Sie's nicht zu tragisch, Herr Doktor," sprach er rasch. „Sie sind jung. Sie können sich eine neue Existenz in einem Berufe bauen, für den Sie mehr geeignet sind."

„Ich danke, Herr Hofrat, ich danke," entgegnete Dr. Piecha, ohne die gebotene Hand zu berühren.

Er stand allein am Kohlmarkt. Der Schneefall hatte ganz aufgehört. Ein leiser Wind ließ die elektrischen Lampen, die da ungefüg und häßlich an zu dünnen Tauen hingen, sachte schwingen und schaukeln. Er scheuchte die sehr zarten Wolken, durch die das satte Blau des Winterhimmels schimmerte, färbte mit höherer Röte die Wangen der Mädchen und Frauen, die, Schleier um sich geschlagen, behend und zierlich einhertrippelten. Es war sehr lebendig, sehr vergnüglich. Aus einiger Ferne erscholl das dumpfe Rasseln von Trommeln, und schon durch den Rhythmus gezwungen, nahm er ihr forderndes Marschtempo an. Und plötzlich drang in die Mitte der Lustwandelnden und Geschäftigen ein Gewalthaufen halbwüchsiger Jugend, verlumpter Männer, alle die Mützen schief gesetzt und mit leuchtenden Augen. Sie füllten, unbekümmert um die eilenden Wagen, die Fahrbahn, gehabten sich auf den Bürgersteigen wie eine Horde Eroberer, stießen und drängten sich durch die Wohlgekleideten, Gesitteten. Und mit rauschendem, gewalttätigem Jubel hub die Burgmusik an und übertönte mächtig und brausend das

Leben und Lärmen der Straße, und Dr. Piecha, ohne zu wissen, was er tat, pfiff sehr leise die Melodie des sehr dreisten Marsches mit, den sie zu zinken und zu blasen begannen. Denn er war sehr musikalisch. Und so sah er den Ziehenden nach, bis der ganze Schwarm im leuchtenden kuppelbekrönten Burgtor verschwunden war.

Dann ging er stumpf seiner Wege. Ein rechtes Bewußtsein dessen, was ihm geschehen, war noch nicht in ihm. Das arbeitete sich in ihm erst langsam zur Klarheit und peinigte ihn mit heftigen, immer gleichen Wehen. Stoß um Stoß stieg's in ihm auf, beklemmte seine Seele, füllte seine Brust, erhob sich umflorend, daß er in all der Helle wie im Nebel tappte, ins Hirn. Es war ihm etwas geschehen und zwar von der Art geschehen, welche nimmer wieder gut gemacht wird. Was aber? Und warum konnte es nicht mehr gut gemacht werden? Während der Stunde, die ihm noch bis zum Mittagessen blieb, grübelte er darüber. Denn er wollte nicht früher heim, eh' er nicht mußte, nicht e i n e Minute früher. Vielleicht kam ihm gerade in der letzten einige Fassung. Denn was für ein Gesicht sollte er jetzt den Seinen zeigen? Er fühlte, daß sie bei seinem Anblick erschrecken mußten und blieb vor einem Spiegelfenster stehen. Halb befriedigt nickte er seinem Abbilde zu — es sah ihm wirklich greisenhaft verwüstet entgegen. Er ordnete mechanisch an seiner Kravatte, ehe er weiter ging, wenn ihm wieder ein Gedanke aufblitzte und zum Stehen und Denken zwang.

Also das war es: er hatte diesen Mann bewundert,

wie nichts und niemanden auf der Welt. Sein Ruf hatte ihn just an diese Hochschule gelockt. Er sah bald, daß hier eine Größe war, die durch die Nähe um nichts verlor. Dieselbe Hand, die heute sein Leben fortgeschleudert, wie den unnützen Zigarettenstummel, hatte er oftmals mit scheuem Erstaunen verfolgt, wenn sie demonstrierte oder gar mit dem Messer in den feinen, unbarmherzig kräftigen Fingern ihre Wunder im kranken Leibe tat. Hier war ein ungemeines Wissen bei ungeheurem Können. Dr. Piecha sah den Mann vor sich, wenn die Türen des Krankensaales aufflogen und er eintrat, hinter ihm der Schwarm der Assistenten; alle begierig nach seinem Worte kaum minder als die Bresthaften nach seinem Trost und seiner Hilfe. Recht wie der Herr über Leben und Tod, der er ja eigentlich auch war, erschien er da und im Operationszimmer. Dies stählerne Auge, vor dem der sieche Organismus kein Geheimnis zu haben schien, diese eherne, klingende Stimme, die so klar den verwickeltsten Fall auseinanderlegte, hatten etwas Bändigendes. Sie zwangen und unterwarfen den Studierenden der Medizin Piecha völlig. Es war die reine Abgötterei, die er in sich mit dem großen Lehrer trieb. Er wußte es und konnte nicht anders. Denn er hoffte auf keinen Dank. Er war sich der Mittelmäßigkeit seiner Gaben bewußt, mußte es werden, wenn er sah, wie behend andere waren, wie mühsam er sich in der Arbeit zurecht fand. Und vor allem: hier war jene unbedingte Sicherheit, die keine Schwierigkeit kennt, weil sie keine anerkennt.

Um mindestens in eine Art einseitiger Beziehung zu seinem Vorbilde zu gelangen, sammelte und erkun-

dete er alles, was immer die Lebensgewohnheiten des Meisters anging. Er freute sich, daß ihnen beiden mindestens eine Neigung gemein war: die für Musik. Er hätte dadurch leicht mit dem Gelehrten in Berührung kommen können, denn der liebte es, wenn er übermüdet heimkam, Musikabende unter Mitwirkung auch seiner Hörer bei sich zu veranstalten. Sie waren ihm die beste Erholung, weil sie sich allein an das dunkle Gefühl, nicht an den hellen Verstand wenden. Piecha dachte nicht einmal daran, wie andere, diese Neigung zu seinen Gunsten zu nutzen. Er arbeitete rastlos, um durch Fleiß seine mangelnden Gaben zu ersetzen; ohne jemals zu bummeln, brauchte er bis zur Beendigung seiner Studien länger, als selbst minder Fähige, nur weil er's unendlich ernst nahm. Auch hatte er keine Eile; denn sein ererbtes Vermögen genügte reichlich für seine Lernjahre und bot ihm selbst noch Gelegenheit, sich einzurichten und die erste Zeit des Wartens leidlich zu überstehen. So trat er in die Praxis. Er vermählte sich zeitig mit einem ihm lieben, ziemlich begüterten Mädchen. Sie lebten so glücklich, daß ihm nur zweierlei Wünsche blieben — nach einem Erfolge, der ihm das gäbe, was ihm nur zu sehr mangelte, wie er selber fühlte: das Selbstvertrauen, und nach dem, was ihm erst die Weihe auch des größten Erfolges gewesen wäre: nach einem Worte der Anerkennung aus dem Munde seines Meisters. Einzig darum hatt' er sich allein und ohne rechten Beistand an diese Operation gewagt, die so schlimm endigte und ihn mit ihren Folgen vernichtete. Und sie war nicht einmal gar so schwierig gewesen! Nun wußte er's: allein seine Unzu-

länglichkeit hatte ihn dort scheitern lassen, wo manch einer Erfolg hätte haben müssen. Das war es, was ihn den ganzen Abstand zwischen sich und — anderen ermessen lehrte, was ihn vollends niederschlug. Und für immer; es gab kein sich Erheben mehr, darüber gab er sich jetzt schon keiner Täuschung hin . . .

In all seiner Beklommenheit hatte er dennoch den Weg eingehalten, der von ihm zu gehen war. Vor einem Hause blieb er stehen. Ein Patient wohnte ihm da; sein Patient, dacht' er mit einer starken Bitterkeit, den nicht aufzugeben er entschlossen war. Denn hier vermochte keine Kunst mehr etwas. Es war ein reicher Mann, der seinem Herzen in der Hast des Erwerbens und des Genießens zu viel zugemutet hatte. Dr. Piecha trat in das Zimmer des Kranken, der in einem Lehnsessel kauernd saß. Denn er vertrug vor Beklemmungen keine andere Lage mehr. Wie der Arzt seinen Puls griff, so umklammerte er mit der freien Hand des Untersuchenden Arm: „Wie stark Sie nur sind! Mir geht's so schlecht, Herr Doktor, sehr schlecht," jammerte er. „Helfen Sie mir!"

Dr. Piecha tröstete: „Es ist nicht so schlimm. Es wird schon wieder besser werden."

„Ich glaub's nicht mehr, Herr Doktor! Wenn man so da hockt, Tag und Nacht! Und das geht so, ich weiß nicht mehr, wie lang, wissen Sie. Und man bemüht sich um einen und macht ihm den Wurstel vor wie einem Kind, nur damit's nicht schreit. Und man möcht' doch schreien, wenn man sich nur nicht schämen möcht'. Und jeder sieht einen an: na, wie lang willst du's denn noch treiben, wo's doch schon lang Zeit wär', daß man dei-

nen Stuhl einmal ordentlich an die Luft stellt? Gar die Nacht! Wenn man auf einmal spürt, wie sich's klemmt in einem, und es kommt eine Angst: jetzt ist's gar für immer, und man hebt sich in seinem Stuhl und wirft die Arme in die Höh' und will nicht sterben. Ich will's nicht, Herr Doktor! Will's nicht! Ein jeder Tag, den man mir gibt, ist gut, und ich danke Ihnen dafür."

Er röchelte. In Stößen und immer mit sich kämpfend und seiner immer steigenden Atemnot brachte er die Worte vor. Dr. Piecha hörte ihn mit aller Teilnahme an; aber mit dem Kranken fühlte er, bei allem berufsmäßigen Mitleiden, kein rechtes Erbarmen in sich. Eher regte es sich, sonderbar und dunkel genug, in ihm gegen sich selbst. „Sie regen sich zu viel auf, Herr Kommerzienrat," sprach er begütigend. „Es ist keine Ursache dazu. Das Herz ist eben etwas geschwächt. Es handelt sich darum, es in Gang zu erhalten. Wenn es sich erst wieder daran gewöhnt, sein Werk ordentlich zu tun, so ist alles gut. Bis dahin muß man ihm eben nachhelfen. Es ist kein Anlaß zu Besorgnissen. Ich werde Ihnen das gewohnte Mittel verschreiben. Ein bißchen mehr davon." Und wie er sich über das Papier beugte und sein „Digitalis" niederschrieb, sah er, daß die höchste gestattete Zahl der Tropfen schon erreicht war und daß also das Ende nahe, sehr nahe sein mußte . . .

Er wendete sich nun heim. Das war sonst sein liebster Gang, und die Stunde nach Tisch seine Feierstunde. Dann waren nämlich die Kinder wach und munter, die sonst schon schliefen, wenn er zu Abend wieder nach Hause kam. Es war sehr sauber gedeckt; ein

kleinbürgerliches Behagen, recht wie bei Leuten, die sich am Ende das Notwendige nicht versagen müssen, ohne daß sie etwas für das Ueberflüssige übrig hätten, war in den drei Räumen, deren einer als Empfangsstube dienen mußte. Er war schon etwas ruhiger geworden; mindestens das Zittern und Schwingen in ihm, das ihn durch eine Zeit so unsicher gemacht, hatte doch schon aufgehört. Man aß. Und als die Ehegatten für einen Augenblick allein beim schwarzen Kaffee saßen, machte er ihr Mitteilung von dem übeln Ausgang der Operation, die er gewagt. Sie legte das Löffelchen hin, trat zu ihm, legte beide Hände auf seine Schulter: „Du bekümmerst dich wohl sehr, Thomas?" „Es ist auch keine Kleinigkeit," entgegnete er gedrückt. „Nimm's nicht zu schwer!" Ein Weilchen lag's ihm auf der Zunge, ihr alles zu sagen. Aber er zwang's in sich zurück. „Du weißt, Lisi, ich habe die Dinge niemals leicht nehmen können. Das will eben auch verwunden sein," sprach er, erhob sich und trat ans Fenster. Sie sah ihm mit ihrem runden, gutmütigen, ziemlich gedankenlosen Apfelgesichtchen in hilfloser Bekümmernis nach, wie er so auf die Straße starrte und mit den Fingern auf den Scheiben trommelte. Endlich wendete er sich: „Ich möchte keinem Kollegen begegnen. Wir wollen nach der Ordinationsstunde wieder einmal fest musizieren." Das geschah. Sie setzte sich ans Klavier, er ergriff seine Geige und schritt spielend mit ihr auf und nieder. Beide waren mit ganzer Seele dabei und geschult und aufeinander eingespielt genug, um selbst Persönliches so ausdrücken zu können. Später kamen der Knabe und das Mädchen. Sie sangen mit

etwas schrillen, doch gebildeten Stimmchen ihre Volksliederchen; die Mutter begleitete, und es war mindestens für sie ein so vergnüglicher und durchsonnter Nachmittag, wie sie schon lange keinen erlebt. In der ersten Dunkelheit gingen sie spazieren, und auf der Stiege, da sie wieder aufwärts gingen, faßte Frau Lisi den Arm ihres Gatten: „Du wirst sehen, Thomas, es wird dir in deiner Praxis nicht schaden. Derlei wird bald vergessen." Da zuckt' er die Achseln mit einer ungeduldigen Heftigkeit, dergleichen sie niemals an ihm beobachtet und die sie darum erschreckte: „Laß das, du weißt nicht, wie es mich peinigt," bat er.

Dr. Piecha schlief diese Nacht sehr lange. Aber den dumpfen, unerquicklichen Schlaf eines sehr Uebermüdeten. Wachen und Träume verwoben sich häßlich und wieder mit einer eigentümlichen Folgerichtigkeit in einander. Er wurde nur noch matter, je länger er so im halben Schlummer lag. Und ohne es zu wissen, rechnete er unablässig. Sie hatten all die Jahre her immer von ihrem Eigenen zugesetzt. Wie lange hielt nun das Vermögen, das sie noch besaßen, für alle Fälle bei bescheidener Wirtschaft vor? Es ging, wenn sich gar kein Erwerb dazu fand, noch etwa durch drei Jahre. Was aber dann? Und woher sollte eine Einnahme kommen? Eine Stellung etwa? Aber was für eine, oder wer sollte einen in seinem Berufe verunglückten Arzt gebrauchen können? Umsatteln? Dazu war er zu alt, das brauchte auch zu lange, ehe man mit allen Mühen erst nur dahin gelangte, wo man schon gehalten hatte. Er sah keinen Ausweg, fühlte in sich die Kraft nicht, einen mit der notwendigen Entschiedenheit zu beschrei-

ten, selbst wenn sich ihm einer böte. Und was sollte nach dieser Frist mit den Seinen werden, denen er so das bißchen mit weg aß, was ihnen sonst hätte bleiben können? Es war ein sehr sentimentaler Zug immer in ihm gewesen; er bedauerte sich sehr oft und gerne. Nun kehrte er diese Weichmütigkeit gegen seine Nächsten, und darüber kam ihm manchmal eine Träne. Er zürnte dem Hofrat heftig, soweit er es nach seiner Natur eben konnte, daß ihm der das Ehrenwort abgepreßt. Der Gedanke aber, er müsse am Ende diese Zusage nicht unter allen Bedingungen halten, der Gedanke erwachte nicht einmal in ihm. Und plötzlich fiel ihm sein einer Patient ein und sein vorherbestimmtes Ende. Niemand würde nach seinem Tode das Gift in seinem Organismus nachweisen können, das ihm das kümmerliche Leben erhalten und doch auch wieder zerstört hatte. Das war etwas . . . Und kein Gerede, keine Erörterung, kein Aufsehen, das er immer gehaßt . . . Was aber aus dieser Erinnerung floß, das verschwieg er sich noch selber . . .

Am anderen Morgen ging er zeitig aus. Durch einige Tage war er in einer geheimnisvollen Unruhe, über deren Gründe er niemandem eine Andeutung machte. Die fiel seiner Frau wohl auf; aber sie war überhaupt nicht grüblerisch, und wie es nichts Ansteckenderes gibt als Willensschwäche, so war sie neben ihrem taumelnden und leicht verzagten Manne schwach von Willen geworden. Sie überließ ihm alles Sorgen und ging in ihrer Häuslichkeit, ihren Kindern, endlich der Musik auf, deren einseitige Pflege just auch nicht geeignet ist, starke Menschen zu bilden. Nach etwa

einer Woche schien ihr sich alles in ihrem Gatten wieder gesetzt zu haben. Desto mehr stutzte sie, als er ihr einmal zu Mittag mitteilte, er sei zu der Einsicht gekommen, es sei das Klügste, wenn er der Praxis entsage. „Was denn dann mit ihnen werden solle?" Das möchte sie ihm überlassen. Er hätte Aussicht, über ein kurzes eine Anstellung zu bekommen, die sie reichlich nähren würde. Er meine, Anzeichen einer beginnenden Herzschwäche bei sich zu verspüren, und fühle sich also den Aufregungen des ärztlichen Berufes nach seiner allzu teilnehmenden Natur nicht mehr gewachsen. Ein sicheres und ruhiges Brot dagegen ... „Aber," stotterte sie. Da ward er heftig. „So willst du meinen Tod!" und unmittelbar darauf wurde er wieder so innig und zärtlich, daß er sie vollkommen weich machte und sie sich selber insgeheim schwer schalt, daß sie ihm, der doch sicherlich unter der Abkehr von seinem Berufe genug litt, das Herz noch mehr beschwere. So verschwand die Tafel mit Namen und Sprechstunden im Flur. Dr. Piecha erzählte bald darauf, er sei schon in einem Bureau beschäftigt, und hielt seine Amtsstunden mit aller Peinlichkeit ein. Daß er sie auf einer öffentlichen Bücherei versaß, wo er eine ziel- und wahllose Leserei trieb, oder mit einem Schmerz, den er sich geflissentlich wach erhielt, durch medizinische Hörsäle strich, ahnte seine Frau nach ihrer arglosen Natur nicht. Ihm aber bewegte der Anblick all dieser frischen Jugend, die sich dort wie da fand, leidvoll das Herz. Sie langten alle mit solcher Entschiedenheit nach dem Leben und nach dem Berufe — er, in so jungen Jahren, war an beidem gescheitert. Und die ewigen Lügen verwirrten ihn

gänzlich. Er mußte erfinden, Bureau-Erlebnisse ersinnen, damit man in den Feierstunden doch etwas zu sprechen habe, und er hatte so gar keine Einbildungskraft. So gab er sich denn mehr und mehr an ein trübes Schweigen dahin, das auch seine Frau zu verstören begann. Einzig die Musik brachte noch manchmal eine Ablenkung. Aber mitten im Spielen konnte er den Bogen hinlegen, Tropfen zählen und dann klagen, er hätte so dumpfe Beängstigungen, und das Herz schlage überhaupt viel zu ungleich. Sie nahm's für Schwarzgalligkeit und drang nur darauf, daß er sich endlich einem Arzt anvertraue. Denn vordem war er von unverwüstlicher Gesundheit gewesen und hatte sich selbst etwas damit gewußt. Noch kurz nachdem jene traurige Veränderung mit ihm vorgegangen war, hatt' er einmal gemeint, seine Gesundheit sei sein Kapital, und er gedenke das noch ganz tüchtig zu verwerten. Sie hatte keinen tieferen Sinn dahinter gesucht — eine Redensart, wie andere. Woher nun dieser Umschwung zum Schlimmsten? Drang sie aber in ihn, dann meinte er, seinen Zustand zu beurteilen und zu behandeln sei er immer noch Arzt genug. Sie rief wider seinen Willen einen Freund, auch der konnte nur konstatieren, es sei eine merkwürdige Erscheinung in seinem Organismus, die zu deuten er sich nicht befähigt fühle. Und um ihn nicht aufzuregen und weil er nach dieser Untersuchung und nach jeder solchen Erörterung über Kopfschmerz und Herzklopfen klagte und in der Tat sehr übel aussah, so kämpfte sie alle ihre Sorgen schweigsam nieder. Aber sie litt, während er sich als Held fühlte, der ein unerhörtes Geheimnis in seiner Brust verschloß.

Und dies Bewußtsein und der Stolz, daß er seiner Familie zu Liebe ein unerhörtes Martertum auf sich lüde, lieh ihm im Dulden und Ausharren eine Kraft, deren er im Handeln niemals fähig gewesen wäre . . .

Manchmal freilich kehrte ihm der mächtige Zorn jener ersten Nacht wieder. Gegen den Mann, der ihm ein solches Geschick bereitet, der ihm in einem Augenblicke tiefster Niedergeschlagenheit eine bindende Verpflichtung abgedrungen, vor der übers Meer zu flüchten er zu mutlos, der sich zu entziehen er zu sehr in den überkommenen Begriffen seines Standes befangen war. Dann schwur er sich, ehe das Letzte einträte, ihm, der ihn verderbt, mindestens sein Schicksal zu enthüllen. Aber einen Vorsatz festzuhalten, ein umfangreicheres Schriftstück klar aufzusetzen, war er bald nicht mehr fähig, denn in sich hörte er unablässig den Bohrwurm seine heimlichen Gänge graben. Nun schlug sein Herz unbändig, in einer unerhörten Eile, nun flogen seine Pulse, und es war jene schreckliche Angst in ihm, der sich niemand zu entziehen vermag, den die Verwesung so unmittelbar anhaucht, dem mitten durch den blühenden Tag der Geist der Vernichtung schreitet; nun stockten sie mühsam und siechend. Das kam nun schon ganz von selber, und er wußte, daß es nun nicht mehr lange währen konnte. Denn seine Gedanken, Verräter, die im geheimen Verständnis mit dem Feinde standen, arbeiteten dem Zerstörer in seinem Innern nur zu eifrig in die Hände. Jeder Spaziergang brachte ihm eine Qual und körperliche Schmerzen. Er dämmerte am liebsten vor sich hin, immer mit dem einen beschäftigt. Ganz teilnahmlos ward er. Jeder laute Ton um ihr

mußte vermieden sein. Den Anblick seiner Kinder floh er tunlichst: denn er konnte sich einmal der vollen Entfaltung dieser Jugend nicht mehr erfreuen, die da so kräftig um ihn aufschoß. Und nur einen Trost hatte er: er brauchte nicht mehr zu lügen. In diesem Zustande war er sichtbarlich keines Amtes oder Erwerbes mehr fähig. Man aß sich hübsch langsam auf. Und wenn seine Frau einmal vor so viel Ungemach den Kopf verlor und ihre ungestüme Angst vor der Zukunft durchbrach, so lächelte er so eigen, so überlegen, daß sie fast wider Willen eine Art von Zuversicht daraus schöpfte, als müßte sich alles mit eins und überraschend entwirren.

So war es zum andernmale Sommer geworden. An einem Tage, an dem er sich besser als seit langem fühlte, beschloß er, mit den Seinen eine Fahrt ins Grüne zu tun. Zeitig am Morgen machten sie sich auf. Dem Süden zu. Er saß stumm und in sich versunken am Fenster, sah die Stadt, die prächtigen Villenorte längs der Linie an sich vorüberfliegen, endlich über der weiten Ebene die feierlichen Mauern und Zinken der Alpen aufsteigen. Diesen zu ging's. Grüne Wasser tauchten geheimnisvoll auf und flossen dann rasch und spiegelnd durch tiefe und waldgrüne Gründe. Höher ging's; in unzähligen Kehren und Windungen; über Brücken, Viadukte, durch Tunnels. Er saß im letzten Wagen und so, daß er nach rückwärts sehen konnte und so bei jedem Tunnel durch einen sehr kleinen Rahmen einen umgrenzten Ausschnitt der Landschaft und ihres Reizes genoß. Denn jene kranke Neigung zur Natur war in ihm erwacht, wie sie nur eine Seele ergreift, die

alles Vertraute noch einmal in sich saugen möchte, ehe sie sich zum Fluge ins Unbekannte anschickt. Den ganzen hellen Tag verweilten sie im Freien. Die Kinder liefen um, die Mutter war bei ihnen. Er aber starrte nach den furchtbaren Hängen der Rax, nach den sanfteren und großen Linien des Schneebergs, nach jeder kahlen und grauen Runse, die sich grell durch das Grüne zog. Zu Mittag brachte ihm der Bube eine Blume, die er gepflückt und die er nicht kannte. Sie hatte gelbe große Glocken und einen geheimen, aber kräftigen Duft. „Das ist Digitalis," sprach Dr. Piecha; und wie er sie so in Händen hielt und fast begierig anschaute, da fielen ihm altdeutsche Bilder bei, auf denen die Heiligen ein jeder mit den Symbolen seines Martyriums aufziehen. So erschien er sich selber diesen Augenblick. Den Rückweg zum Bahnhofe wagte er zu Fuß. Durch den lichtgrünen Buchenwald, durchmischt mit der ernsten Anmut der Lärche, vorüber am Blühen der wilden Rosen des Semmering, die hochauf schossen, sich bäumten, aus Höhen mit fröhlichen Blüten nickten, ging's langsam, sehr langsam. Einmal stützte er sich auf den Arm seiner Frau und brach in ein gewaltsames Weinen aus. „So schön ist's da, so schön!" flüsterte er mit zuckenden Lippen. Danach verstummte er für den ganzen Rest der Fahrt. Nur verlangend, mit Innigkeit sah er, wie der Abend seine Geheimnisse über all die Schönheit warf, die sich ihm erst kurz vorher im vollen Lichte so prangend entschleiert . . .

Darauf ging es mit ihm rasch zu Ende. Die musikalischen Abende wurden wieder aufgenommen, ohne daß er mehr tätig daran teilnahm. Sie spielte viel

Chopin, dessen träumerischer Mystizismus sein Leid in Schlummer sang. Er horchte dabei ohne jede Regung, den Kopf auf den Armen. Oder die Kinder sangen, und er sah sie mit schwimmenden und blinzelnden Augen an. Einmal, da die Kleinen schon zu Bette geschickt waren, rief er seine Frau zu sich. Mit blassen, kalten und feuchten Fingern strich er über ihre Hand, daß es sie beinahe durchfröstelte. Dann raunte er so leise, daß eben nur sie, die seiner Stimme und jeder ihrer Wandlungen so gewohnt war, ihn verstehen konnte: „Um die Zukunft mußt du dir keine Gedanken machen. Es ist eine Polize da, die euch reichlich sicherstellt." Und als sie nun in ein ungemeines Schluchzen ausbrach, freute ihn der unmittelbare Ausdruck ihres Leides insgeheim. Er streichelte ihr Wangen und Haar, und sie mußte dabei an sich halten, um nicht zurückzuschrecken. „Armer Kerl! Armer Kerl!" flüsterte er mühsam, und das ganze Mitleiden, das er zu sich selber trug, quoll in ihm auf und floß auf sie über. Sein Geheimnis aber, das sich ihm auf die Lippen drängen wollte, kämpfte er zurück. Es war besser und stolzer, er nahm es mit sich ins Grab, als daß es noch ein Leben verstörte. Aber er blieb lange regungslos wach.

In derselben Nacht starb er.

Es war eine stille Zeit, und so nahmen einige Tagesblätter, bei denen er persönliche Bekannte gehabt, Notiz von dem Ende des „jungen, hoffnungsvollen Arztes, den ein tückisches Herzleiden zu früh der Ausübung seines Berufes und der leidenden Menschheit entrissen." So erfuhr auch der Hofrat davon. Er las die Zeile nach dem Diner, und ihm fiel die eine Begegnung

mit dem Toten samt allen Nebenumständen ein. „Armer Teufel,“ und er schüttelte den Kopf dabei, „ich hätte doch nicht gedacht, daß er sich die Sache so sehr zu Herzen nehmen würde.“

Schuß in der Nacht

Zu Mitternacht war ein Schuß gefallen. Ein schrecklicher Schrei war ihm gefolgt. Das ganze Haus, dies alte, dumpfe Haus mit ausgetretenen Stufen, mit rundlaufenden Gängen, die in der Luft schwebten, auf denen eines dem anderen so bequem in die Küche gucken konnte, hatte er aufgeschreckt. Denn jenes Hin- und Widerlaufen begann alsbald, das jeder von uns kennt und das mindestens in einem bösen Traume jeden schon einmal verstört hat. Das Schloß tat sich auf, Stimmen wirrten durcheinander; aus der Wohnung, die mit eins überfüllt war, drang Gezeter, Kreischen, Stöhnen, gelles Aufschreien. Bänglich horchten die Nachbarinnen, die nicht mehr Raum gefunden, darauf, auf das Schieben und Heben von etwas Schwerem, sehr Unbeholfenem im Zimmer. Endlich kam der Arzt; desto mehr drängten sie sich, verstärkt durch die Fortgewiesenen auf dem schmalen Gang. Da der junge Mann wieder schied, ruhig, und ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, wußten alle, daß alles vorüber war. Es war so recht still in der Wohnung geworden — der Mann, der den Schuß in der Nacht, den Schuß gegen sich abgefeuert, war tot. Zu Morgen aber trippelten behende Kinderfüßchen um jene Türe, spähten neugierige Augen, noch größer als sonst, ob sich der Rumpler Karl nicht angucken, ob sich durch das grünverhangene Gangfen-

sterchen, durch das unheimliche Dunkel des Vorzimmerchens, das ihnen jetzt so gespenstig erschien, nicht ein Einblick in die Stube gewinnen ließe, in welcher der tote Franz Rumpler lag.

In aller Frühe war eine Waschfrau gekommen. Die Leiche ward sorgfältig mit einem guten Gewande angetan; der Raum, in dem immer noch ein leiser Pulvergeruch schwelte, wurde in Ordnung gebracht und gründlich gesäubert. Damit und mit den notwendigsten Bestellungen ging der erste Tag hin. Dann brachte man den Sarg; der tote Mann wurde so hineingebettet, daß man die kleine Wunde an der Schläfe nicht gewahren konnte, durch die ihm das Leben entflohen war. Die Witwe half mit und ging dann fort, zu besorgen, was nach den üblichen Anzeigen noch zu tun war. Als sie heimkam, war alles bereitet; sie brachte für sich und den Buben gleich die Trauerkleider mit. Sie zog sich selber um und steckte den Jungen in den schwarzen Anzug. Er sah vergreint, jämmerlich, unbeholfen darin aus. Die Vorhänge wurden niedergelassen, ein silberner Armleuchter zu Füßen und zu Häupten, sechs silberne Leuchter zu beiden Seiten des Sarges besteckt und entzündet. Das sah nun feierlich und vornehm aus. Das Kind — es war gerade in dem Alter, wo sie in die Schule zu gehen beginnen, stumpfnäsig und mit einem ganz platten und ausdruckslosen Gesichte — stierte in die schönen und weißen Flammen und grübelte, ohne zu wissen, worüber? Es langweilte sich ohne seine Kameraden und ohne Gassenspiele. Dabei fühlte es sich durch das neue Gewand beklemmt, das so schrecklich groß war und auf das man sicherlich furchtbar

Acht geben mußte. Und dennoch hatte der Karl eine unwiderstehliche Lust, von der einen Kerze, die so schief brannte, einige Tropfen auf den Aermel fallen zu lassen. Das hätte hübsch sein müssen. Eine Art freudiger Erwartung war in ihm. Denn er war noch niemals im Fiaker gefahren. Bei Leuten aber, die Geld hatten — und sie hatten dessen viel, er wußte es — gehörten zu einem ordentlichen Begräbnis Fiaker, und sobald er erst wieder in die Schule ging, wollt' er schon gehörig damit prahlen: „Ich bin im Fiaker gefahren. Nicht auf dem Schoß, ganz wie ein Großer. Du nöt — etsch! . . . ." Inzwischen saß die Mutter in einer Ecke, betete unablässig und mit zuckenden Lippen aus dem schönen Gebetbuch und wischte sich die roten und heißen Augen mit der Schürze, die sie über das dunkle Kleid gezogen. Manchmal schluchzte sie auf; das aber klang so unvermittelt und so laut, daß sie selbst davor erschrak und innehielt im Schluchzen. Auch sahen sie, wie ihr vorkam, Waschfrau und Junge dabei so eigentümlich an, daß ihr eine kleine Verlegenheit kam, um über eine Weile neuem Trotz und desto heftigerem Schluchzen zu weichen. Was gingen sie diese beiden an?

Aus der Küche heraus drang ein kräftiger Geruch von Kaffee und allerhand Gebackenem. Man hatte sich zu Mittag nun schon den zweiten Tag notdürftig aus dem Gasthause beholfen und erwartete nun die übliche ausgiebige Jause. Angehörige hatten die Rumplerischen keine in Wien: zwei einzige Kinder, in benachbarten Wohnungen groß gewachsen, das Spielen auf dem gleichen Hofraum gewohnt, hatten sie zusammengeheiratet. Aber Nachbarinnenbesuch mußte kom-

men. Konnten sich die beiden Leute sonst noch so zurückgezogen gehalten haben — heute mußte die Witwe Trost und Zuspruch empfangen. Ohnehin galten sie für stolz und hochmütig genug. Eine dumpfe Sehnsucht nach dem Augenblick, in dem alles vorüber sein würde, war in Frau Katharina Rumpler. „Die Fragerei!" seufzte sie, während sie im Speisezimmer den Tisch sauber und sogar mit einem gewissen Aufwand deckte. Dann, vor dem Spiegel, richtete sie sich selber her; sie war noch jung, mit einer gewissen Neigung zur Fülle. Ihr gesundes, rotes Gesicht, das verlangend und lebensfroh dreinsah, stritt mit dem Trauergewande. Ihre Bewegungen waren weich und sinnlich. Sie konnte immer noch einem Manne gefallen, dachte sie, während sie sich so zu schaffen machte, das braune Haar tiefer in die Stirne strich, hier ordnete, dort glättete. Nur ihre Stimme hatte etwas Schrilles, wie sie danach: „Wärterin, Karl, kommt's!" rief. Es war das Gelle, selbst Gemeine darin, das einem feineren Ohre so leicht wehtut. Die beiden kamen. Der Bube schnüffelte gierig und erwartend herum, obzwar man ihn in der Küche schon reichlich abgefüttert; die Wärterin saß breit und sicher auf ihrem Stuhle — solange man sie brauchte, bis die Totenwachen einmal vorüber waren, war sie sicher, und hernach mußte sie ohnedies gehen. Wozu also bescheiden tun? Die Witwe machte ihr leidenvollstes Gesicht. Die Hängelampe wurde entzündet und gab ein freundliches und kräftiges Licht. Es war ganz gemütlich. Nur mußte man allerdings vergessen können, was sich nebenan begeben und wer nebenan verstummt lag. „Der arme Herr!" seufzte die Warte-

frau in geschäftsmäßiger Trauer. Frau Katharina Rumpler fuhr aus ihren Gedanken auf und sah sie böse an, ehe sie, sich besinnend, die Hände vors Gesicht schlug. Der Kaffee kam: sie schenkte ein, trank selber rasch und aß ziemlich gierig, ehe sie sich wieder eine saubere Tasse auf ihren Platz stellte. Das war sonst ihre Sitte nicht, und Karl, der nun einmal einen nachdenklichen Tag hatte und vor der Frau Mutter in beständiger, heimlicher Angst lebte, sann darüber nach, was das wohl zu bedeuten habe. „Etwas will sie alleweil und mit allem. Ich kenn's," dachte er. Denn er war beobachtend, wie die meisten einzigen Kinder, besonders aber aus einer Ehe, wo man sich allerhand zu verbergen bemüht.

Der erste Besuch kam. Es war ein dürftiges Weiblein, eine weitschichtige Verwandte, die von dem toten Manne monatlich eine kleine Unterstützung genossen hatte. Man hörte, wie sie schon auf dem Gange, bevor sie noch schüchtern die Glocke zog, eifrig und nachdrücklich mit den Füßen scharrte; denn es war ein feuchtes und schmutziges Wetter. Zögernd trat sie ein; an der Leiche kniete sie nieder, langte den Rosenkranz vor und betete geraume Zeit und sehr andächtig. Dann, mit blinzelnden Augen und unbewillkommt, trat sie in das Speisezimmer; denn ihretwillen erhob sich die Witwe Rumpler nicht. Karl schlich sich mißmutig an das Fenster und sah auf die Gasse, die immer noch nicht danach ausschaute, als könnte man sich so bald in einem neuen Anzuge auf sie wagen. Frau Rumpler füllte eine Tasse; das alte Weiblein saß demütig auf einem Stuhleckchen, trank schüchtern und brockte ebenso ängst-

lich ein Stückchen vom Backwerk ums andere in den Kaffee. Sie fürchtete offenbar, sie könnte verraten, wie hungrig sie sei.

„Wie gut daß er nur ist," seufzte sie endlich andächtig.

Frau Rumpler goß nach: „So trinkenS' noch eins, Regerltant."

„Wer sich's auch so vergönnen könnte," seufzte die Alte noch einmal, „und wie schön daß sie ihn aufgebahrt haben! Kein Graf kann's schöner haben, wie der arme Franz. Wenn ich mich nur erinnern tu', wie arm meiner dagelegen ist! Und sein Großvater und meine Großmutter waren doch leibliche Geschwisterkinder. Das schöne Kreuzerl zwischen die Händ'! Man sieht halt, wie sehr sie ihn ästimiert haben."

„Ist sein bester Anzug. Noch kein Monat vom Schneider gekommen. Und das Kreuzel ist geweiht vom heiligen Vater; kost' Geld genug. Man tut halt, was man kann, und wenn man's sogar nöt so könnt'," wehrte die Witwe ab.

„Nöt so könnt'"? verwunderte sich die Alte. „GehnS'!"

„No ja! Ein Geschäft haben wir. No ja! Aber weiß ich, wie's jetzt gehen wird und ob man's verkaufen kann, darnach es wert ist? Ich hab mich mein Lebtag nöt d'rum gekümmert. Und der Karl ist noch gar zu jung. Wenn ich den nicht hätt'! Karltschi, komm her!" und sie küßte den so verdutzten Jungen, daß er sich nicht einmal sträubte, heftig ab.

„Nöt so könnt'"! Das Weiblein konnte von dem Gedanken nicht los. „Und das große Haus am Neu-

bau, wo der Franz immer gemeint hat, es sei ihm zu schad', drin zu wohnen, so teuer sind die Wohnungen und so reißen sich die Leut' drum?"

„Ihnen sag' ich's, weil Sie eine Verwandte sind. Gehört eigentlich der Sparkassen. Und was meinenS', was die Leich' wieder kosten wird? Weil man sich doch nicht ausspotten lassen will."

„Nöt' möglich, und das viele Silber drinnen!"

Die Frau wurde ungeduldig: „Sind halt Resterln. Und was denkenS', was man dafür in die guten Zeiten gegeben hat, und, wenn man's heut', Gott behüt', müßte verkaufen, was möchte man dafür kriegen, wo's Silber gar nix mehr wert ist? Behalt man's lieber."

„WissenS' — seinS' nöt bös, wenn ich dumm daherred'. Aber: was ist's mit die paar Gulden, was mir der Franz alle Monat geben hat?"

„Ich kann nix versprechen. Testament hat sich keins gefunden. Und ich weiß nix Gewisses, nöt einmal, was uns bleibt."

Die Alte schlug die Hände zusammen. „Und was soll ich anfangen? Soll ich vielleicht in die Versorgung? Eine Rumplerische! Die Schand'!"

„Sind schon andere Leut' in die Versorgung gegangen. Ist keine Schand'," tröstete die Witwe.

Die Greisin schrumpfte förmlich zusammen, und ihr kummervolles Gesicht ward kleiner und kleiner. Ihre Unterkiefer bewegten sich rasch und kauend, als nagten sie an irgend einer heftigen Antwort. Sie bezwang sich aber, Demütigungen gewöhnt. Und dann bimmelte wieder die Glocke; entschieden, kräftig. „Na ja, halt. Na ja, halt," wisperte sie, trank aus, wischte sich rasch

mit der Hand den Mund und empfahl sich hastig. Frau Kathi Rumpler erhob sich; nicht aber, um ihr das Geleite zu geben. Den neuen Gast bewillkommnete sie. Auch er bewunderte die Aufbahrung, und er forschte: „Es kommen wohl viel Leut'?"

„Na," entgegnete die Rumpler, indem sie vorlegte. „Sie wissen ja, Frau Nachbarin, wir haben niemals nicht viel Bekanntschaft gemacht in dem Haus. Mit wem denn? Sind ja meistenteils lauter arme Leut'. Und auswärts? Man hat halt gar nie eine Zeit gehabt dafür."

„Und wer ist denn da grad' fortgangen?" fragte Frau Leni Mayerhofer.

„Auch so ein Stückel Erbschaft vom Seligen. Eine weitschichtige Verwandte. Das Gnadenbrot hat er ihr geben, damit sie nöt in die Pfründnerei muß. Und jetzt war sie da, ob ich ihr das Sündgeld weiter lass', was er ihr monatlich geben hat. Fallt mir nöt ein! Wo so alles von mir ist und von meine Eltern."

„Sooo!" . . . verwunderte sich der Gast gedehnt und lauernd. „Ich hab' alleweil gemeint, das Haus und das Geschäft ist von die Rumplerischen, und das bare Geld hat der Selige erwirtschaftet. So hat's geheißen unter die Leut'."

„Is nöt wahr. Bares hab' ich ihm mitbracht, weil's da im Geschäft immer gefehlt hat an dem," aber etwas verlegen war die Witwe doch. Um das zu verbergen, suchte sie in der Kredenz und stellte dann allerhand Liköre auf den Tisch. „Auch so eine Erbschaft," meinte sie. „Das hat niemals ausgehen dürfen in dem Haus. So viel gern getrunken hat er: immer noch ein

Bier und noch ein Wein und auf die letzt ein Pünscherl im Kaffeehaus. Und seine Tarockpartie war ihm lieber wie Weib und Kind. Man könnt' sich versündigen, wenn man sich nicht denken tät', es gehört sich nicht, wo er's grad jetzt so schwer gebüßt hat und nicht einmal eine ordentliche Einsegnung kriegt, wie sich's gehören tut für einen Christen."

„Ja," meinte Frau Mayerhofer sehr nachdenklich, „und just davon hat man nie was gehört. Der Hausmeister hat mir grad vorlamentiert, was für ein solider Herr der Herr Franz Rumpler gewesen ist. Immer vor der Sperr zu Haus — vorgestern, das war bald's erste Sperrsechserl, was er durch ihn verdient hat — sagt er. Und so viel sparsam! WissenS' er hat ihn schon anders geheißen. Aber bös hat er's nöt gemeint. Und grad jetzt, wo der arme Herr so ein End' genommen hat — sollt' man da nöt ein Uebriges tun und das bisserl Gutes, was er an arme Leut gewendet hat, lassen, wie's ist? Könnt leicht der armen Seel' früher helfen aus der brennenden Pein."

„Es sind schon Seelmessen bestellt. Bei Sankt Ulrich. Ueberhaupt: was sein muß, das wird alles geschehen. Aber auch nur nix mehr. Dazu hat man keinen Grund. Wenn man nur reden wollt' — aber das tut man nicht, weil man einen Charakter in sich hat und was auf sich halten tut. Aber, glauben Sie, er hat sich um meine Leut', was ich gern bei mir gesehen hätt', umg'schaut? Gar niemals hat er's: mein einem Vetter, mit dem ich mich gefreut hab', wenn er gekommen ist, dem hat er's Haus verboten. Warum soll ich's anders machen mit die Seinigen, jetzt, wo's Reden an

mir allein ist? Und seine Freunderln! Einen groß- mächtigen Kranz haben's hergeschickt — drinnen liegt er. Aber was meinenS' — einer war schon da, mich trösten, wie sich's gehört? Nöt einer! So hergestellt hat er mich sicher vor die Leut' wie die ärgste Beiß- zangen, daß ein jeder einen Umweg macht vor meiner." Sie hielt inne und trank hastig hintereinander zwei Gläschen Schnaps.

„Kann Ihnen unmöglich guttun, der Likör, wannS' so gar nix essen dazu," meinte Frau Mayerhofer und stärkte sich gleichfalls.

„Essen! Wo man grad erst so was erlebt hat!" — sie schauderte wirklich. Und man hat einander doch gern gehabt, hat Jahre in der geheim auf einander gewartet und sich gefreut, wie man zusammengekommen ist. Meine Mutter, Gott hab' sie selig, hat niemals nix davon und von ihm wissen wollen. Er aber hat ge- meint, er kann keine andere brauchen, nur eine Resche, nur eine wie mich, und wir haben beide gedacht: an einander gewöhnt sind wir von Kind auf — erspart man sich's Gewöhnen und tut sich's leichter hernach. Das Meinige hat man ganz gut brauchen können, und so haben's uns endlich zusammengetan. Und jetzt — so ein End'! Und der Schaden! — wissenS', versichert war er auch, und auf ein hohes Geld. Und das schmeißt er hin, um nix. Um rein nix. Denn wenn er sagt, ich hab' ihm sein Lebtag was getan, so lugt er wie ein schlechter Kerl und in seine Seel' hinein," und sie schlug beteuernd auf den Tisch.

„Der sagt nix mehr," und Frau Mayerhofer sah ihr Gegenüber so eigen an, daß die Witwe den Kopf

auf die Arme sinken ließ und schluchzte. Karl, als Teilnehmender, schluchzte mit, und es war betrüblich zu hören, bis Frau Rumpler den Kopf erhob und hastig und stockend sagte:

„Ich bitt' Ihnen, Frau Mayerhofen, lassenS' mich allein. Ich bitt' Ihnen: Ich muß mich einmal ausweinen. 's reißt in mir ....“

Im Hofe begann eine Drehorgel ihre Musik. Quäkend, schrillend, schnarrend stiegen die Töne zu Höhe. Karl schlich sich wieder zum Fenster, während seine Mutter immer noch unbeweglich in ihrer Stellung verharrte. Sie war ganz hingegossen, ganz Trauer, während doch nichts in ihr sprach, nur der Zorn über die Aufdringlichkeit der Leute, die sich an sie drängten, sie ausfragen wollten, die sich ihr Lehren zu geben unterfingen. Aber auch das war seine Schuld, des Toten, der sich so jämmerlich aus dem Staube gemacht, der niemals Sinn für etwas Besseres gehabt. Wie lange und wie drängend hatte sie von ihm gefordert, er möchte fortziehen aus diesem Hause, wo einer dem anderen den Bissen nachzählte, den er in den Mund schob, den Kreuzer nachrechnete, den er ausgab oder erübrigte. Er war dazu nicht zu bewegen gewesen. „Der Letsch, der justament seinen eigenen Willen hat haben wollen,“ dachte sie verächtlich, wie sie seiner im Leben schon seit manchem Jahre gedacht. Denn sie hatte niemals viel Sinn für Pietät gehabt. Und dabei zuckten ihre Schultern heftig und häufig, wie vor großem Schmerz, und man sah, wie sich ihr Oberkörper hob und senkte.

Eine Hand legte sich ihr tröstend auf den Arm:

„Sie müssen Ihnen nöt gar so das Herz abstößen lassen, Frau Rumpler,“ sagte eine Stimme.

Sie richtete sich mühsam auf, denn sie war erschrocken. Niemanden hatte sie kommen gehört, und ihr war plötzlich, als könnte man einen Abglanz der Gedanken, die in ihr geschrieen, nun auf ihrem Gesichte lesen. Es war eine wohlwollend schauende ältere Frau, die neben ihr leise vorgeneigt stand: „Sie sein's . . . Ich hab' gemeint, ich hab' kein Tropfen Blut mehr in mir, wie Sie da in mich hineingewispert haben. Ja, Frau Geyregger — das ist wohl eine Heimsuchung, und eine schwere vom lieben Gott ist's.“

„Da habenS' recht. Aber tragen muß man's. Und nachher — eine junge Wittib, mit nur ein Kind, viel Geld und wer weiß noch was allem; ich bitt' Ihnen, wo man's ganze Leben vor sich hat und wo die Männer Ihnen nachlaufen werden, wie die Hund' einem Fleischerbuben. Ein Offizier können S' noch haben, jede Stund'. Da muß man sich nöt versündigen und nöt aso tun.“

Frau Kathi setzte sich in Positur und faltete dabei die Hände. Danach erwidert sie spitzig: „Ich tu' nöt aso. Ich tu' nöt anders, als wie mir ums Herz ist. MerkenS' Ihnen das, Frau Geyregger, ich nöt. Da könnt man eher von andere reden, die früher den Mann so in der Heimlichkeit bedauert haben, wo's nix zu bedauern geben hat, und ihm gesteckt haben, was ihm sein Lebtag nix angangen und was er sein Lebtag nit gehört hätt', und jetzt mit einem Gesicht daherkommen wie lauter Mitleid und heilige Erbarmnis, glauben, man traut ihnen jetzt und wird ihnen alles stecken, damit

daß sie's herumtragen können in der Welt. Na . . ."

Die Frau Geyregger hüstelte verlegen hinter ihrer Tasse. „Ich weiß nöt, auf wen die Frau Rumplerin paßt. Ich weiß von nix."

„Natürlich!" entgegnete die Trauernde, „nachher weiß niemand von nix. Und meinen S', man hat mir nöt auch zugetragen, was da in dem Haus zusammengeredt worden ist, über mich und über mein Geschwisterkind, was jetzt in Amerika ist? Oder ich weiß nöt, warum S' von einem Offizier angefangen haben? Weil's der war und fort müssen hat, weil der Franz gar kein Einsehen gehabt hat, daß so einer mehr braucht und brauchen muß, wie ein Geschäftsmann. Was man da dem Seligen alles eingeredet hat, daß ich ihm zugehalten hätte' und Geld zugesteckt! Als ob man's so dick hätt'! Als ob ich so eine wär', die sich einen kaufen muß!" Man sah, wie sie der Gedanke vielleicht am meisten empörte.

„Mein Jurament — das ist's erste, was ich hör' . . ."

„Ueberhaupt," fuhr Frau Rumpler immer erregter fort, „und an dem ganzen Unglück ist nix schuld, nur das verfluchte Haus. Wo ein jedes kennt, und jedes hat seine Butten voller Klugheit und kramt's aus vor einem, weil man sich einmal, wie man klein war, von ihm was hat sagen lassen müssen. Und Gottlob, daß ich jetzt endlich raus kann. Das alleinig könnt' mich getrösten über das, was geschehn ist."

„Na also, dann sein S' ja leicht tröstet", meinte die Geyregger gedehnt.

„Ich bitt' Ihnen — spötteln S' mir nicht," brauste

die Witwe auf. „Mir ist jetzt grad danach, daß ich jedes Wort abwiegen sollt', wie der Jud' ein' Dukaten. War überhaupt niemals meine Gewohnheit. Das Rechte getan hab' ich alleweil, und die Leut' hab' ich sich die Mäuler zerreißen lassen. Na — und die haben's auch rechtschaffen getan. Und kein Mensch hat sich drum gekümmert, wie gut wir zwei die erste Zeit miteinander gelebt haben, — meiner Seel' und Seligkeit, kein Mensch auf der ganzen Welt."

„Ich wohn' noch nicht gar so lang da," entschuldigte sich die Geyregger sehr demütig.

Noch hielt Frau Rumpler an sich. Aber sie fühlte schon, wie's ihr langsam aufstieg, und wußte nicht, woher es sie anhauchte mit heißem und zornigem Atem. Und immer erregter und sich steigernd sprach sie: „Sie sollten nöt so frozzeln. Sie nöt. Zu allerletzt Sie! Oder halten S' mich für gar so dumm? Keine in dem Haus, keine in Ihren Jahren, was nit gewußt hat, warum sie hetzen tut. Nöt wahr? Da glauben S', ich weiß nöt warum? Weil mir keine den reichen Mann gegönnt hat. Sie hätten ihm ihre Tochter gern angehängt. Na, Gottlob, so ein' schlechten Gusto hat er doch nöt gehabt!"

Jede Spur von Wohlwollen war aus dem Gesicht der Frau Geyregger verschwunden. „Ich hab's Ihnen schon gesagt, — ich wohn' noch nöt so lang in dem Haus. Wir haben ihn erst als Verheirateten gekannt. Jetzt aber will's mir selber so sein, es wär' ihm besser gewesen, er hätt' die meinige bekommen," erwiderte sie kampfbereit.

„Und ihr auch — gelten S'? Und ihr habt ge-

glaubt, ihr kriegt uns auseinander, und was hernach wird, das weiß der liebe Gott. Vielleicht nimmt er's nachher, wenn auch ohne Kirchgang. Und weil er ein armer Narr war, der alles glaubt hat, was man ihm zugetragen hat oder gar ins Ohr geblasen, na, so habt ihr gezündelt. Und nachher, wie so ein Feuer ausgekommen ist, da steht's da und wundert euch. Den Letsch aufhetzen! Gegen mich hussen wollen! Das war schon gar ein Einfall! Der hat sich just gegen meiner getraut! Was! Kenn ich euch? Und jetzt gehn S' — gehn S', oder ich könnt' mich vergessen . . ."

Sie war wieder allein. Die Erregung verflog und eine müdere, mildere Stimmung wollte über sie kommen. Eines Fernen dachte sie, und ob der nun, wo sie frei war, wohl wiederkäme und an ihre Türe pochte. Freilich nur für Augenblicke lang. Einmal tat sie einen Blick nach dem Toten werfen. Immer noch waren Kränze gekommen, das stete Oeffnen und Schließen der Türen, und wenn es auch noch so geräuschlos sich begab, daß sie's mehr fühlte als vernahm, steigerte ihre Reizbarkeit. Nun stiegen die schwarzen und farbigen Schleifen überquellend vom Sarge nieder, ringelten sich auf dem Boden, schimmerten in ihrer milden Seidigkeit; das Gold der Inschriften glomm heimlich auf im Kerzenlichte, und nur der wachsbleiche Kopf und die gefalteten Hände ragten noch vor aus der leuchtenden, farbigen Blumenflut. Es war schwül und eine zuckende Luft in dem Gemache. Die Kerzen gossen ihren Dunst aus, wie sie niederer und niederer brannten und das Wachs zu schmelzen begann und abwärts troff. Die vielen, vielen Blumen dufteten so schwer,

daß sich ein Kopfschmerz bei Frau Kathi Rumpler zu melden begann; schon schlug der welke Geruch leise hindurch. Das ging ihr auf die Nerven, stachelte sie, machte sie unbesonnen. Sie kannte sich; und als wieder ein Gast kam, deutete sie nur: „Dort liegt er," sagte sie harttönig.

„Ich hab' schon für ihn gebetet," meinte die Frau. „Haben S' mich denn nicht gesehn? Ganz vor meiner sind S' doch gestanden."

„Sein S' nöt bös. Ich seh' heut' nix mehr. Der Kopf tut mir so weh. Sie sein die Einzige, die mich zu sehn gefreut. Was sonst da war — pfui," und sie spie nachdrücklich aus, „das war grauslich. Das möcht' wissen, was kein' was angeht. Aber Sie haben alleweil zu mir gehalten. Soll a Ihr Schaden nöt sein."

„War's denn bei Ihnen überhaupt nötig, zu einem zu halten? Der arme Herr! Und so viele Blumen, als nur gekommen sein!"

„Ja; aber man merkt's doch alleweil, wo sie gekauft sein. Ist halt ein Unterschied, ob man einen Kranz am Naschmarkt kauft oder beim Blumenhändler am Ring. Ich mein', meinen Kranz müßt' ein Blinder herausschmecken aus dem Grünzeug da drinnen."

„Ja, weil die Frau Rumplerin immer ein Schick in sich gehabt hat. Das weiß so das ganze Haus und nöt erst von gestern."

„Darf's a wissen. Ich bin Besseres gewohnt gewesen, als wie da hocken. Und . . ." Sie brach ab.

So neugierig Frau Barbara Riegler auf die Ergänzung war, sie hielt an sich und fragte nicht. Ihr schien's, als käme die Witwe von selber ins Reden und

man konnte dann mehr und Wichtigeres erfahren, als sonst. Und die nervöse Spannung, erzeugt durch die Vorgänge der letzten Tage und zumal Stunden, war zu groß in der Witwe, als daß sie ihrer länger Meisterin hätte bleiben können. Sie mußte sich dessen entladen, was in ihr war und jählings fuhr sie die Frau Riegler an: „Haben S' die zwei Palmenzweig' drinnen gesehn? Die, was ich in die Ecken vom Zimmer gestellt hab', nur damit sie da sein und damit ich sie nöt herausschmeiß', weil sich das nöt gehören tät' und eine Versündigung wär' am Toten?"

„Ich weiß nix von die Palmzweig," stotterte die Frau Riegler einigermaßen erschrocken.

„Aber ich weiß davon. In aller Früh sein sie gekommen, zu allererst waren sie da. So gar nöt erwarten hat sie's können. Ich mein', ich seh' sie vor meiner, wie sie sich erst ausgeweint hat und davon gerennt ist, zaundürr, das Kopftüchel ums Schmerzenschristi-Gesicht, wo's noch grad genieselt hat, um die letzten paar Kreuzer, die sie noch gehabt hat und beim Zins hätt' nötiger brauchen können, kaufen die Palmzweig' und ihm den ewigen Frieden wünschen. Ohne ein' Stich geht's bei derer nöt ab — na ja, wofür wär's denn a Nähterin?"

„Ja, aber wen meint denn die Frau Rumpler eigentlich?"

„Die Nähterin vom drübern Gang. Natürlich. Sie arbeitet für den Wäschehändler, der sein Geschäft neben dem unsrigen hat. Und wenn sie nach Haus gangen ist, so ist halt der Franz immer akkurat um dieselbe Zeit heimgegangen. Ich weiß alles, wie wenn

ich immer dabei gewesen wär'. Und weil man im Haus niemals was besseres gewußt hat, als uns bereden und wie wir mitsammen leben, so hat sie ihn trösten wollen, und das hat er gar so viel gern gehabt. Wer ihn bedauert hat, der hat ihn verkaufen können, um was er ihm gestanden ist. Und so haben s' immer zusammengesteckt: er hat Trübsal geblasen, und sie hat Elend gesungen. Ein ganz ein feines Duett — wer's grad gern hört. Da war was, und nöt zwischen mir und meinem Vetter, wo man so viel hat wissen wollen."

„Aber ich schwör's Ihnen noch einmal: Kein Mensch hat was gewußt. Und wenn sich der Selige hätt' ausklagen wollen, so hätt' er's doch bei mir. Ich hab' ihn und die Frau Rumpler doch am längsten gekannt. Aber niemals hat er nur ein Wörterl von so was gesagt — niemals in all die Jahr."

„War er auch halt in dem ein Duckmauser. Und 's ist nöt einmal wahr. Gewußt hat freilich keiner was, weil's nix zum wissen gegeben hat. Aber heruntergeraten habt's ihr. Aber just dorten, wo's wirklich gebrandelt hat, dort hat keiner hindeutet. Und ich hab' gesehn, wenn sie einander die Händ' gaben beim Haustor, da haben s' einander förmlich geküßt, die beiden Händ'. Einmal haben s' gar ein Landpartie gemacht miteinander. Da hat er Kopfweh bekommen und hat den Tag müssen an die freie Luft, und die andere Früh steht bei ihr draußen ein großmächtiger Buschen mit so Unkraut, was unser eines nöt einmal abreißt, weil's ihm zu ordinär ist und einem nöt steht fürs Bücken, und sie bückt sich alleweil drüber und tut ganz närrisch damit. Und wie ich sie mir scharf anschau', da wird

sie brennrot im Gesicht. War das einzigemal, daß ich gesehen hab', daß sie doch ein Tropfen Blut in sich hat. Und ich soll das Gift und die Gall' in mir fressen lassen und nix dergleichen tun und mich nöt einmal wehren! Soll zuschaun, wie man mir's Leben abwünscht — und Sie wissen's a: man hat seine Exempel, daß einer abgestorben ist, nur weil man ihm's Leben weggebetet hat — und sie hat's getan, und ihm war's ganz recht — und vielleicht selber noch die Händ' falten dazu? Und gar bei einem Mann, wie's meiner war. Ich hab' ihn gekannt, und sonst keiner. Nach außen, da hat's keinen Aufrechteren auf der Welt gegeben, aber zu Haus, da hat er geduckt, und wenn ich ihm's Rechte gepredigt hab', so hat er geschwiegen und Gesichter geschnitten. Und da soll man ein Respekt haben? Ist halt schwer gangen. Und wenn ich schon ein bissel resch bin — die Reschen sind die Besten, gelten S'?"

„Man hört's allgemein," pflichtete die Frau Riegler bei.

„Na also. Und das hat bald genug zwischen uns angefangen. Bald nach'm Karl. Und ich hab' mir eine redliche Mühe gegeben, um damit ich ihn ein bisserl auffrisch'. Denn gehabt haben wir von unserem Geld sein Lebtag nix. Ich hab' wollen was von der Welt noch haben, damit man bessere Bekanntschaften kriegt, wo man nie weiß, wann's einem nutzen, und wo der Bub', wenn er einmal groß ist, auch was davon haben kann. Da war nix zu machen. Und wenn er mir ein' Schmuck geschenkt hat, wie nach'm Karl, da hab' ich nix davon gehabt, denn ihn für solche Leut' tragen, wie wir's alle Tag' bei uns haben? Oder mit die besten

Kleider im Zimmer hocken? Ich dank' schön — na! Man will sich doch herzeigen — und da war mit ihm nichts zu richten. Kein Theater, nöt einmal zu die Volkssänger, daß man doch lacht und einmal seine Unterhaltung hat. Geduckmausert hat er mir zu Haus, und bei seine Freund' war er's helle Leben, und bei seine Leut' der Herr — wenn's ihn nur kommen sehen haben, so sein's schon erschrocken und haben's eilig gehabt mit der Arbeit. Nur bei mir war's Rest mit dem Reden. Und das soll mich nit kränken und nagerln? Gar erst, wie sich die G'schicht' mit der von drüben zusammengebandelt hat. Ich hab' schon meine Spitzel gehabt, ich hab' sie nicht erst müssen zahlen. Da war gleich mein Dienstmädel, die Wetti — gar eine treue und anhängliche Person und nöt so, daß man nöt mit ihr reden dürft'."

„Die Wetti? Schau, schau!" verwunderte sich die Riegler.

„Ja, die Wetti. Und ich weiß — genommen hat die Nähterin nix von ihm. Ich weiß, er hat ihr geben wollen und Präsenter machen — denn er hat sonst eine leichte Hand gehabt, nur bei sich zu Haus nöt, da war alles zu viel. Und das hat ihn gerührt — natürlich, wo sie auf alles gespitzt hat, da hat's leicht gehabt, die Großartige spielen. Und sie liest so gern Romane, und da wird's schon Redensarten gelernt haben und die Gebildete gemacht — das hat ihm halt imponiert. Und mir soll das nöt weh tun in meinem weiblichen Gefühl, wenn er seine fesche, brave, wirtschaftliche Frau — denn das darf ich schon von mir sagen, weil's mir niemand abstreiten kann — zu Haus sitzen hat und hängt

sich und sein Herz an so ein' Zaunstecken? Ich hab' nix dulden müssen, Gottlob, wie's Weiber gibt, die müssen sich alles gefallen lassen, damit nur nöt der Mann anfangt. Und da bin ich hingegangen und ... und hab' ihm halt einmal meine Meinung gesagt. Und das war grad' an dem Tag, und g'sagt hab' ich ihm, daß ich zur Polizei lauf' und keine Ruh mehr geb', wenn nicht die Person abgeschafft wird aus Wien für immer. „Du wirst nicht", sagt er, und ist spät heimkommen den Tag, und er war sehr nervös und hat in einemfort gezittert, und ich kann mir's nöt anders denken, nur er hat wieder einmal zu viel getrunken gehabt, und schaut mich an — und wissen S', er ist nöt leicht in Zorn gekommen, aber dann hat man niemals gewußt, wohin er ihn führen tut, der Zorn — und schreit: „A Ruh gib — sonst nix, sonst will ich nix auf der Welt", wird immer zorniger und springt auf: „Erschießen tu' ich mich, erschießen, wenn du noch ein Wort redst", und packt sein' Revolver. „Wirst nöt", ruf' ich, spring' auf ihn zu — und da hat's schon gekracht und ... Jesus!"

Ein Stich im Herzen. Frau Rumpler hielt erschöpft inne, sah sich verstört um. War sie totenfahl? Flammte sie? Sie wußt' es nicht. Denn die Rieglerin war aufgesprungen, starrte sie an, und ihr war, als sähe sie die sechs Augen in der Stube auf sich gerichtet: ungläubig; argwöhnisch — frech und hohnvoll, die des kleinen Karl. Und mit eins entstand in ihr die ganze Szene aus jener Nacht der Greuel. Und sie meinte, alle Welt müsse das fortab so sehen, wie bisher sie allein, und sie selbst hätte aufgedeckt, was verborgen bleiben

müßte. Sie wankte beinahe: „Beten will ich für die arme Seele, beten", lispelte sie und torkelte vorwärts zum Sarge; davor brach sie in die Knie. Die Hände schlug sie vor die Ohren, als müßte sie irgend einen schrecklichen Ton von sich abhalten, stützte die Ellbogen auf den Sarg und stierte mit bleichem und verzerrtem Gesicht nach dem Toten: „Jesus, Maria und Josef — was hab' ich getan! Was hab' ich gered't!" . . .

Klang es in ihr? Hatte sie's wirklich hingestöhnt vor sich?

In seinem Sarge aber lag der tote Mann. Und wie die Kerzen vor ihren ungestümen Bewegungen noch einmal aufflackerten, so war's als lächelte er. Sie schloß die Augen . . .

Das Wunder des heiligen Liberius

Es ist eben kein Mangel an Kirchlein und an Kapellen im frommen Lande Südtirol. Sie stehen an stäubenden Straßen, daß der Wanderer, übermüdet vom Wege und vom Sonnenbrande durchglüht, an ihnen seine Rast halte, sich ruhe und zugleich inmitten seines vielleicht sehr weltlichen Wandelns jener Pfade denke, die zu einer ewigen Helle, zu einer Sonne führen, flammender, als selbst diese, nur ohne Glut und lodernd über Gefilden, die der liebe Gott noch fröhlicher mit Farben angetan hat, als sogar diesen schönen und grünen Kessel um Bozen.

Oder sie grüßen blank und weiß von den Höhen. Weiß — denn hier ist noch die germanische Reinlichkeit bei aller Buntheit Italiens. Um sie drängen sich die Reben, der Erde nahe gehalten, auf daß sie die ganze Kraft des Bodens in sich saugen könnten, und zwischen ihnen ragt der Pfirsichbaum, dessen Frucht den Wein mit besserer Würze würzt.

So erhebt sich in nächster Nähe der Stadt das kleine Heiligtum des heiligen Liberius, vielbesucht ob mancher Wunder in Herzensangelegenheiten und zumal an kinderlosen Ehepaaren. Diese wallen von fernher zum menschenfreundlichen St. Liberius. Vor seinem Bildnis verrichten sie ihre Andacht, ehe sie in der weltlichen Pracht ringsum ihre Umschau halten. Sie lohnt es. Denn unter ihnen, im weißen Lichte des Südens, liegt

die getürmte und freundliche Stadt: massig und grau und vielgezackt, nur zu Abend mit tieferem Rot überglüht, wirft sich der Schlern gen Himmel. Cypressen, schwarz und feierlich, stechen in die sehr klare Luft, gleich Ausrufungszeichen anzusehen und selten, weil ein feiner Stilist gerne mit ihnen spart, und man sieht die eilfertigen Ströme hasten, sieht die grauen Sandbänke, die kiesig und breit ihre Borde umsäumen, und den braunen Porphyr zwischen mannigfachem Grün leuchten und glimmen.

Der Weg dahin ist freilich recht mühselig. Es steigt sich schlecht auf diesen plattigen und glatten Pfaden, zwischen zyklopischen Mäuerlein, über die sich Reben drängen mit unbändigem Schusse des Wachstums. Man kommt außer Atem von der Hitze und dem jähen Steigen. Nur manchmal ist ein behagliches Rasten unter einem Nußbaum — man weiß, wie trefflich Nüsse zu jungem Weine taugen — an den sich ein Bauernhof lehnt. Alsdann heißt's weiter klimmen, einförmig und ermüdend. Desto vergnüglicher ist dann der Abstieg. Näher und näher drängt sich die Stadt; der grüne Hügel, an den sie sich schmiegt; das bunte Dach von St. Johannes glitzert auf mit vielen Flämmchen, und man sieht jeden Zierat der durchbrochenen Türmchen. Und endlich steht man auf dem Marktplatz und sieht Herrn Walther von der Vogelweide sinnen und dem Sange der Wasser lauschen, die ihm vordem manch ein Lied zugeraunt. Es ist Fröhlichkeit in allem; in diesen flinken Wässerlein, die durch die Straßen schusseln, diesen laubigen Gängen, den offenen Werkstätten, in denen die ehrsamen Handwerksmeister ihrem Gewerbe geschäftig

nachgehen. Nur der fernere und finstere Runkelstein droht. Und die Luft ist stark, und es weht hindurch wie ein leiser Taumel, wie eine heimliche, doch unentrinnliche Trunkenheit des Südens.

Die Stadt ist immer noch betriebsam. Aber ihre besten Tage liegen hinter ihr. Sie ist nicht mehr das fröhliche Eingangstor nach Italien, das Maut und Zoll zog von allem, was aus dem welschen Lande dem Norden zuging, oder die Etsch abwärts verfrachtet ward. Die Straßen widerhallen nicht mehr vom Fluchen und Peitschenknallen der Kärrner; die Wirtshäuser stehen öde, in denen sie es einmal so laut und gotteslästerlich getrieben. Die Bürger haben wohl und allesamt immer noch zu leben. Aber sie müssen sich's mehr genügen lassen am Zusammenhalten, statt wie vordem rüstig ins Weite und zu Reichtümern zu streben. Nur wenigen hat der Handel mit Wein und mit jenem Obst, das so recht die Sonne und die ganze Köstlichkeit dieser Luft in sich gesogen hat, in der bei aller Milde etwas vom Hauch der Firnen prickelt, neuerdings zu ansehnlichen Gütern verholfen. Der übrigen Horizont ist begrenzter geworden, als er es vordem war. Wie in jeder vereinsamenden Stadt, so schließen sie sich auch hier immer enger aneinander. So heiraten sie gerne unter sich; und die Ehe zwischen Blutsverwandten, die so recht geeignet erscheint, mindestens das Stammgut einer Familie ihr zu bewahren, nimmt in einer ganz unlöblichen Weise überhand. Auch das ist ein Zeichen mangelnden Wagemutes: man will nicht mehr neue Brunnen erschließen, befriedigt, wenn nur die alten Quellen nicht eben versiegen.

So war es also auch zwischen dem Moser Hans und der Marie Vicoller abgemacht. Und beiden war es ganz recht, obzwar diese beiden Familien so sehr versippt und verschwägert waren, daß da schon genug gemeinsames Blut ineinandergeflossen schien, und obgleich sie leibliche Geschwisterkinder waren. Denn diese beiden hatten sich rechtschaffen lieb, waren miteinander erwachsen und konnten es kaum erwarten, bis sie zu ihren Jahren und zusammen kamen. Und zwei sehr hübsche Menschen waren es überdies: er bräunlich von Gesicht, mit sehr schwarzen Haaren und Augen und sehr dreist und federnd von Gang. Nicht eben groß; aber ein geschmeidiger Bursch, der was auf sich hielt. Sie aber hatte ein Gesicht von der feinen Blässe einer edlen Reinette, durch die nur heimlich etwas wie Nachglanz der Sonne scheint, die sie gereift, und sie hatte kluge und braune Spitzbubenaugen, die sehr munter und wieder, wenn es ihr taugte, sehr versonnen und verträumt blicken konnten. Und ihr Haar war reich und glitzerte, als wäre etwas Gold darein verfangen.

Zu den gemeinsamen Besitztümern der Familie gehörte mancherlei. Da war ein wohlbestandener Nutzgarten. Wiederholt hatte man ihn teilen sollen, denn hier stellt jedes Fleckchen Boden einen ansehnlichen Wert dar. Immer hatte man sich's überlegt, jedem Mitgenießer seine Anzahl Bäumchen zur Wartung und Nutzen zugewiesen. Eine Zeit, bald nach dem Tode des alten Moser und des Vaters der Vicoller Marie hatten sich die Schwägerinnen zerstritten, und man sprach davon, eine Mauer durchzuführen, die jedes Eigentum vor Uebergriffen des anderen schützen sollte. Man konnte

das Geld anderwärts notwendiger gebrauchen, und es blieb wieder beim alten. Im Garten spielten die Kinder und schielten lüstern nach den Früchten über ihren Häuptern. Was tadellos heranreifte, das, wußten sie, kam nicht an sie. Das war zu teuer für so kleine Lecker. Aber sie verstanden die Kunst, einen edlen Rosmarin oder eine köstliche Parmäne im Reifen mit einem geringen Makel zu versehen, der sie im Werte drückte. Freilich galt's gar schlau sein und allzu große Begehrlichkeit zeitig zügeln lernen. Derlei blieb ihnen, und im Winter schmausten sie's gesellig und trugen einander sogar zu. Denn sie waren jedes anschlägig, mit jener unaufdringlichen Tiroler Gewitztheit, die sich so gut mit der Maske der alleraufrichtigsten Ehrlichkeit zu verhüllen versteht, und dabei dennoch durchaus gutmütig.

Da war ferner ein Krippenspiel. Das hatte der alte Moser, in dem ein Stück Künstler stak, sehr zierlich und reich an seinen Feierabenden geschnitzt. Darauf war die heilige Stadt Jerusalem, sehr stattlich anzuschauen, mit Mauern und Türmen und dem Tempel Salomonis auf einer gebietenden Höhe. Da war ein sehr grimmiger Herodes, mit Schnauzbart und rollenden Augen, vor dem man sich fürchten mußte. Die drei Könige aus dem Morgenlande kamen, und hinter ihnen zog eine Karawane mit solchen Reichtümern auf, daß man nicht begriff, wie die heilige Familie nicht fortab und für immer genug haben sollte; sehr ehrsam mit seinem weißen Bart und seinem Winkelmaß stand der heilige Josef da, und Maria war überaus fein und lieblich und glich nach des Hans innerster Ueberzeugung bei einem Haar dem Moidele. Reinlich lag das Jesus-

kind in seiner Krippe, um die sich Ochs und Eselein drängten. Und dazu machte ein verstecktes Orgelwerk eine sehr süße Musik, die den Kindern besser tönte, als die beim Hochamt in der Kirche. Ganz Bozen kannte und bestaunte dieses Wunder, selbst durchreisende Fremde beschauten es und wollten nirgends seinesgleichen gesehen haben. Alljährlich in der Adventwoche durften die Kinder dazu. Dann erklärte Hans dem Bäschen die Figürchen und alle Legenden, denn er war um so viel älter und klüger als sie. Sie aber durfte die Orgel in Bewegung setzen, und wenn das „Vom Himmel hoch, da komm' ich her" losbrauste, so erschrak sie so niedlich und hielt sich die Händchen vor die Ohren, daß der Hans sich immer wieder dran ergötzte. Und das ganze, lange und ihnen so sonnige Jahr freuten sie sich auf die nächste Christzeit, und auf die Stunde, in welcher sie wiederum die sonst ängstlich verschlossene Stube betreten dürfen, in welcher dies einzige Werk stand.

Also erwuchsen der Hans und das Moidele mehr in- wie miteinander. Es war ein ganz glückliches Wirtschaften, eine große Innigkeit, die nur darum nicht vor ihrer Zeit gefährlich wurde, weil sich keines jener Hemmnisse zwischen sie warf, die sonst, einem Felsblock gleich, den man in klares Bergwasser geworfen, den ruhigen Fluß der Gefühle stauen und zu zornigem Aufschäumen bringen. Einige Jahre hindurch hatte sich der Hans halb spielend mit dem Gedanken getragen, sich gänzlich den Künsten zu widmen, denn er zeichnete sehr hübsch, baselte in Holz, und eine gewisse Kunstbegabung steckte ja in allen Söhnen dieses Volkes. Dazu war er

nach seines Vaters zeitigem Tode eigentlich meisterlos. Dann wieder schien es ihm besser, sich dem Gewerbe zu widmen, und so ging er auf die Wanderschaft, sah etwas von der Welt und hatte genug gelernt, um einen Eindruck davon der Mutter in seinen Briefen mitzuteilen. Dem Moidele schrieb er nur einmal im Jahre, zu Mariä Namensfest, denn er wußte wohl, daß es neugierig genug und daß die Mutter mitteilsam war. Was man aber der Mutter nicht schreibt, das hätte man der Geliebten erst recht nicht gemeldet. Und so war alles in bester Ordnung, und sie begrüßten einander beim Wiedersehen wie Geschwister, die einander nur sehr, aber schon sehr lieb haben. Er griff in der Gerberei tüchtig zu, die bis dahin ein bewährter Altgeselle geleitet und in Ansehen erhalten hatte. Es war ihr das ursprünglich eine leise Enttäuschung; sie hätte sich lieber als eine berühmte Malersfrau und auf seinen Bildern verewigt gesehen. Als er aber dann vom bummeligen Leben, wie er's in München mitgemacht oder angeguckt, und von der Modellwirtschaft einiges erzählte, da war's ihr wieder ganz recht, wie's war, und ihr gefiel er ganz gut, den Lederschurz vorgebunden, mit nackten Armen und immer vergnügt, ob er nun mit Schlägel und Schabeisen hantierte oder, sehr fein angezogen, sich mit ihr lustwandelnd erging. Dann machten sie ordentlich Staat miteinander. Neckten sie aber die Gespielinnen mit dem übeln Geruche, ohne den man nun einmal nicht gerben kann, so lachte sie, das sei sie so lange schon gewöhnt, daß sie's gar nicht mehr merke.

Auch diese Zeit war also an sich sehr hübsch und

mit einer Verheißung gesegnet. Dann aber traten Ereignisse ein, welche beiden zu vielem Kummer gerieten, die drei Menschen und mehr in Unruhen und Verstörung stürzten, bis sich endlich alles glimpflich entwickelte, ein glückliches Paar zusammenkam und sich ein Wunder begab, welches dem heiligen Liberius zu neuem Ansehen und erhöhter Geltung, ja sogar zu einer ganz neuen Ausstattung in seinem Kapellchen verhalf.

Nämlich — die Mutter des Moidele. Das war eine sehr fromme Frau. Und zwar von jener Frömmigkeit, die immer darauf bedacht ist, nichts an ihrer Spitze und ihrer Schneidigkeit zu verlieren. Es genügt da nicht, nur seine Andachtspflichten zu erfüllen, wie andere Christenmenschen: allwöchentlich zur Beichte zu gehen, und wenn man schon von seiner Armut auf Pfänder leiht, auch der Kirche und der Armen nicht dabei zu vergessen. Sondern recht wie man ein anderes Gewaffen immer schärfen muß, soll es nicht stumpf und vor schlimmen Rost mit der Zeit gar unbrauchbar werden, ganz so muß man dies beste Schwert gegen den Bösen und seine Anfechtungen scheuern und blänken. So hörte sie denn lieber als den Stadtpfarrer, der schon ein wenig bequem war und es nicht mehr so ordentlich verstand, Scheit nach Scheit zuzulegen, bis er seinen Schäflein die Hölle grimmig heiß gemacht, die Missionsprediger, die manchmal nach Bozen kamen, und scheute trotz ihrer Beleibtheit auch einen weiteren Weg zur Erbauung oder gar Rettung ihrer Seele nicht. Denn wenn sie stöhnend und pustend die kieseligen Pfade dahinschlich, so gedachte sie jener schlimmeren Wege, die

zu dem dunkeln Ort führen, nur erhellt von einer unheimlichen Glut, die niemals stirbt und von dannen keine Wiederkehr ist, nicht in Zeit, nicht in Ewigkeit. So ward ihr Wandeln gelinde. Das Moidele aber, als durch Jugend und Schönheit allen Fährlichkeiten und Versuchungen ausgesetzt, mußte mit ihr.

Während man also gerade über die Zeit beriet, wann man um den Dispens einkommen und die beiden jungen Leute zusammengeben wollte, kam wiederum ein Prediger von der Gesellschaft Jesu nach Bozen und fand ungemeinen Zulauf. Er verdiente ihn, denn er hatte Mut auch den Reichen gegenüber, Erfahrung und jene Sorte von Beredsamkeit, die den gemeinen Leuten zum Herzen geht und Gebildete nicht anwidert. Er sorgte mit leidenschaftlicher Heftigkeit um ihr ewiges Heil, und wenn er geendet, so sah man, wie erschöpft er selber war. Das liebt das Volk, denn es will mit Augen sehen, wie man sich um seine Seligkeit plagt. Wer seinen wohlmemorierten Sermon gelassen herunterleiert, ohne Seitensprung und ohne persönlichen Hinweis, so recht aus dem Gefühle eines Erlesenen und Geretteten, der wirkt niemals. Er aber beschwor, donnerte. Und er behandelte Fragen des wirklichen Lebens. So ereiferte er sich gar gewaltig gegen den Unfug der Verwandtenehen. Die Kirche in ihrer unsäglichen Nachsicht sei viel zu gelind dagegen. Nur aus Milde aber, und damit das Himmelreich nicht Zwang leide. Immer seien sie nicht zu billigen. Denn sie schädigten das kommende Geschlecht in jeglicher Weise. Und sie entsprängen der Hoffart, damit ja nicht unebenbürtiges Blut in die Familien käme, was also ganz unverhohlen

gegen die Gleichheit aller Christenmenschen geht, oder der leidigen Habsucht, damit das liebe Geld hübsch beisammen bleibe und sich nicht etwa ein armer Teufel durch die Heirat mit einer Erbtochter aufhelfe. Immer aber und gegen alle seien sie eine Versündigung: nur wegen der allgemeinen Schwachheit gäbe es Dispense. Wer ihrer aber nicht begehre, der tue recht und verdiene sich das Himmelreich.

Diese Fastenermahnung hatte auf die alte Vicoller einen mächtigen Eindruck geübt. Auch das Moidele konnte sich ihrer Wirkung nicht entziehen, entschlug sich ihrer aber mit der glücklichen Unbefangenheit der Jugend bald wieder. Bei der Alten aber ward sie mit einem jeden Tage tiefer. Und das ganz besonders, weil auch der Herr Andreas Kirchmeyer, Weinhändler und Großgrundbesitzer in Ueberetsch bei jener Erbauung zugegen war und sie nachher auf dem Marktplatze sehr auszeichnend ansprach. Denn ihm hatte das Mädchen, das er zuvor kaum gekannt, in seiner züchtigen Andächtigkeit in der Kirche gar wohlgefallen, also daß er sich zu der Vicoller herabließ, die er sonst kaum als seinesgleichen betrachtet hätte. Er war nämlich sparsamer als mit seinem Gelde mit seinem Umgang, und besonders mit seinen Worten, die er zuzählte, als gelte jegliches einen blanken Taler und einen Spruch der Weisheit obendrein. Dabei strählte er immer an seinem Barte, der von jener Farbe war, daß man nicht wußte, ob er immer so gewesen oder angegraut sei, und der dünn und zerzaust an einem sehr länglichen und roten Gesicht herablief, um in zwei komischen und beweglichen Spitzen zu endigen. Das belustigte das Moidele sehr.

Herr Kirchmeyer war damals eben von einer großen Reise zurückgekehrt, die er halb in Geschäften, halb zu seiner Zerstreuung nach seines Weibes Tod unternommen. Man kannte ihn überhaupt wenig in der Stadt; der Winter war ihm da zu unbeständig und der Sommer zu schwül, so daß er sich kaum Monate in seinem großen Hause verweilen konnte. Er war sehr reich; von ganz klein hatte er sich heraufgearbeitet, war erst Wirt auf demselben Gasthause gewesen, wo er als Kellnerjunge eingetreten, alsdann Weinhändler geworden, dessen Rechtschaffenheit und Abneigung gegen die Taufe, wo sie nicht im Christenglauben gegründet war, man allgemein und sogar in geistlichen Kreisen pries. Ziemlich angejahrt, war er immer noch ein stattlicher Herr, dem man es wohl ansah, daß er sich nur Gutes gönnte und besonders keinen schlechten Tropfen trank, hatte große, blaue Augen, von denen man nicht wußte, ob sie durchdringend oder bloß starr blickten. Das Moidele ward verlegen, als er's so unverwandt damit musterte, und zupfte an seinen Kleidern. Aber das Mädchen gefiel ihm immer mehr; es schien ihm plötzlich gar fein, ständig ein so junges und hübsches Geschöpf um sich zu haben. Und als dann noch der Hans sich zu den Frauen gesellte und mit dem Mädchen gar vertraut tat, so ward dem Herrn Kirchmeyer klar, daß sich hier noch etwas tun ließe, nämlich zu dem Werke, das ihm gefiel, noch eines, welches Gott angenehm wäre, sofern es eine Versündigung an einem Kirchengebot verkündete, gegen das nur zu viele anstürmten ...

Als ein praktischer Mann griff er die Sache vernünftig und ohne alle Uebereilung an. Während der

Hans mit dem Moidele voranging, hielt er sich zur Mutter und erörterte mit ihr sehr erbaulich die Predigt und ermangelte nicht zu bemerken, daß er eine ganz gleichen Inhaltes schon einmal in St. Peter zu Rom vernommen. Alsdann sprach er von dem Unfug der zu frühen Heiraten, und daß man nun schon Kinder zusammengebe, die nicht einmal fähig seien, die Pflichten des heiligen Ehestandes zu begreifen. Wie also erst zu üben? Und dennoch müsse mindestens ein Teil schon bei seinem vollen Verstande sein. Dem allem stimmte die Alte gar freudig bei. Sie war sehr erquickt, endlich einmal einen so vernünftigen Diskurs führen zu können; sehr stolz auf die besondere Ehrung, durch einen solchen Mann bis zu ihrem Hause geleitet zu werden, und sah sich nur verstohlen um, ob auch genug Leute die Auszeichnung sähen, die ihr und ihrem unbedachten Töchterlein zuteil würde. Am Haustor verabschiedete sich Herr Andreas mit einer etwas steifen und förmlichen Höflichkeit. Der Hans dachte nichts dabei oder mindestens nichts, was ihm und seinen Wünschen zuwider gegangen wäre. Das Moidele war etwas weitsichtiger; aber sie hielt es nicht für gut, mit ihren geheimen Gedanken Staat zu machen.

Man sah sich wieder. Endlich erstattete man gar im besten Sonntagsputz einen Gegenbesuch im Ueberetsch. Da waren dunkle und hallende Gänge; ein Mauerwerk, daß man kaum Bresche hätte darein schießen können, gegen den Anprall der Sommersonne gewölbte Säle mit heimlichen Winkelchen und lichten Erkern; kostbare Böden aus musivischer Arbeit. Ueberall stand ein gediegener Reichtum zur Schau. Altväterisch,

so daß er recht zu Herrn Kirchmeyer zu passen schien, der dem Moidele hier besser gefiel, denn je zuvor. Denn sein Benehmen hielt etwa die Mitte zwischen der Freundlichkeit eines adeligen Herrn, der auf seinem Grunde seine Gäste empfängt, und einem sehr reichen Wirt, der sein Gewerbe nur noch zu seinem Vergnügen treibt und weil seine Kundschaft nun einmal nicht mehr ohne ihn sein kann. Ein wohlbestellter Imbiß war im Garten aufgetragen, mit Südweinen, die so süß, voll Erdgeruchs und geheimen Feuers sind. Schon blühten Mandel und Pfirsich und standen gleich Fronleichnamsmädchen und fröhlichen Balljungfern, also daß viel Weiß und Rot um sie war. Es war recht warm und so behaglich im ersten Grünen, daß Herr Kirchmeyer jener Vorsichtsmaßregeln vergaß, die er sonst liebte, und sich ordentlich jugendlich benahm. Zu Abend aber führte er die beiden Frauen in seinem eigenen Wagen heim. Es wäre nicht notwendig gewesen, denn so weit war es nicht bis zu ihnen, und es ging immer noch eine linde Luft. Aber er bestand darauf, und sie fühlten sich geehrt und schieden wieder nicht ohne heimlichen Neid. Das war doch etwas anderes, als zu Fuße gehen!

Den übernächsten Tag kam natürlich Herr Kirchmeyer sich für die erwiesene Ehre bedanken. Gleichzeitig brachte er allerhand Proben seiner Weine und etwas Süßes, wie es Frauen dabei lieben, denen nicht leicht etwas gar zu süß ist. Später, immer in seiner sehr in Worten sparenden Weise, sprach er davon, wie so sehr einsam er sich fühle. Seine Kinder habe ihm Gott alle vor der Zeit genommen. Sein Reichtum wüchse ihm über den Kopf, und er sei dennoch so rüstig und fühle

sich noch zu jung, als daß er sich so früh zur Ruhe setzen könnte. Ihn habe der Herr über sein Verdienst gesegnet; aber was nach seinem Ableben mit dem allen werden solle, das mache ihm schwere Gedanken. Er habe keinerlei Anverwandte, und wenn er nur den Schmuck seiner seligen Frau ansehe, so tue ihm das Herz weh. Wie müßte der einer jungen und hübschen Person zu Gesichte stehen! Wie ihre Schönheit heben! Er aber werde sich kaum mehr daran erfreuen, dies alles getragen und im rechten Glanze zu sehen. Teilnehmend seufzte die Alte mit — diesen Schmerz, ein solches Kapital ungenützt zu sehen, begriff sie, die es bei Heller und Pfennig und nach seinem vollen Werte abgeschätzt hatte.

Dieses aber vernahm das Moidele, und es wirkte heimlich nach in ihrer Seele. Ja, die alte Frau Kirchmeyer hatte ein schönes Leben gehabt! Sie sah sie noch vor sich, wie sie vordem die Gattin des reichen Weinhändlers oft in der Kirche oder auf dem Marktplatze bestaunt: immer ehrbar in Schwarz, immer in starrer Seide, die knisternd und rauschend den sehr teuren Preis auszurufen schien, darum sie erstanden worden war; zwei starke goldene Ketten über der vollen Brust — die eine für die kostbare Uhr, die recht sichtbar getragen wurde, die andere für das langgestielte Augenglas, dessen sie sich als vornehm und abweisend gerne bediente. Diese Ketten hatten ihr's angetan von klein auf; es war ihr, als bände sie selbst sich damit an den Herrn Kirchmeyer. Und dann die Reisen! Wie schön das nur sein mußte, von Leuten fort zu können, die man dann vielleicht nicht mehr sehen mochte, nicht immer die

gleichen langweiligen Gesichter vor sich, mehr und bequemer schauen dürfen, als selbst der Hans gekonnt. Das konnte ihr der freilich nicht bieten. Ihr ward sehr oft weinerlich zumute, wenn sie, allerdings immer sparsamer und verstohlener, mit ihm zusammen war, und er, der nichts oder aufs höchste in einer mehr der Natur gemäßen Richtung etwas argwöhnte, wußte nicht, was er mit ihrer Launenhaftigkeit machen sollte. Aber sie dachte insgeheim, wie schön das gewesen wäre, wenn man diese beiden in einen einzigen Mann zusammengeschweißt hätte oder wenn man sie gar beide nehmen könnte. Dies erwog sie freilich nur in der Unschuld ihres Herzens.

Dennoch erschrak sie heftig, da ihr die Mutter mitteilte, Herr Kirchmeyer habe in aller Form um ihre Hand angehalten. Die Geschichte mit dem Hans sei damit ein- für allemal zu Ende. Sie tat sehr verzweifelt und vernahm in ihrem Jammer dennoch sehr genau, daß der Freier ihr hunderttausend Gulden Wittum zusichere. Hunderttausend Gulden! Das war so sündhaft, so schwindelnd viel! Und weiter — eine gleiche Summe verpflichte er sich, ihr zu schenken, wenn ihm der Himmel noch ein Kind beschere. Ihr drehte sich alles vor diesen Beträgen. Gab es so viel Geld überhaupt auf Erden und sogar in einer Hand? Das betäubte sie; aber dabei regte sich immer noch eine Furcht vor dem Hans in ihr. Was würde er tun? So gelassen ließ sich der kaum zur Seite schieben, und so meldete sich in ihr etwas wie Reue — daß sie nämlich in ihrer Dummheit sich überhaupt so weit mit ihm eingefädelt habe. Aber sie tat sehr verzweifelt vor ihrer

Mutter. Sie wollte, schrie sie, in die Talfer gehen. Keine zu fürchterliche Drohung, denn die hätte damals nicht einmal einem Kätzlein was anhaben können. Auch erschrak die Alte nicht zu sehr. Aber sie tröstete das Moidele, das derlei ganz gerne hatte, und redete ihm eindringlich zu seinem Glücke zu. Wie nun Mädchen schon einmal sind — was man ihnen immer vorspricht, das, meinen sie, müsse geschehen. Aber nur als Mädchen haben sie sich so; als Frauen sind sie bekanntlich ganz, ganz anders.

Langsam begann der Hans zu merken, daß ihm der Märzenwind allzu unwirsch in die Krone fuhr. Denn das Moidele hatte für ihn gar keine Zeit mehr, so wenig vordem übertriebene Geschäftigkeit in ihrer Art gewesen. Es ward im Hause der Muhme viel, geheimnisvoll und mit unerhörtem Eifer gearbeitet. Von den Schritten, die man doch vor der Vermählung einleiten mußte, war gar nicht mehr die Rede. Das Mädchen steckte häufig in der Kirche; er hätte das im Grunde bei seiner zukünftigen Gattin nicht ungern gesehen, wenn er auch selber nicht viel darauf hielt. Wenn aber die Frömmigkeit so heftig und so plötzlich ausbrach, so mußte wohl etwas wie ein böses Gewissen dahinter stecken. Die alte Vicoller aber war erst recht unwirsch gegen ihn, und ihre Brummigkeit verhüllte nur schlecht ein gehobenes Gefühl, das sich fast wider ihr Wollen gelegentlich aussprach. Sie tat gnädig und von oben, wenn sie sich vorher lieber kümmerlich geduckt. Das beschäftigte ihn oftmals, und wenn er der Alten gedachte, so war es just mit keinem Segen.

Je mehr sich ihm aber das Mädchen entzog, desto

leidenschaftlicher begehrte es ihn danach. Wenn er gelegentlich in einem heimlichen Winkel sie betraf, so riß er sie ohne Frage und aus altem Rechte mit einer Heftigkeit an sich, die sie erschreckte, aufstörte und für einen Augenblick lähmte. Behend und schlängelnd, wie eine Eidechse auf der Wassermauer, enthuschte sie ihm, machte ein ernsthaft und zornig Gesicht, dem nur die Augen widersprachen. Diese glitzerten dann schalkisch und überlegen. Aber sie dachte sich solche Augenblicke nicht ungerne zurück, wenn sie Herr Andreas Kirchmeyer späterhin ehrbar und väterlich auf die Stirne küßte. Denn den Mund wußte sie ihm immer so klüglich wie unauffällig zu entziehen, welches Zeichen jungfräulicher Sittsamkeit und Scheu ihm garnicht übel gefiel.

Endlich aber mußte auch der Hans die volle Wahrheit erfahren. Als das Moidele die Mutter gefragt, wie und durch wen ihm die wohl beigebracht werden sollte, denn sie selber würde niemals das Herz dazu finden, da hatte die klügere Alte entgegnet, dieses sei allerdings ihre kleinste Sorge. Das würde sich schon ganz von selber in einer Stadt wie Bozen machen. Und so begab es sich denn auch. Denn nachdem er Andeutungen überhörte und nicht verstehen wollte, so sagte ihm sein Altgeselle einmal gerade heraus, was sich ganz Bozen schon lang erzählte. Erst erstarrte der junge Meister. Dann nahm er das Schabeisen, das er dabei in zornigen Strichen führte, und warf es mit solcher Wucht an die Wand, daß es zu Stücken sprang. Wie er war, im Schurzfell und mit aufgekrämpten Aermeln, lief er hinüber zum Hause der Vicoller und pochte hef-

tig. Niemand meldete sich; nur als ob sich das Vorhänglein im Erdgeschoß gerückt, wo unter Topfblumen des Moidele Rosmarin- und Myrtenbäumchen stand, als hätten dort braune und ihm unvergeßliche Augen vorgeblinzelt, so war ihm. Er trommelte weiter; er mußte irgendwo seine Kraft und seinen Zorn austoben lassen. Das schallte mächtig, bis ein förmlicher Auflauf entstand, der ihn zu einiger Besinnung brachte. Alsdann, barhäuptig und nacktärmig, stürzte er in eine Kneipe, die ihn zu solcher Stunde vielleicht, in solchem Aufzuge gewiß niemals vorher gesehen, und begann ein unsinniges und lärmendes Zechen.

Er war noch so jung, kaum an der Schwelle zum Manne. Und ihm war ein knabenhafter Zorn wohl zu verzeihen. Denn sein Blut war heiß, überhitzt vom Weine und von einem unbändigen Verlangen, das sich dem Ziele so nahe geglaubt, um jählings zurückgeworfen zu werden, entflammt von jener Glut, die einmal gelöscht sein will. Und so in seiner immer steigenden Erregung trieb er es denn fortab Tag um Tag in gleicher Weise, bis ihn der Bürgermeister vermahnen ließ, er möchte bei ernstlicher Ahndung sich in Hinkunft eines solchen Benehmens enthalten, als geeignet, die Ruhe der gesamten Stadt zu stören und ihre Bürger zu ängstigen. Sein Gewerbe vernachlässigte er, daß es ein wahres Elend war. Er hatte sich eine Horde von Lümpchen aufgetrieben, mit derengleichen er sich vordem niemals abgegeben hätte. Mit diesen kneipte er mehr, als sein Vermögen vertrug, und zog dann zu schlafender Nacht vor das Haus des Herrn Kirchmeyer, um da ein unsinniges Gebrüll zu erheben, so daß der treffliche

Mann niemals mehr seine Ruhe fand, deren er doch würdig und vor einer jungen Ehe mehr denn je bedürftig war. Und zwischendurch stieß der Hans wüste und gottlose Reden aus, wie daß man den verliebten Alten schon anzapfen und zur Ader lassen werde. Es war ein Greuel, dem gegenüber der Nachtwächter im Ueberetsch wehrlos und verzweifelnd stand, weil man auch ihm keine Stunde des Schlummers mehr gönnte und er um eine Besserung seiner Bezüge bei so anstrengendem Dienst einkam.

Die alte Vicoller aber verzagte nicht so geschwind. Sie war immer noch des festen Glaubens, ihr Gott, dem zu Liebe sie doch das Ganze begonnen, werde sie nicht im Stiche lassen. Sie war nur darauf bedacht, den Herrn Kirchmeyer festzuhalten, dem bei dem wüsten Handel gemach unbehaglich und angesichts eines solchen gewalttätigen Treibens wohl auch ängstlich zu werden anhub und der davon redete, man möchte Aufgebot und Trauung vielleicht in Klausen vollziehen lassen. Davon wollte die Frau nichts wissen. Denn in St. Johannes, aus dem Munde eines Priesters war ihr die Offenbarung geworden, wohin sie, ihre Tochter samt dem Hans eigentlich steuerten; in St. Johannes hatte der Freier zum erstenmal seine Braut gesehen. Und wenn die Vermählung nicht in St. Johannes stattfand, angesichts so vieler, die ihr und ihrer Tochter das große Glück mißgönnten, so lag ihr an dem ganzen nichts mehr. Sie wich dem Knaben nun einmal nicht. Das Moidele saß bei diesen Unterhandlungen ganz still, weil es sich nicht gehört, daß eine Braut, als könnte sie's gar nicht erwarten, daran teilnimmt. Ihre Gedanken aber machte

sie sich dabei. Wenn der Herr Kirchmeyer sich gedrückt und durch Seitengassen heimwärts schlich, so sah sie ihm spöttisch nach. Und der Hans, der in so wüstem Leben elendiglich verkam und auch an seinen Vermögensverhältnissen Schaden nehmen mußte, jammerte sie täglich mehr, und es schien ihr unrecht, einen Christenmenschen so ohne allen Beistand zugrunde gehen zu lassen. Aber sie war schon zu tief in den Gedanken an diese Heirat verstrickt, als daß sie selbst dann einen Rücktritt erwogen hätte, wäre sie dadurch nicht doppelt bloßgestellt gewesen.

Es war solcherart ein recht trübseliger Brautstand. Und er ging auf die Dauer Herrn Kirchmeyer empfindlich auf die Nerven. Er hatte sich das ganz anders, viel hübscher und angenehmer ausgedacht. Nun mußte er sich verstecken und heimlich tun, statt seine junge Braut und seine kluge Wahl gebührlich bewundert zu sehen. Es ist aber nun bei Pferdekauf und Brautwahl so, daß man immer aus anderer Munde nach Bestätigung begehrt, wie gut und preislich man's getroffen habe. Er, dessen ganze Würdigkeit in seinem unbestrittenen Ansehen gelegen, er fühlte sich unsicher, nun einer so frech und achtungslos mit ihm umsprang. Wie aber böses Beispiel immer ansteckend ist, so trauten sich nunmehr gleich auch andere mit hämischen Fragen nach seinem und seiner Braut Ergehen an ihn. Seine Unnahbarkeit, die er so lange gleich einer Fahne in mancher steifleinenen Umhülle wohlverwahrt geborgen, die flatterte nun ungeschützt im Winde und ward grimmig gezaust. Das war ein ganz unerträglicher Zustand für ihn. Sein ganzes Wesen geriet in unruhige Schwan-

kungen. Und während das erste Aufgebot — ein- für dreimal war als ein Zeichen unziemlicher Hast abgelehnt worden — verlesen ward, zog sich der glückliche Herr Kirchmeyer sachte und mehr zurück, und die Alte witterte wohl, daß er nur nach einem Anlaß verlange, um des ganzen Handels wie immer ledig zu werden.

Das wäre ein unsägliches Unheil gewesen. Und die Frau Vicoller zersann sich, was nun tun. Nur eine kleine Ruhepause brauchten sie, nur von vierzehn Tagen etwa, bis die Trauung in St. Johannes mit aller gebührenden Feierlichkeit und wiederum in Stille vorüber war, weil es ja doch ein Witwer war, der zum Altare schritt. Eine anderwärts eingesegnete Ehe konnte sie sich nicht so recht als giltig denken. Dort waren doch noch alle Vicollers und alle Mosers für immer verbunden worden. War das erst geschehen, alsdann mochte das junge Paar fort für lange Zeit auf Reisen, wie das doch ohnedies geplant gewesen, mochte ausbleiben, bis sich der Lärm ganz verzogen. Aber wie diese Windstille im währenden und immer noch schwellenden Sturm erzielen? Das war ein sehr schlimmer und nachdenklicher Fall. Ganz gegen ihre neuerdings hoffärtige Natur hatte sie sich hinter Hansens Mutter stecken wollen, ihr vorzustellen, wie unsinnig sich ihr Einziger zugrunde richte, statt sich mit Hintansetzung eigener Wünsche einer solchen Verbindung zu freuen, die doch die ganze Familie verherrlichte. Die Moserin war wohl selber innerlich verzweifelt, aber den Triumph gönnte sie der Gegnerin nicht, ihr das zu zeigen, und antwortete ihr also mit weisen Sprüchlein, wie

daß man Suppen auch auslöffeln müsse, nachdem man sich sie eingebrockt, und daß man sich über hartes Lager nicht beklagen könne, wenn man sich nicht vorher weich gebettet. Damit war niemand gedient. Und überdies liefen vom Hans dunkle und furchtbare Drohungen um. Man habe bisher nur gehört, so verschwor er sich, was verlassene und verstoßene Mädchen auszuführen imstande seien. Er wolle der Welt einmal zeigen, wessen ein um die Treue und den Eid betrogener Mann fähig sei. Rabiat und töricht genug war er zu einem unerhörten Streich, vor dem am Ende den Herrn Kirchmeyer vor Schrecken der Schlag traf, wenn er nicht rechtzeitig auskniff, wozu er geneigt genug erschien. In beiden Fällen war es mehr als ein Unglück. Es war ein Skandal.

„Wenn ihn nur wer beschwichtigen tät'," seufzte die Alte.

Das Moidele hörte dies Stoßgebet, entgegnete aber mit keinem Laut.

„Wenn ihn nur wer beschwichtigen tät'!" jammerte die Mutter noch eindringlicher. „Du mein lieber Heiland — er denkt sich was aus, tut's uns an und verschimpfiert uns vor der Welt, der Ruech!"

„So nimmt mich der Hans," meinte das Moidele.

„Der Hans?" Die Alte spie den Namen ordentlich aus. „Der Hans? Schweig mir vom Hans."

Das Moidele verstummte, dachte sich weiter sein Teil, behielt aber gewitzigt diese Gedanken für sich.

„Und wenn ihn nur wer beschwichtigen tät!" jammerte die Mutter wiederum und in ihrem höchsten Diskant.

Da hob das Moidele den Kopf: „Ich trauet's mich, Mutter!"

„Du? Wieso?"

„Kann ich nicht sagen. Wenn ich den Hans sprechen kann, wo niemand dabei ist, so trau ich's mich und schaff' eine Ruh bis nach der Hochzeit."

„Ich will's aber wissen, wieso?"

„Kann ich nicht sagen. Er hat mir einmal was versprochen. Und er hält immer sein Wort, der Hans."

„Das tut er," stöhnte die Vicoller, „das tut er. Aber was habt ihr euch versprochen?"

„Darf keines darum wissen! Darauf haben wir uns die Hand gegeben."

„Dann leid' ich's nicht."

„So lass' es die Frau Mutter sein."

Kein Wort wurde mehr darüber gesprochen. Nur am nächsten Morgen kam die Mutter selber und von freien Stücken zu dem Mädchen. „Wenn du vielleicht im Weingarten nachschaun wolltest? Mir tun die Füße so sehr weh, und wer muß sich doch darum kümmern, weil die Arbeit bald angeht."

Das Moidele war ein gehorsames Kind. Es tat keinen Muck, sondern zog sich an, so einfach und so schmuck wie möglich. Alsdann ging es sonder Eile und ohne sich umzusehen seiner Wege. Nur einem Jungen aus des Hans Werkstatt, der gerade um das Tor lungerte, weil alle kein gut tun, wenn der Herr sich verlumpt, sagte es etwas, das er dem Meister bestellen sollte. Alsdann machte es weiter, sittsam, still und bescheiden in gelassener Eile, wie man an sein bestimmtes Werk geht. Im Weingarten sah es nach dem Rechten,

ordnete allerhand im Winzerhäuschen, in dem man zur Not auch nächtigen konnte, setzte sich auf die Bank davor und sah ins sonnige Land, durch das die drei flirrenden Ströme gingen. Es war wie ein leiser Dunst über allem, und der herbe Geruch des ersten drängenden Frühlings drang an sie mächtig heran und rührte an ihre jungen Sinne. Die Helle selbst war leise überschleiert, und sie sah in die grünende Welt und dachte nichts.

. . . . So zeitig war der Hans seit langem nicht aufgestanden, wie diesen Tag, nachdem der Lehrjunge seine Post bestellt. Ihm war einigermaßen wüst im Kopfe. Alles das verflog, wie er höher und höher stieg. Immer mußt' er dabei, eine sonderbare und quälende Vorstellung, des späten Sommers gedenken, wenn da die Trauben allenthalben verquollen, mit Kalk besprengt, damit sich nicht Näscher an fremdem Eigentum vergriffen. Eine fast unbezwingliche Sehnsucht nach etwas Bestimmtem, doch nicht zu Nennendem peinigte ihn dabei. Er selber wollte sich davor verachten und konnte diese eine Vorstellung nicht scheuchen: wie er einmal als Knabe, in einem Hüttchen versteckt, mit lüsternem Grausen und genäschig geschmaust, während draußen die schweren Schritte des Eigentümers klangen. Zwischendurch grübelte er, was wohl das Moidele von ihm wolle. Ein Weilchen dachte er bei sich, nun werde wohl alles gut und wieder ins Gleiche kommen. Das aber ging nicht mehr; er wußt' es nur zu gut. War man einmal so weit, so gab es keinen Rückzug mehr. Dann, ohne allen Grund, überfiel ihn ein unsinniges Herzklopfen, das ihn im Steigen lähmte. So, rastend, sann

er sich lange und spitze Reden aus, ohne aber gar weit mit ihnen zu kommen. Und endlich sah er das Winzerhäuschen und die Sitzende davor. Ein greller Jubelschrei — sie hob das schöne Haupt mit den braunen und feuchten Augen und hob sich halb auf ihrer Bank. Die alte Türe flog von einem starken Fußtritt auf. Das Moidele schnellte empor. Und ehe er ein zorniges oder kosendes Wort sagen konnte, so lagen weiche Arme um seinen Hals, und warme und zuckende Lippen zogen an seinen. Und „Hans, Hansel! Du Narr! Ich hab' ja nur dich lieb" . . . Und „Moidel, mein Moidele!" Und ihm kamen die Tränen.

Sie waren beide jung. Und sie genossen ihre Jugend, wie man sie nur genießt, wenn sich in jede Süßigkeit des Augenblicks mahnend die Bitternis eines frühen und unwiederbringlichen Scheidens drängt. Vielleicht hat er ihr späterhin seine Standrede gehalten. Auch seines Versprechens scheint ihn das Moidele gemahnt zu haben. Denn sie flüsterten viel und eindringlich zusammen. Den ganzen sonnigen Tag verbrachten sie so miteinander, bis der Abend heranblaute. Alsdann gingen sie gemeinsam heim, und das Moidele muß wohl die Worte gefunden haben, welche dem Hans zu Herzen gingen. Denn sie schieden still und einträchtig.

Fortab ging der Hans wieder ernsthaft, wie sich's für einen seines Standes gehört, seinem Gewerbe nach. Es gab keinen nächtlichen Rumor mehr in der Stadt, und Herr Kirchmeyer schlummerte nach so vielen Unruhen ungestört und ließ sich nicht einmal etwas träumen. Ueber wenige Tage wurde das ehrsame Jungfräulein Maria Vicoller dem reichen Weinhändler ehe-

lich verbunden. Alsdann kehrten sie sich an den blauen Comersee, und alle waren enttäuscht, die sich eines besonderen Skandals bei der Trauung versahen, und grollten also dem Hans, der ihres Grolles aber wenig achtete und ernster als vordem, nur etwas stiller geworden, in seiner Werkstatt hantierte. Wieder und sehr genau zu ihrer Zeit kam die Post, es sei dem Herrn Kirchmeyer ein überaus kräftiges Söhnlein geboren worden. Und als die Ehegatten samt dem Kinde heimkamen, so wallfahrteten sie in Erfüllung eines alten Gelöbnisses des Mannes gemeinsam zum Kirchlein des heiligen Liberius und stifteten ihm ein golden und kostbar Meßgewand, dieweil er sie so wunderbar vereinigt und ihren Wunsch nach einem Sprößling erfüllt, der allerdings der einzige blieb.

.... Frau Maria Kirchmeyer ist sehr fromm, mildtätig und fast immer auf Reisen. Ihr Gatte lebt noch, wird aber täglich hinfälliger und somit ihr ergebener. Der Moser Hans aber ist bis nun unvermählt. Fragt man ihn nach dem Grunde, so meint er, die den Gerbergeruch vertrügen, möge er nicht, die er möchte, vertrügen den Geruch nicht. Als ob das eine abschrecken möchte bei einem Manne, wie er es jetzt ist!

Am Wege sterben

Anton Bettelheim in Treuen.

Erstes Buch

Herr Karl Stara und Genossen

Erstes Kapitel.

Eine trübe und neblige Dämmerung war über Wien eingebrochen. Schwer und plötzlich, wie ein müder Vogel ins Nest sinkt und es mit seinen Flügeln ganz beschattet. Der große Amtspalast in der Himmelpfortgasse war schon im Schweigen. Nur in der Einfahrt stand noch der Türhüter, eingemummelt in seinen sehr würdigen Pelz, und unterhielt sich in slavischer Sprache mit einem jungen Beamten. Dann grüßten die beiden einander mit aller Höflichkeit, und der Portier sah dem Herrn nach, bis der Novembernebel ihm den Wandernden entzog. Erst dann kehrte er sich zu seiner Loge und nickte beifällig mit dem Kopfe. Das hatte etwas zu bedeuten: es war die Anerkennung der Fähigkeiten seines Landsmannes und zugleich der Art, wie dieser sich und seine Gaben zu verwerten suchte. Ein Urteil stand ihm unbedingt zu; denn wer so lange mindestens in der Vorhalle zu Amt und Würden steht, der weiß wohl Bescheid, in welcher Weise man zu ihnen gelangt.

Es war gegen halbfünf am Nachmittag. Der Dampf der Straßen quoll um Herrn Karl Stara. Das war

nicht ungemütlich, vielmehr erschienen die Plätze dadurch heimlich und begrenzt. Es war ein starkes Gedränge auf ihnen. Alle Gesichter hatten einen frischen Schein, denn man sputete sich, und der erste Novemberfrost prikkelte in dem Wehen, das sich manchmal stoßweise erhob. Er ging bedacht und genießend, was es zu sehen gab, wie einer, der sich nach der Arbeit seine Erholung gönnt. Im Schreiten stieß er eigentümlich die Kniee vor, als müßte er mit ihnen etwas Hinderliches, die Falten eines Weiberrockes etwa, entfernen. Sein Haupt war leicht geneigt, halb in Demut, halb in Gewohnheit. Er war ein hübscher Mann, sehr blond, sehr kräftig, mit dem sprossenden jugendlichen Bart um Kinn und Lippe, und von jenem Schlage, welcher reifenden Frauen Eindruck macht. Häufig grüßte er; an jeder Straßenkreuzung säumte er, wie um Vornehmeren den Vortritt zu lassen. Seine Augen waren überall, und manchmal beim Anblicke eines hübschen und dreisten Mädchens, wie sie sich um diese Tageszeit zahlreich umtrieben, glomm es in ihnen eigentümlich frech und behaglich und wissend auf.

So schritt er die Stadt mit ihren grauen, finsteren und abwehrenden Häusern durch. Er kam zum Schottentor, wo das Leben just am stärksten flutete. Ein Doppelstrom: der Stadt zu und wieder von ihr aus nach den Vororten. Schon wurden die Laternen entzündet. Zu seiner Linken, noch eingerüstet, wie ein Ungeheuer, das sich im Netze einer unerhörten Spinne verfangen, stand der Riesenbau der Universität. Ein blanker Block, den man aufzuziehen begonnen, hing in halber Höhe und leuchtete kräftig und gespenstig durch das Spätlicht. Am allgemeinen Krankenhause kam er

vorüber. Die Studenten drängten eben heraus, und es war ein lauteres Leben als in der Stadt und ein Zurufen von einer Seite der Straße auf die andere. Er achtete wenig darauf, zog nur manchmal den Hut und machte seinen Weg fort. Nur wenn er Pärchen vor sich wandeln sah, übermütig wie Schuljungen nach der Haft, schlenkernd vor Vergnügen mit den Händen, trotz allen Bestrebens, ernsthaft und gesetzt zu erscheinen, und mit einem zwitschernden Jubel in jedem Worte des Mädchens , auch dem gleichgültigsten, so quoll ein starker Neid in seinem Inneren auf.

„Servus, Stara!"

Die Stimme war ihm bekannt, klang unmittelbar neben ihm. Er blieb stehen. Aus einer Seitengasse kam ein Mann auf ihn zu. Etwa in seinem Alter; nur war alles an ihm dürftig. Er war schmächtig, mit einem dünnen, zerzausten Barte und einer komischen, sehr schmalen und geröteten Nase. Er hatte den Ueberzieher — es wurde dabei Herrn Stara in seinem Winterrocke doppelt behaglich und warm — sorglich um etwas geschlagen, das er in der Hand trug.

„Servus, Förster! Wohin?"

„Ich zieh' eben aus," entgegnete Raimund Förster. Er sprach lispelnd und ein wenig schlesisch singend.

„Und was schleppst du mit dir?"

Förster lüpfte vorsichtig den Ueberzieher. In einem grünen Vogelbauer saß ein Fink, und wie der gelbe Strahl einer Straßenlaterne auf ihn fiel, so schlug er die schwarzen Augen auf und zwitscherte heimlich. „Den nehm' ich mit. Meine Sachen hat die Zimmerfrau. Den hat sie nicht behalten wollen. Das möcht' ihr noch

fehlen, sagt sie, nämlich keinen Zins, und so ein Vieh, das einen noch obendrein arm frißt. Was weiß sie, was das für ein kostbarer Vogel ist? Und damit er sich mir nicht verkühlen tut, weil er warm gewöhnt ist, so hab' ich ihn eingepackt und will sehen, wo ich ein paar Nächte bleiben kann, bis ich mir wieder so viel schaffen tu', daß ich mir ein Zimmer nehmen kann."

„Samt dem Vogel?"

Förster wurde erregt. Er kicherte heiser. Dann, die frostigen Hände reibend, den Käfig unterm Arm: „Du, das ist ein feiner Schläger. Ein Reitzuk. Der hat einmal bei uns in Hohenolbersdorf den Preis unter allen Weberfinken gewonnen, wo doch blinde darunter waren. Und ich geb' ihn nicht her, nicht um viel Geld. Ich hab' sonst nichts von zu Hause. Und wenn er anfängt zu schlagen, so seh' ich Hohenolbersdorf und die Wälder und die Berg', immer höher und höher, und alles ist grün, und das tut mir so gut in den Augen. Das mußt du doch einsehn, wenn du nur überhaupt ein Gemüt hast in dir. Das bissel Futter? Ob ich für zwei Kreuzer im Tag mehr ess' oder nicht. Das ist doch gleich." Er kicherte wieder.

„Du mußt dich aber umschaun, wo du bleiben willst," lenkte Stara ab. „Es wird spät. Zu wem willst du eigentlich?"

„Ich denk', der Beyerl nimmt mich wieder für die paar Tag'. Er steht gerade mit seiner Hausfrau gut, und sie erlaubt's ihm."

„Also Servus! Kommst heut' zum Delirium?"

„Ich denk', der Beyerl wird mich schon mitnehmen. Servus, Stara!"

Es war nah an der Hernalser Linie, die damals noch bestand, wo sie schieden. Herr Stara bog ab, und ein leichtes Lächeln überlegenen Mitleids und der Mißachtung lag um seinen Mund. So ein unpraktischer Bursch! Obdachlos und schleppt sich noch mit einem Finken! Da war er doch klüger; und das Glück, das ihm nun seit zwei Jahren getreu war, kam ihm so recht zum Bewußtsein. Und in solchen Gedanken, und sich schon im vornhinein seiner angenehmen, durchwärmten Stube freuend, kam er vor das Haus, darin er wohnte. Es stand in einer stillen Seitengasse. Rings darum waren schon Zinshäuser ragend und protzig zur Höhe geschossen und ließen es noch gedrückter und unansehnlicher erscheinen. Aber viele Zettelchen flatterten am Haustor und deuteten auf Armut und beträchtliche Zahl der Einwohner. Herr Stara trat in den tiefen und schmalen Hof, in dessen Mitte ein einschichtiger, recht jämmerlicher Baum stand. Ein vergitterter und schwebender Gang lief in der Höhe, und zahlreiche Stiegen führten dazu. Er stieg die knarrenden Stufen hinan. Etwa im halben Stockwerk wollte ein kaum flügges Mädchen an ihm vorüber. Trotz der Dunkelheit, der ein Oellämpchen am Stiegenfuße wenig anhatte, erkannt' er es, wie es sich so an ihm vorbeidrücken wollte, faßt' es um die Hüfte, kniff es in die Wangen. Sie schlug erregt nach seiner Hand, riß sich los, tummelte sich desto mehr. Hinter ihr, die schon am Herd stand und ihn mit braunen, zornigen Augen antrotzte, betrat er grüßend die Küche, welche der Witwe Beil und ihrer Tochter zur Wohnung diente. „Ein Brief für mich, Frau Beil?"

„Ja, es sind zwei, ich hab' das eine Rezepisse unterschreiben müssen."

Die Studierlampe war schon entzündet. Es war klar, daß Herr Stara als Mann der Ordnung und bewußten Strebens seine sehr bestimmten Stunden einhielt. Er nahm den Brief, warf nur einen Blick nach der Aufschrift von einer ungelenken Hand, öffnete den Umschlag und entnahm ihm ein zusammengelegtes Papier, das er in derBrieftasche verwahrte. DasSchreiben selber faltete er gedankenlos zu Fidibussen, langte nach seiner Pfeife und steckte sie damit in Brand. Den anderen Brief von einer hübschen, schlanken Frauenhand küßt' er und hob ihn auf. Etwas gemacht Verzücktes war dabei auf seinem Gesicht; und wieder etwas ängstlich Rechnendes, als er ihn nochmals vornahm und Wort für Wort studierte. Noch einmal rief er: „Resi!" Das Mädchen erschien und blieb argwöhnisch und sprungbereit an der Schwelle. Er gab ihm einen gleichgültigen Auftrag, nur weil es ihn ergötzte, wie ungern und wie unwillig das junge Geschöpf immer seine Stube betrat oder seinen Auftrag erfüllte. Denn sie mochte ihn durchaus nicht; aber er zahlte pünktlich und blieb auch in den Ferien in Wien — seltene Eigenschaften in diesen ärmeren Quartieren der Stadt, welche mindestens Frau Beil nach Gebühr zu schätzen wußte. Dann setzte er sich auf sein grünes Sofa, schlug sein Corpus juris auf und begann rauchend zu studieren. Er tat das, einen eigentümlichen talmudischen Singsang vor sich hinsummend, den er noch auf dem Gymnasium von einem getauften Juden erlernt. und mit beständigem Neigen des Oberkörpers. Es faßte

nämlich nur, was sich irgend mit der Musik in Verbindung bringen ließ. Mitten in der Arbeit aber ließ er sein Buch sinken, und wieder erschien jenes fatale Lächeln auf seinem Gesichte. „Noch zwei Jahre," dachte er für sich, „und das wird ein famoses hübsches Mädel."

Es war ganz still in dem weitläufigen Gebäude. Nur die Bohlen auf dem Gange knarrten manchmal, oder ein Fenster klirrte und ächzte. Einmal tat sich die Tür auf, und an Herrn Staras Fenster vorbei glitt ein flinker Schatten. Er wußte wohl, von wem der herrühre, und recht friedliche Gedanken waren dabei in ihm; er wußte selbst, wohin die kleine Resi gehuscht. Noch einmal knarrte die Tür. „Resi, wo steckst denn wieder?" klang es schrill durch die Nacht. Das war die Stimme der Witwe Beil. Sie schnitt ordentlich, diese Stimme, und die Note oder die Tonlage festzustellen, der sie angehörte, war unmöglich, selbst für einen Musiker wie Stara. Und so, während aus der Küche ein leises Weinen drang, mit seinen Gedanken halb bei seinem Buch, halb anderwärts, wo es angenehmer weilen war, und während der Teekessel heimelnd eine zischende, sprudelnde Note in seinen eigenen Singsang hineinsummte, verbrachte Herr Stara einen guten Teil seines Abends. Denn er war ein sparsamer Mann und liebte die Häuslichkeit.

Zweites Kapitel.

Fremd und mittellos war Herr Karl Stara aus der mährischen Slovakei in die fremde und große Stadt

gekommen, nach der es ihn ahnend gezogen. Er hatte keinerlei Empfehlungen, nicht einmal die besonders auszeichnender Zeugnisse; keinerlei Gaben, nur die ihm die Natur mit auf den Weg gegeben; eine hübsche Erscheinung und eine angenehme und wohlgeübte Stimme, einen Bariton, der im Sprechen wie beim Gesange gleich schmeichlerisch erklang. Und er war musikalisch; das konnten ihm nicht einmal seine Feinde nehmen. So wenig eigentlich in seinem Leben Gemüt war, so viel lag darin, wenn er vor dem Klavier saß oder geigte. Denn es gab kaum ein Instrument, auf dem er es nicht zu einer gewissen Fertigkeit gebracht. Und musizierend empfand er wirklich.

Derlei aber können viele. Und so galt es denn einen langen und mühsamen Weg, ehe er's auch nur so weit gebracht, als da er nun stand. Demütigungen gab es darauf von jener Sorte, die niemanden besser machen. Es galt sich bücken, tief bücken um das Stückchen Brot, das so vielleicht aus einer Pfütze zu holen war. Er lebte geraume Zeit von den wenigen Gulden, die ihm seine Mutter, eine arme Händlersfrau aus Klobouk, schicken konnte. Sie jammerte immer so schrecklich dabei. So schrecklich viel und so ohne Abwechslung. Nun haben Klagen, und seien sie noch so berechtigt, es an sich, daß sie den Entfernteren ermüden. Und dann — was war das für ein Tschechisch, das sie schrieb! Es ging ihm auf die Nerven. Er schämte sich dabei ihrer, als sehe er die alte Frau leibhaftig vor sich wie an jenem Tage, an welchem der Riß zwischen ihm und seinen Angehörigen ihm zuerst zum Bewußtsein gekommen war. Aus der Schule war er gegangen. Und

über den ganzen weiten und sonnigen Ringplatz herüber hörte er ihr schrilles „Karlitschku!“, sah sie mit dem schrecklichen bunten Kopftuch, die fliegenden, knisternden Röcke gebauscht über den hohen Röhrenstiefeln, auf sich losstürzen. Das gute alte Gesicht sah er nicht, während er in den Boden hätte sinken mögen vor seinen Kameraden. So etwas ihm! Den man ohnedies nicht so recht mochte, weil er sich mit den Lehrern unter jeder Bedingung verhalten mußte, in seiner Armut und seinen schwachen Anlagen, dem man es gerne spöttisch am Zeuge flickte, wo immer es ging!

Er war so froh, als jede Verbindung, bis auf die der monatlichen Unterstützungen, aufhörte. Diese aber forderte er, und als sein Recht, selbst dann noch, als er ihrer nicht mehr bedurfte. Daß er dadurch seine Mutter in Heimlichkeiten verstrickte, seine Geschwister benachteiligte, galt ihm gleich, wenn es ihm überhaupt zum Bewußtsein kam. Wer zu Hause saß, der hatte es immer besser, denn er, der so grausam in die Fremde gestoßen worden war. Wenn man so gar nichts für ihn tun wollte, wozu hatte man ihn denn überhaupt fürs Studieren bestimmt? Für ein anderes freilich, als dem er sich nun zugewendet. Aber schon der erste Weg, den man für ihn ausgesucht, war der seiner Wahl nicht gewesen. Ein Unrecht war an ihm begangen worden, da man ihn höheren Zwecken zugewandt, ein Unrecht, das nun nicht mehr gut zu machen war. Sollten sie denn mit darunter leiden! Und Bauernjammer, wie er aus den Briefen seiner Mutter sprach? Du lieber Gott, das Volk lamentiert einmal immer! Das kannte er, etwas in Hof oder Feld war

niemals so geraten, wie es sollte. Wer fragte, wie oft es ihm verhagelt war?

Er hatte niemals leicht gelernt oder begriffen. Auch diesen eigentümlichen Wiener Boden verstand er schwer und spät. Er paßte sich ihm nach Kräften an. Aus dem Karel ward ein Karl, der Akzent im Vatersnamen verschwand; den Slaven konnt' er darum nicht verleugnen; ja, er suchte nach Landsleuten, die einander hier gern finden und sich wie aus einer geheimen Bruderschaft fördern, sich heben, wie in einer Kette, die beim Amtsdiener beginnt, um über den Hofrat hinauszureichen. Zur Schau tragen wollte er seine Nationalität nicht auch noch in Aeußerlichkeiten.

Er hungerte viel in dieser ersten Zeit. Er lernte die Schrecken der Obdachlosigkeit kennen. Und der Groll gegen die zu Hause wuchs mit seiner Hilflosigkeit, in der er jeden beneidete, der an der alten Kaiserstraße nach Wsetin saß und in Ruhe seine Steine schlug. Glückte ihm nur etwas, so sollten sie's schon sehen! Keinen von ihnen wollt' er kennen, keinen . . .

Er hatte wieder einmal die Wohnung wechseln müssen. Auf der Suche kam er in ein eleganteres Viertel, als ihm gewöhnt war, der meist nur vor der Linie gehaust. Ein Zimmer war angeschlagen. Er besah sich argwöhnisch das Gebäude, das ihm viel zu vornehm erschien. Mit dem Mute der Verzweiflung fragte er an. Was konnt' ihm geschehen? Eine ältliche, aber immerhin noch leidliche Frau empfing ihn. Sie war sehr gesprächig. Eigentlich hätte sie's nicht nötig, zu vermieten. Aber, sie liebe die Jugend. Denn sie stünde allein und könnte ganz gemächlich von ihren

Renten leben. Aber, sie hätte immer eine Zuneigung für Studenten gehabt. Er sei doch Student?

Herr Stara war sehr linkisch: Ja, Student der Rechte. Sie lächelte eigen, führte ihn in der Wohnung herum. Ein prächtiger Flügel stand da. Seine Augen leuchteten auf. Ob er musikalisch sei? Ja, sehr. Dann möcht' er sie etwas hören lassen. Er spielte. Sie horchte zu. Dann: „Ein Künstler sind Sie doch! Ein wahrer Künstler! Und wenn Sie bei mir wohnen werden und Sie benehmen sich manierlich und wir werden des Handels einig, so können Sie sich überall zu Hause fühlen und nach Ihrem Gefallen üben. Denn ich liebe die Musik und die Studenten. Und ich dulde nur keine Unordnung und keine Liebschaften in meinem Hause. Denn ich muß etwas auf meinen Ruf halten, weil ich eine einsame Witwe bin."

Er nahm sich ein Herz und fragte nach der Miete. Sie nannte die Summe, und er erschrak. Sie merkte das wohl, lächelte wieder eigen und griff ihm mütterlich an das Kinn. „Wenn wir nur des Handels einig werden . . . Wissen S'," sagte sie sehr gedehnt.

Eine Flamme schoß ihm ins Gesicht. Sie wurden des Handels einig. Und Herr Stara meinte geraume Zeit, er lebe im Himmelreiche. Denn es war Fülle da und Ordnung. Sie war nicht eben knauserig und ließ ihm nichts abgehen. Und wenn sie sonst genaue Rechenschaft von ihm forderte, ihn bevormundete und die Herrin herauskehrte — so sehr zartfühlend war er nicht. Und durfte sie's nicht? Nach dem, was sie für ihn tat? Welches Glück! Wie im Paradiese! dachte er oft in seinen frommen Stunden, deren ihm

aus alter Erziehung immer wieder welche kamen.

Es war auch eine Eva, die ihn daraus brachte.

Ein neues Dienstmädchen war ins Haus gekommen. Eine engste Landsmännin; jung, hübsch und frisch. Und sie kannte sogar seine Leute, denn sie war kaum eine Stunde von ihm zu Hause, und hörte ihm so gerne zu, wenn er Klavier spielte, und als er ihr einmal übers Gesicht strich, da schmiegte sie die Wange förmlich in seine Hand. Und er wußte somit alles. Sie konnten so gut in der Muttersprache wispern miteinander.

Er wußte wohl, welches Wagnis er damit angehe. Denn in dem Punkte, er durfte nicht zweifeln daran, verstand seine sonst so gütige Gönnerin keinen Scherz. Und er kannte das Elend genau genug, um sich zu fürchten davor. Aber es gab so viel Gelegenheit. Und man konnt' einander kaum mehr ausweichen, nachdem man sich zuerst gezeigt, daß man sich finden wollte. Und Jugend strebt zu Jugend; eine unbändige und eine zu lange, durch äußere Gewalt niedergedrückte Sinnlichkeit schrie in ihm nach ihrem Rechte und riß die beiden zueinander. Und der Leichtsinn ihrer Jahre kam dazu und wiegte sie bald in völlige Sicherheit.

Ausgetrieben — denn die Witwe hielt Wort und verzieh es nicht, „daß man ihr Vertrauen und ihr Dach so mißbraucht hatte" — zogen sie eine Weile gemeinsam um. Es war ein schlimmes Wirtschaften. Sie wusch und arbeitete sonst für Leute; er wußte mit sich durchaus nichts anzufangen. Gelegentlich fand er Erwerb bei einer jener Gesellschaften, die zum Heurigen und in Nachtlokalen aufspielen. Was er damit gewann,

das brauchte er eben für sich selber. Das Stück Leben, das er so kennen lernte, hätt' ihm so übel nicht gefallen. Freilich eiferte das Mädchen maßlos mit ihm, schalt ihn einen Tagedieb und Haderlumpen. Das ertrug er. Die Sehnsucht nach jener Fülle und Ordnung aber, die er einmal kennen gelernt, verließ ihn nicht mehr. Aehnliches wiederzufinden war sein erstes Ideal in dieser Stadt. Es wollte sich durchaus nicht schicken, obzwar er sich's keine Mühe und kein Herumhorchen verdrießen ließ.

Endlich liefen die beiden auseinander. Sie, müde dieser Freiheit, stand wieder in Dienst ein. Er trieb sich einsam um. Und ein ingrimmiger Haß gegen diese Stadt, die ihm die glänzende Außenseite aller ihrer Schönheiten, die Möglichkeit jedes, auch des feinsten und kostbarsten Genusses wies, ohne daß etwas davon auf sein Teil kam, wuchs in seiner Seele und vergiftete sie völlig. Er mußte zu seinem Teil daran kommen, wollte nicht wie ein ausgestoßener Hund an der Schwelle dieser Paläste sterben. Dies war sein unerschütterlicher Vorsatz. Insgeheim aber fühlte er, wie die Feigheit des tatenlosen und von manchem Fehlschlag ermüdeten Menschen in ihm saß und ihn lähmte. Er trug sein Leben, wie man eine unerträgliche Fessel trägt; nur der stumpfe Fatalismus ließ es ihn dulden, und die graue Hoffnung auf einen Umschwung.

Der kam. Kam gerade durch jenes Dienstmädchen, das ihn aus seinem Himmelreich gerissen. Sie begegneten einander zufällig. Und wie sie ihn, abgerissen und heruntergekommen, wiedersah, da erwachte

das natürliche Mitleiden in ihr. Gutmütig und weitschweifig erzählte sie ihm, wie gut sie's getroffen habe. Bei einem kaiserlichen Beamten, Portier in einem Ministerium! „Ich bitt' dich, Karlitschku! Freilich, viel Arbeit! Sehr viel Arbeit! Aber,“ .. sie war so gut wie Frau. Denn die Frau war krank, zum Auslöschen. „Und der Herr, das war ein hübscher Mann, groß, mit einem langen Vollbart — so lang!“ sie zeigte es, „und mit einem Pelz — ein ganzes Dorf konnte man kaufen für so einen Pelz. Feldwebel war er gewesen: denk' nur, Karlitschku! Feldwebel.“ Und er sah sie ganz gerne, und wenn die Frau erst starb, so konnte man nicht wissen, was geschah, nein, gar nichts konnte man wissen. Und sie bliebe dann erst recht im Hause, das habe ihr der Herr schon gesagt. Wenn er wolle, so sagt sie dem Herrn ein Wort, und er nimmt ihn als Lehrer für seinen Buben. Nur freilich — die alten Dummheiten müßten ein Ende haben. Das werde er doch einsehen, daß sie ein Glück, wie das ihr nun blühe, nicht um seinetwillen aufs Spiel setzen würde. „Also, willst klug sein, Karlitschku?“

So kam er nach einer langen Pause zu seinem ersten rechtschaffenen Erwerb. Er verhielt sich, gewitzigt durch seine Erfahrung bei seiner Witwe, klug, sogar sehr klug, und auch dann, nachdem die Frau das Zeitliche gesegnet und seine weiland Geliebte in aller Form als Herrin eingesetzt worden war. Er ließ das Vergangene begraben sein, und sie dankte es ihm in mancher Art. Was man von ihm forderte, das leistete er reichlich; besonders Klavier, auf das der Alte als ein wesentliches Mittel

zum Weiterkommen großes Gewicht legte, lernten seine Schüler gründlich bei ihm. Der Hausherr selber aber erteilte dem jungen Lehrer manchen weisen Rat für seine künftige Laufbahn. „Nur langsam, Herr Stara! Und sitzen bleiben, wo man sitzt. Denn, wissen Sie, Landsmann, wenn man nur sein Brot hat! Wie das Brot wird, das ist dem seine Sache, der es hat. Zum Beispiel ich. Meinen Sie, Landsmann, man könnt' von dem bissel Gehalt leben, wie man lebt?"

Der Ruf von dem musikalischen Wunder, das beim Portier unterrichtete, erfüllte bald das ganze Haus. Er flog beschwingt zunächst ins vierte Stockwerk zu den kleinen Beamten, ließ sich dann nieder in den prunkvolleren Bureaux der Hofräte und kam selbst Herrn v. Mallowan, dem Studentenfreund, zu Ohren. An dem Tage, an welchem Herr Stara gefragt wurde, ob er in diesem Hause tätig sein wollte, stockte sein Herzschlag. Nun also — er war wieder im Steigen! Und sein Gönner neigte sich zu ihm: „Klug sein, mein Söhnchen, klug sein und langsam sein; man läuft nicht bergauf!"

Dieser ganze glückliche Umschwung in seinen Verhältnissen aber war fast mit dem Tage eingetreten, da er von seinem ersten Stundengeld das Zimmer bei der Witwe Beil gemietet. Darum klammerte er sich an die Wohnung, an die ihn nebenbei noch ein dunkler Grund festhielt. Dunkel in dem Sinne, wie in uns manches ist, was uns treibt und bestimmt, ohne daß wir sagen könnten, in welcher Richtung oder gar welchem Ende zu.

Drittes Kapitel.

Auch war es in vieler Hinsicht ein angenehmes Wohnen bei Frau Beil. Sie hielt auf Sauberkeit, sah nichts, was man nicht sehen sollte, und war durchaus nicht aufdringlich bei aller Aufmerksamkeit. Ja, sie war den jungen Herren gegenüber bei aller persönlichen Strenge sogar duldsam.

Im Hause, darin sie nun so lange schon wohnte, mochte man sie ganz gut leiden. Ein jeder kannte sie und vertrug sich gerne und duldsam mit ihr. Sie nannte sich Witwe. Das wußte die Hausmeisterin besser. Des Mannes, mit dem sie zuletzt hier gehaust, Weib war sie nicht gewesen, so wenig als die kleine Resi sein Kind war. Sie hatte das Laute, Resche, das man an den Wienerinnen so gerne lobt. Nur war sie spitz von Gestalt und spitz von Wesen. Sie plagte sich sehr. Ihre ganze Habe umfaßte die eine ängstlich gut erhaltene Stube mit vortrefflichem Bett; ihr Mann oder der dafür gegolten war Tapezierer gewesen. Die vermietete sie, und das deckte den Zins. Um jedes Stück der Einrichtung litt sie ewige Aengsten. Denn nachschaffen, wenn etwas zugrunde ging, hätte man nichts mehr können. Ihre Sachen aber verkaufen und sich selber wo eine Stube mieten? Das gab's nicht. Das wäre der Verzicht auf den letzten Rest ihrer sozialen Position als „eigne Frau" gewesen. Sie selber hatte in der Küche einen grünen, groben, baumwollenen Vorhang aufgemacht. Dahinter stand das Bett, war ihr eigenes Gebiet. Denn sie hielt Ordnung und Schicklichkeit und war eine ganz annehmliche Person gewesen, eh' sie

Sorgen und Entbehrung ausgedörrt hatten. Wie ein Stück Backobst zusammenschrumpft vor der Glut. Wo sind seine rosigen Bäckchen, wo steckt der sanfte Flaum? Das kleine eiserne Oefchen aber wurde nur geheizt, wenn es schon sehr grimmig kalt war, und gekocht wurde niemals. Das trägt's nämlich nicht, so unablässig sie sich abmarterte. Da galt's die grobe Arbeit versehen, für welche die kleine Resi noch zu schwach war; alsdann setzte sie sich, einigermaßen hergerichtet, denn sie hielt immer noch was auf sich und konnte niemals eine gewisse Gefallsucht verleugnen, zu ihrer eigentlichen Arbeit. Den ganzen Tag bis in die erste Nacht — bei Licht lohnte sich's nämlich nicht mehr — saß sie über ihrem mächtigen Rahmen und zog Faden um Faden. Sie nähte Handschuhe aus. Das ist leicht erlernbar, also mühselig und schlecht bezahlt. Und wenn ihr etwas mißriet, so fraß der Schaden den Verdienst eines ganzen Tages. Dann brach ihre ganze Leidenschaftlichkeit durch. Dann jammerte, kreischte, schlug sie sich und verwünschte ingrimmig und in den schlimmsten Worten ihr ganzes Leben. In solchen Augenblicken, mit dem zerrauften schwarzen Haar und den eingefallenen, glühenden Wangen, glich sie völlig einer Geistesgestörten. Alsbald bezwang sie sich wieder. Denn sie mußte den Zeitverlust einbringen, und so saß sie denn wieder mit häßlich verzogenem Gesicht, schlang ihre Fäden, schluckte die aufsteigenden Tränen, damit ja kein Tropfen auf das sehr heikle Leder falle, und verfluchte dabei sich, Gott und die Welt weiter und maß die kleine Resi mit den giftigsten Blicken. Oftmals hatte sie in der Brust die schlimmsten Schmerzen

und war so schwach, denn man aß in einer müßigen Stunde, was dann um die wenigsten Kreuzer im nahen Gasthause des Herrn Klemens Deym zu haben war. Die kleine Resi wurde darum geschickt, denn sie bekam in der Küche mehr, weil sich Herr Deym als vorsichtiger Mann mit hübschen und armen Mädchen gerne verhielt. Dies tat er ganz ohne persönlichen Hintergedanken.

Sehr nahrhaft war das freilich nicht, was er hergab. Und das ewige Stubenhocken dazu! Es gab Tage, an denen die Frau aussah, als habe sie keinen Tropfen lebendiges Blut in sich. Denn dieses Geschäft ist im Grunde ein Saisongeschäft und kennt also seine sehr ausgiebigen Stockungen. Dann galt's Hungern, wenn nicht zufällig beim Nachbarn, bei Herrn Wenzel Wondra, bessere Zeiten waren, so daß er über einige Tage aushelfen konnte. Ein andermal, wenn etwas mehr verdient wurde und sich ihr natürlicher Frohsinn regte, so sah sie ganz hübsch aus. Denn sie wußte sich mit Geschmack zu kleiden und hielt sich gut.

Eines nur verargte man ihr allgemein und selbst bei ihren nächsten Freunden. Dies war ihr Benehmen gegen ihr einzig Kind, die kleine Resi.

Man ist in diesen Kreisen allerdings gewöhnt, jede Ungunst des Geschickes die Kinder mitfühlen, wo nicht gar entgelten zu lassen. Es ist das eine Aeußerung jener gelassenen, ewigen und unbezwinglichen Rohheit, welche nicht einzusehen vermag, warum einem andern denn etwas von dem erspart bleiben solle, was man selber ausfressen muß.

Aber man hätschelt sie, man überschüttet sie an gu-

ten Tagen dafür auch mit Zärtlichkeiten. Das nun gab's bei Luisia Beil nicht. Die Stunden mochten wechseln, wie sie wollten, für die kleine Resi gingen sie immer schlimm. „Ich weiß warum. Macht's was ihr wollt. Ich verzieh' die meinige einmal in Ewigkeit nicht."

Und dennoch mühte sich das Kind fast über seine Kräfte. Verängstigt schrak es zusammen, wenn es nur die Stimme der Mutter hörte, die niemals so schrillte, als im Rufe „Resi!" Der Kleinen allein war die Bedienung des Zimmerherrn überlassen. So sah sie in jungen Jahren vieles, was ihr besser verborgen geblieben wäre. Was einer andern Reinheit vielleicht untergraben hätte, das erhöhte die ihre. Ein tiefer Ekel vor allem Gemeinen erwuchs in ihr und mit ihr. Sie fand keinen Geschmack an dem, was von einer Studentenwirtschaft nun einmal unzertrennlich erscheint, so oft ihr die Mutter auch eindringlich genug verwies, sie hätte kein Recht, gar so heikel zu sein. Nur grüblerisch und innerlich wehrlos wurde sie so.

Dabei war sie gar hübsch und anmutig, zierlich und feingliederig und behend, mit einem hübschen Apfelgesichtchen, das langsam schmäler zu werden begann, mit munteren und vergnüglichen Augen, die besonders dann recht schelmisch glänzten, wenn sie durch eine Weile ungeplagt und für sich allein war oder am Bettchen ihres einzigen Freundes und Gespielen, des kranken Sohnes ihres Nachbarn Wondra, saß. Der Junge war gelähmt. Alle Welt hatte die kleine Resi lieb; selbst in der Schule bevorzugte man sie, obzwar sie nicht eben den hellsten Kopf hatte und überdies vor

lauter Laufereien und Besorgungen nicht recht zum Lernen kam. Vom Zimmerherrn aber ließ sie sich nun einmal nicht helfen, so oft er sich dazu erboten hatte. Man war ihr gegenüber nachsichtig. Der kleine Wondra aber hing ausnehmend an ihr. Er war um Jahre älter als sie, aber unentwickelt und völlig hilflos. Sie vermittelte ihm, dessen Tage gezählt waren, den Blick in die Welt, von der er niemals mehr sehen sollte, als den nun winterlich kahlen und auch im Sommer nicht eben übermütig grünenden Baum durch die Gitterstäbe des Ganges vor seinem Fenster. Ihm klagte sie ihre gewohnten und also rasch verfliegenden Leiden. Sie tröstete ihn, wenn die Schmerzen in seinem armen gebrechlichen Rückgrat gar zu unerträglich wurden, und was ihr der Katechet, dessen Liebling sie in ihrer hübschen und ergebenen Gläubigkeit war, an bunten Bilderchen schenkte, das brachte sie ihm und deutete es ihm voll heiligen Eifers aus. So lebten sie in Heiligenlegenden zusammen, und ihr war das ein rechter Schirm gegen manches, und sie träumte sich oftmals als Nönnchen, machte sich eine Haube und lachte sich im winzigen Spiegel an. Und die Kinder vergnügten sich so stundenlang miteinander. Fast konnte der Knabe nicht mehr einschlafen, ohne vorher die kleine Resi umhalst zu haben. Sie mußte ihn dabei zur Höhe heben und manchmal überlief es sie dabei fröstelnd, wenn er die langen, so schrecklich mageren und kalten Spinnenarme um ihren warmen und jungen Nacken schlang, bis das fahlblonde und ihr braunes Köpfchen in einer Höhe waren. Einmal sah sie so Simon Siebenschein, der Mediziner, der Mieter Wondras. Der

schroffe und schweigsame Mensch blieb stehen, bis die Kinder einander aufs Haar geküßt. Denn einen Kuß ins Gesicht litt die kleine Resi niemals durch die Jahre ihres kurzen Lebens.

Der alte Wondra sah diese Freundschaft gerne. Denn er war ein Philosoph und seines bürgerlichen Berufes ein Meerschaumpfeifendrechsler. Einmal ein hochangesehenes und ein nahrhaftes Gewerbe in dieser Stadt.

Dies goldene Alter aber hatte er nicht mehr miterlebt. Er kam in jene schlimme Periode, da die Zigarren und endlich gar die erbärmliche Zigarette dem löblichen Kultus ein Ende gemacht, vordem der edlen Pfeife gewidmet. Eine, vielleicht den schönsten Schwanenhals, den er jemals geschnitten, tadellos gepflegt und angeraucht, behielt er für sich. Sie war ihm eine kostbare Erinnerung schöner Tage, deren Wiederkehr er insgeheim wohl noch ersehnte, kaum mehr hoffte.

Seine Frau war ihm frühe genommen worden. Wieder zu heiraten konnte er sich bei den elenden Verhältnissen und aus Rücksicht auf sein damals schon siechendes Kind nicht entschließen, obzwar er gerne mit dem Gedanken daran spielte und verfängliche Aeußerungen tat. Und weil auch er seine Stube einem Studenten, damals eben Simon Siebenschein, vermietet hatte, den Kranken pflegen mußte und sein Handwerk so viel freie Zeit ließ, so hatte er sich in aller weiblichen Hantierung eine erstaunliche Fertigkeit erworben. Nebenher, als ein anschlägiger Kopf, trieb er alle mög-

lichen Flickarbeiten und brachte sich so immer leidlich durch.

Er war ein hagerer, sanftmütiger Mensch mit einer sehr schwachen Stimme. Sie klang durch das ewige Pfeifenrauchen ganz umflort. Er mußte mehr umschießen und auf den Beinen sein, als ihm eigentlich guttat, der es „auf der Brust hatte". In den Ruhepausen saß er am Bette des kleinen Peter und hörte dem zu, was er sich in der endlosen Weile des Alleinseins ausgedacht. „So ein Kopf", dachte er, „wenn das nur gesund werden wollt'!" Er wußte wohl, wie vergeblich der Wunsch war. Alsdann baute er mit dem Knaben gemeinsame Luftschlösser. Wenn erst wirklich bessere Zeiten kamen. Wenn erst Siebenschein Doktor war!

Der würde den Jungen sicherlich so weit herstellen, daß man mindestens ins Freie konnte. Und der Vater werde dann einen Wagen mit guten Federn kaufen: und Sonntag müßte so sein Peterl ins Grüne. „Die Resi auch?" Ja, die Resi auch. Die würde mitschieben oder, wenn sie müde wäre, nebenher gehen. „Und wohin?" In die Wälder. Auf den Kahlenberg. Dort war Wenzel Wondra vordem allein und späterhin mit seiner jungen Frau, „die so viel brav war und es nur mit die Knochen gehabt hat," oftmals gewesen.

Einmal hatten sie sich sogar zusammen photographieren lassen. Sie lehnte an einem unförmigen Ding, das eine Berglokomotive vorstellen sollte, hielt einen mächtigen Buschen Feldblumen in der Rechten und mit der Linken den Arm ihres Gatten. Beide waren sehr schwarz geraten. Er, sonntäglich dunkel angetan, glich einem Neger, der einer Mulattin zärtlich zulächelt,

aber der Knabe hielt dieses Bild dennoch innig in seinen wächsernen Händchen. Ein Wahrzeichen der Herrlichkeiten war es ihm, davon der Vater berichtete: des ragenden und beherrschenden Hotelbaues, der weiten Ferne über die weiße, getürmte Stadt, den flirrenden Strom, weit über die gedehnte Ebene, bis sich weit, ganz weit kleine Hügel rund und schön geschwungen dem sommerlich hellen Himmel entgegenhuben; der Buschenschänken voll Musik und Jubel unter grünen und flatternden Buchenschatten. So sah's der kleine Wondra vor sich mit einer Sehnsucht, die ihm die müde Seele schneller flattern ließ und seinen Atem spornte. Nur wenn er dann mit zitterndem Stimmchen fragte: „Wann zum erstenmale, Vater, wann?“ so brach der ab. Verstummte in seinem Schmerz und schlich sich über eine Weile zur Frau Beil. Dort, recht zwei Häufchen Elend, setzten sie sich zusammen. Wovon sie sprachen? Nicht gar viel, und dann von den schlechten Zeiten und wie man Gott loben müsse, daß man mindestens brave Zimmerherren und somit keine Sorge um den Zins habe. Er sah ihr ganz gerne zu, wenn sie arbeitete, und lobte ihre geschickten Hände, und wie hübsch die seien, trotz der vielen Arbeit, die sie verrichteten. Sie hörte das vergnügt und neigte sich dann tiefer über den Rahmen, denn ihr stieg dann etwas Rot in die Wangen, färbte sie, und ihr Hals war noch voll und jugendlich. Dazu paffte er und entwickelte stockend und unbeholfen seine Weltanschauung, nach der aller Niedergang Wiens mit dem seines Handwerkes untrennbar zusammenhing. Seiner Meinung nach hatte es niemals auf der Welt etwas Schöneres gegeben, als

vordem, wenn eine Gesellschaft ehrsamer Bürger und sogar bestandener Hausherren einträchtig und hemdärmelig um den Tisch ihres Stammgasthauses sich geschart hatte, jeder seine „Mirsamerne“ im Mund. Schweigsam, denn man konnte nicht viel sprechen, weil sonst die Pfeife ausgegangen wäre. Da überlegte man sich wohl, was man sprach. Und dennoch gesellig. Vor jedem stand der Tabaksbeutel mit der eigenen, sorgsam erwogenen Mischung: man schob sich ihn gegenseitig zu und versuchte davon. Die Frauen konnten mitgenommen werden an heiligen Zeiten, sticken, ihre Kunst erweisen und hatten keine Zeit zu schlechten Gedanken. Eine Roheit, wie sie neuerdings so häufig ausgeübt ward, blieb undenkbar; man durfte nicht einmal auf den Tisch schlagen, weil das kostbare Stück sonst Schaden genommen hätte. Man war gastlich und gemütlich mit so geringen Kosten! Und noch zu Hause hatte man seinen Spaß mit Putzen und in Ordnunghalten und langweilte sich nicht so sträflich, daß man keinen Augenblick daheim Ruhe hatte. Und die Ersparnis gegen nun! „Die verdammten Papierspitzeln! Wer möcht' auf so was Acht geben? Oder können Sie sich denken, daß man sie gar in einen Kasten tut und sammelt und betreut? Ich dank'; mir graust's, wenn man daran denkt, und wie notig daß sie nur ausschau'n! Ein Zigarrerl hinein, ausrauchen, und auf den Mist damit. Und überhaupt die Zigarren! Was sie da im Jahre mehr verrauchen tun damit — die ganze Wienerstadt könnt' man kaufen dafür. Natürlich haben sie dann niemals ein Geld übrig für was anderes, und alles verelendet und geht zu Grunde!“ Frau Beil

kannte die Litanei auswendig und dachte inzwischen an ganz anderes, und das sie näher anging. Sie nickte aber immer verständnisinnig. Und inzwischen staken die Kinder zusammen, und in und vor dem Gitterbettchen des Kranken flatterte manchmal ein helles und fröhliches Gekicher auf.

Eine Zeit, und ziemlich lange, hatte Frau Beil gehofft, der Nachbar werde um sie anhalten. Ganz entsagt hatte sie diesem Gedanken immer noch nicht, vor dessen Verwirklichung sie sich im geheimsten wieder fürchtete. Weil dann zu Tage kommen mußte, daß sie Ring und Frauentitel zu Unrecht trug, daß die kleine Resi keinen Vater hatte. Sonst stellte die Verbindung ja manchen Vorteil in Aussicht. Eine größere Wohnung kostete immer noch weniger, als zwei kleinere von der Art, wie es die ihrigen waren. Man konnte sich dabei leicht ein behaglicheres Unterkommen herausschlagen, als die Küche, die nun jedes beherbergte, konnte, gemeinsam arbeitend, es zu etwas bringen. Nur freilich, der Bube war im Wege. Den pflegen und so viel Zeit damit verlieren! Auch Wondra beschäftigten ähnliche Erwägungen. Zu einem Entschlusse aber kam er nicht. Denn im Grunde seines Herzens fürchtete er ihre Heftigkeit gegen sein armes Kind, das so ganz wehrlos war und an dem er so hing. Zu oft hatte er die Ausbrüche ihres Zornes und ihrer unbarmherzigen Feindseligkeit gegen ihr eigen Blut, gegen die kleine Resi, beobachtet und ehrlich mißbilligt, ohne sie dämmen zu können, ohne die Quelle zu ahnen, aus der sie ursprünglich, unbändig und gewaltig hervorbrachen. . . .

Er mißtraute ihrem Erziehungsgrundsatze: arme Kinder dürfen nicht in Baumwolle gewickelt werden. Schupft man sie zu Hause, so wissen's, daß sie in der Welt noch viel mehr geschupft werden, und wundern sich nicht darüber. Darüber ließ sich streiten, und er stritt nicht. Aber er wußte nicht, daß es im Leben der Frau Beil keine Enttäuschung gab, an welcher nicht die kleine Resi schuld war. Von jener ersten ab, da sich das junge Mädchen von dem verlassen sah, dem es sich hingegeben hatte, mehr um, wie es in seiner Dummheit meinte, ein unverbrüchliches Recht an ihn zu haben, denn aus Neigung. Unter bitteren Vorwürfen der Eltern, die sie für „was Besseres bestimmt hatten", war das kleine Geschöpf erwartet worden. Mit seinem Kommen hatte sie jeden Traum einer besseren Zukunft begraben müssen, auf den sie kraft ihrer Schönheit und Munterkeit ein Anrecht zu haben geglaubt.

Sie war allein, bald nach der Geburt der kleinen Resi. So schleppte sie sich mit dem Balg, tausendfach selbst im Erwerbe gehemmt. Und nur die eine Hoffnung hatte sie, die sie sich freilich verschleierte: vielleicht starb das Kind. Es waren ja so kümmerliche Verhältnisse, durch die man sich quälte, und das Geschöpfchen war so schwächlich! Dennoch wartete sie seiner, so lange es klein war, nach ihren besten Mitteln und mit aller Hingebung — und es gedieh . . .

Dann, nicht mehr in ihrer ersten Blüte und schon vergrämt, so jung sie eigentlich noch war, hatte sie sich mit einem Manne zusammengetan. Er war grundgut, fleißig und ordentlich, und sie hing ihm dankbar an, freilich auch mit jener ewigen Sorge, die ähnlichen

Verhältnissen als Stachel wie als schärfste Würze beigegeben ist. Sie vertrugen sich vortrefflich, sie kamen vorwärts, und dennoch, ohne daß sie etwas dafür konnte, führte sie jede Verstimmung in seinem Wesen auf dies Kind, auf diesen Zeugen einer schmählichen Vergangenheit zurück, unterschob ihm in ihrer Pein Ehrbegriffe, die er kaum kannte. Er selber aber hatte die kleine Resi, von ihrer Anmut und Liebenswürdigkeit, ihrem stillen nachdenklichen Wesen gefangen, sehr lieb. Die Mutter nicht. Sie mißgönnte ihr jede Zärtlichkeit. Ja, in stillen Stunden kamen ihr schreckliche Gedanken, die halber Wahnsinn waren. Das Kind wurde so sehr hübsch. Sie aber müßte in der ewigen Mühsal bald gänzlich reizlos geworden sein. Und dann? Jesus Maria! Was dann alles möglich war, ohne daß selbst das Gesetz etwas dagegen konnte! Und als er starb, ohne ihr diesen heißesten Wunsch ihrer Seele nach dem Frauennamen erfüllt zu haben, ihr seine Verwandten nach ihrem Rechte wegnahmen, was sein gewesen war und was sie doch gemeinsam erarbeitet hatten, als ihr so wenig dessen blieb, was sie ganz als Eigentum betrachtet, da hub sich ein immer heftigerer Groll gegen das Kind in ihrer Seele. Sie schlug es ganz jämmerlich, da es um den Pflegevater weinte, schlug's desto heftiger, weil sie sich vor ihm so lange bezwungen, so lange die Sanftmütige hatte spielen müssen. Die hatte nicht zu heulen, die! Ohne das Balg hätte er sicher nicht gezögert, bis es zu spät war. Das Balg! Sie hieß es gar nicht mehr anders und empfand dabei klar, daß die stärkste Hälfte der Beschimpfung ihr selber galt. Und jetzt — wenn der Nachbar wieder zu keinem

Entschlusse kam, so war nichts schuld daran, als der Bankert, dies Unglück ihres ganzen Lebens.

Ihre eigene ungenossene Jugend sah sie sich rosig an Stirn und Wange ihres Kindes schmiegen, hell und freudig darauf erblühen. Sie konnte sich an dieser Spätblüte nicht erfreuen; denn was in ihr lockend und hold gewesen, hatte dafür ins Grab steigen müssen. Ihre eigene Schönheit war erhöht und gesittigt auf die kleine Resi übergegangen — was half das ihr, die zu müde, zu abgejagt und innerlich zu krank war, um noch einen Nutzen daraus zu ziehen, wenn selbst der Resi ihr Reiz zu etwas Besserem frommen sollte, als dahin er sie geführt? In der Regel aber — sie wußte aus eigener Erfahrung, wozu das bei armen Mädchen gut ist, gar wenn wie einmal bei ihr und nun bei der Tochter die Versuchung in Gestalt eines jungen und leichtlebigen Menschen immer zur Hand, die Gelegenheit stets bereit ist. Und so fraß sich der Groll gegen ihr eigen Kind immer tiefer in das lichtlose Herz; sie sah, wenn sie das Mädchen nur lachen hörte, die eigene, kurze fröhliche Vergangenheit aufflattern wie einen übermütigen Vogel, der sich mit süßem Lockruf aus dem Busche hebt, um einzufallen — wer weiß es, wohin? Sah sonst und späterhin all diese Anmut, zerstört und überschattet von einem traurigen Leben — und sah dies alles halb mit einer geheimen und erbarmungslosen Freude und halb mit mächtigem Schauder . . .

Viertes Kapitel.

Raimund Förster warf die Karten hin: „Ich mag nicht mehr spielen.“ Er lehnte sich in seine Sofaecke

zurück und sah mit seinen immer entzündeten Augen gegen das eine Fenster, durch das schon die Nacht in das enge und dürftige Zimmerchen blickte.

„Und warum nicht, Bruderherz?" Beyerl ordnete sorgfältig das Spiel und tat es in die Tischlade.

„Weil es mir zu fad ist. Gewinnen kann ich nichts, und verlieren darf ich nichts."

Seine beiden Partner erhoben sich. Beyerl war sehr schulterbreit und kräftig; hellblond mit lichten und guten Augen. Hell war auch seine Stimme; es war ein schmetternder Tenor, aus dem es immer wie ein kaum gebändigter Jubel, wie ein Jauchzen der Lebenslust klang. Der dritte Mann im Tarok, Simon Siebenschein, war sehr lang und hager. Alt und unfertig zugleich sah er aus. Er hatte eines jener Gesichter, die aussehen, als möchte niemals ein Bart darauf wachsen können; von einer kränklichen, bräunlich-blassen Färbung, als hätte man durch Milch einen starken Rauch gehen lassen.

Es war zwischen den dreien jene unbehagliche Stimmung, wie sie sich immer findet, wenn man von einem Gegenstand abkommen möchte, der dennoch aller Gedanken unablässig beschäftigt. Was immer gesprochen wird, ist im Grunde nur Füllsel, und man weiß das und ärgert sich über sich selber, daß man nichts Vernünftiges, nichts Anregendes in Gang zu bringen weiß. Sie schwiegen. Draußen knarrte eine Tür. Beyerl ging hinaus. Man hörte eine schrille Frauenstimme immer gellender: „Es paßt mir nicht, und es geht nicht" kreischen. Seine Entgegnungen klangen merkwürdig gedämpft. „Nun geht's um mich," meinte

Förster vollkommen tonlos und für sich. Nach einem Weilchen kam Beyerl zurück. Er setzte sich breitspurig an den Tisch: „Es ist alles in Ordnung. Der Drachen ist gezähmt. Du darfst bleiben."

„Wie lang denn?"

„Nun, bis du wieder was hast."

„Sie hat diesmal Geschichten gemacht?"

„Macht sie immer. Der Ordnung halber. Nicht mehr wie sonst. Ich hab' sie immer noch gebändigt. Ja, mein Lieber, das ist nicht so leicht. Das gehört mit zur Kunst, durch das Leben zu kommen."

„Hast recht," sagte Förster und versank wieder in sein Brüten.

Denn gleich allen unbeholfenen und schwerblütigen Naturen war er sich seines Grundfehlers durchaus bewußt. Dagegen anzukämpfen aber vermochte er nicht. Ja, insgeheim empfand er das, woraus all sein Elend floß, fast als einen Vorzug. Er war anders, als die anderen, und mußte sich also darein finden, wenn es ihm auch anders ging, als ihnen. Und es ging ihm bitter schlecht. Immer wieder war er auf die Hilfe seiner Genossen und besonders dieses einen angewiesen. Immer mehr bangte es ihm davor, sich an Beyerls Gutmütigkeit zu wenden. Es blieb aber gar nie etwas anderes übrig; und endlich: leben mußte man doch, wenn man auch nicht mehr wußte wozu. Denn er war sich klar darüber, daß er bei allen seinen Gaben und Fähigkeiten, bei einem unermeßlichen Gedächtnisse, das jedes Ereignis in sich aufnahm, bei einem scharfen Verstand, der alle Verknüpfungen durchblickte, beim ernstesten Fleiß es niemals zu etwas bringen würde. Er war

zu krank dazu. War siech schon an die Hochschule vom Gymnasium her gekommen. Da war's noch gegangen. Da hatte das Mitleiden mit dem kümmerlichen Gesellen, dem armen Webersohn aus Hohenolbersdorf überwogen, der einen eisernen Willen an das Studium gesetzt. Man sah darüber hinweg, wie formlos und verwahrlost er sich gab; man unterstützte ihn, man ließ ihn unterrichten. Auch in guten Häusern. Aber er profitierte an Manieren nicht dabei. In Wien ging das nicht. Das hatt' er früh erkannt und sich zeitiger aufgegeben, als einer ahnte.

Aber man respektierte ihn, unermüdlich im Lesen, an der Universitätsbibliothek, wo er für eine Seminar-Arbeit in den verborgensten Quellen spürte. Unersättlich in Fragen und scharfsinnig in seinen Ansichten, kannte man ihn in den Hörsälen und den Seminarien. Freilich: er kam in nichts zu einem Abschlusse, und was er gab, das waren immer nur Fragmente. Dennoch war einer der Professoren nach dem andern auf ihn aufmerksam geworden. Man spürte seinen wunderlichen Gängen nach; man sprach von ihm. Er aber konnte sich nicht offenbaren. Er glaubte nicht mehr an die Möglichkeit einer Hilfe für sich, nicht mehr an seine eigene Gabe, sich irgendwie für die Dauer zu behaupten. Bewarb er sich um eine Stunde, so musterten ihn schon im Vorzimmer die Dienstboten argwöhnisch, ob sie ihn überhaupt einlassen sollten. Und diese Musterung setzte sich in der Stube fort; er empfand sie beleidigend, setzte sich innerlich zur Wehr dagegen und erschien noch schroffer als sonst und beinahe frech und hämisch. Und wenn man ihn schon aufnahm, so hielt er sich niemals lange,

denn die Jungen hatten dann keine Achtung vor ihm. Kam er um ein Stipendium ein, so fiel er regelmäßig durch, weil er es so gar nicht verstand, sein Anliegen durch einen Gönner fördern zu lassen. Und so tat er denn gar nichts mehr. Der Gedanke an Weltflucht in ein Kloster, dahin er durchaus gepaßt hätte, lag ihm ebenso ferne. Denn er war ein ehrlicher Ungläubiger. Manchmal fand er einen reichlicheren Erwerb. Er sammelte Materialien für irgend einen bequemen und bemittelten Kollegen, der sich seine Prüfungen leichter machen wollte und sich seinen Hilfsarbeiter zahlte. Alsdann, wenn er sah, wie dieser seine Arbeit zu nutzen wußte, so packte ihn selber der Ekel über sein verpfuschtes Sein mit doppelter Macht — und er trank, bis er wieder obdachlos und vor dem Nichts stand. Trank auch, um die Schmerzen in seinem bresthaften Leib zu übertäuben.

„Hast Briefe von deinen Leuten?" fragte Beyerl endlich, um wieder ein Gespräch in Gang zu bringen.

„Ja." Förster richtete sich auf und griff nach seiner Brusttasche. „Ja, denkt euch, mein Alter hat schon zum zweitenmal Grund zugekauft. Und sie halten fest an ihrem Deutschtum."

„Ist das gar so wichtig?" fragte Siebenschein.

Förster sah ihn mit einem bösen Blick an. „Du bist sonst ein braver Kerl. Aber das verstehst nicht. Gerade, weil es ihnen in der Fremde gut gehen tut, dürfen sie nicht abfallen von ihrem Stamm und ihrer Art, damit man nicht sagt, sie verkaufen's um ein Stück Brot. Ja, und denkt euch, sie haben sich einen Christbaum angezündet in Tasmanien, und alle vierzehn sind

herumgestanden und haben „Vom Himmel hoch, da komm' ich her" gesungen, und jeden Tag essen sie Fleisch und haben ein Guthaben in einer Bank. Denkt euch, ein Guthaben in der Bank! Webersleut' aus Hohenolbersdorf. Und immer fragen sie mich, ob ich nicht hinauskommen möcht, und sie sind froh, daß es mir hier gut geht —" seine Stimme brach. Er sammelte sich. „Alsdann, das kommt nur von dem dummen Herzen. Das tut mir so viel weh. Ja, und zuletzt hat mir mein Alter geschrieben, ob ich wirklich durchaus nicht hinaus will. Er schickt mir jede Stund' das Reisegeld, und ich werde draußen erst recht fortkommen, weil ich ja jede Sprache mindestens im Lesen erlern', und weil man Lehrer ganz gut brauchen kann draußen, wo doch viele Deutsche leben und mit mir froh wären."

„Und was hast du geantwortet?" forschte Beyerl.

„Noch gar nicht. Mir ist das Porto zu teuer nach Tasmanien. Und — man kann ihnen nicht immer nur Vermahnungen schreiben: Bleibe deutsch und tapfer! Und das ewige Lügen! Da rutscht einem am End' einmal ein Wort heraus, und der Teufel ist fertig."

„Und möchtest du nicht wirklich hinaus, Förster?" Siebenschein kehrte sich ihm zu.

„Nein."

„Und warum nicht?"

Förster sah an sich selber hinab. „Möchtest du so zu deinen Eltern zurück? Und könntest du für dich gut stehn, daß du mit dem Gelde das tust, was du sollst? Ich kann's nicht."

Wieder eine Pause. Dann begann Förster:

„Wie spät ist's?"

Siebenschein sah nach seiner goldnen Uhr: „Es ist noch nicht sieben."

„Gut. Denkt euch — der alte Söhlner Flickschneider ist gestorben."

„Wer war denn das?" verwunderten sich beide, und Beyerl, der seinen Stuhl ritt, lehnte sich vor.

„Ja so! Also, das war ein sehr verrückter Kerl. Ja, nämlich, ein recht närrisches Huhn war er. Ein ganz ein armer Teufel. Ich bitt' euch, Flickschneider bei uns und sonst nichts. Da muß man wohl im Elend sein und bleiben. Aber, er hat so etwas gehabt wie eine fire Idee, und diese Ferien ist er gestorben und war steinalt, und ich bin gerade zu Hause gewesen, weil dem Bürgermeister sein Sohn sich hat vorbereiten lassen wollen. Damit es ihm zum zweitenmale besser geht bei der Reifeprüfung wie zum erstenmal, wo sie ihn in Troppau noch nicht entbehren konnten. Durchaus nicht — sonst wär' das Gymnasium dagestanden ohne seine schönste Zierde. Ich sag' euch, ein Rindvieh, so was lebt nicht mehr. Er wird natürlich Jurist — du entschuldigst, Beyerl.

„Ja, und den Flickschneider kenn' ich, und wie ich noch ein Kind war, so war er schon damals ein ganz alter und verhutzelter Kerl. Und er hat natürlich sein Häuserl gehabt, das ist auf einem ziemlichen Berge gestanden, und der Wind hat darum blasen können, daß man nicht begriffen hat, wie sich ein Schneider traut, da oben zu wohnen, wo es ihn so leicht vertragen kann, daß man ihn gar nimmer find't. Aber gehalten hat er sein Haus — eine Freud', sag' ich euch. Geheiratet hat er nicht gehabt. Und so hat er sich sein bissel Essen

allein gekocht, und wenn er nichts zu tun gehabt hat, was selten vorgekommen ist, weil man ja bei uns ein Stück Gewand flicken läßt, bis man auf die Frage, wie's denn einmal wirklich ausgeschaut hat, auf irgend ein gottvergessenes Fleckerl zeigt und deutet: So — also wenn er gar keine Arbeit gehabt hat, so hat er herumgewirtschaftet und geputzt in seinem Häuserl, bis es nur so geglänzt hat. Und kein Weibsbild hat ihm was machen dürfen, nicht einmal seine Wäsche waschen. Denn, hat er geschworen, die Weibsleut' sind zu gar nichts gut auf der Welt, und es wäre viel schöner ohne sie, und man könnte sich ganz gut ohne sie behelfen, wenn man erst zu seinen Jahren und zu seiner Vernunft gekommen ist. Und nicht einmal der Herr Bürgermeister hat ihm etwas dareinreden dürfen. Sonst ist er mit ihm grob geworden. Denn er war ein hitziger Schneider. Die haben auch dann Courage für vier, und gebraucht hat er auch niemanden auf der Gotteswelt. Courage für vier Schneider nämlich haben sie, das ist so viel wie ein halber Schlosser.

„Um sein Haus herum hat er sich Wein gezogen. Das tun viele, denn es ist hübsch im Sommer, wenn dann die weißen Wände so ganz in Grün stecken tun und die Ranken zittern vor jedem Winde. Und es ist hübsch im Herbste, wenn das Laub verbrannt ist und steht ganz rot und die Beeren leuchten vor Gelb und Blau. Aber sie wissen alle, ist das Jahr gut, so kann man vielleicht die Trauben essen; aber sie werden eigentlich immer nur zu nichts taugen, nur zur Strafe für die Gassenbuben, die sich gegen das gewisse Gebot versündigen, ihres Nächsten Eigentum begehren und dann

ihren Lohn dahin haben, und ihre Mütter erschrecken mit greulichem Gesichterschneiden und sonst unsauberen Zuständen, so gut ihre Mägen sonst sind. Einen Wein aus ihnen machen, das möcht' niemandem einfallen, der sonst seinen Verstand hat und nicht von bösen Geistern besessen ist, denn der Wein wär' eine Heimsuchung Gottes und die elfte ägyptische Plage.

„Der Schneider hat das aber durchaus nicht wollen glauben tun. Jedes Jahr hat er seine Stöck' hinaufgebunden an der Südseite von seinem Haus, das eigentlich lauter Nordostseiten und sonst Niederträchtigkeiten gehabt hat. Und für alle Fälle hat er sich eine Kelter gemacht und hat sie richtig zusammengebastelt mit Nachdenken und in Jahren, und für sich genommen wär' sie ganz fein gewesen. Und alsdann hat er spekuliert: man wird Sonnen- und Schattenseite mischen, und das wird einen echten und einen famosen Wein geben, wie er ihn einmal für sein Leben gern getrunken hätt', ohne daß es ihm einmal dafür gereicht hätte. Weil er aber ein frommer Mensch war, so hat er sich geschworen, er wird von seiner ersten Lese ein gutes Teil dem Herrn Pastor geben, damit die ganze Gemeinde — er war nämlich auch evangelisch — einen echten Abendmahlswein genießen kann. Was man beim Weinhändler kauft — man weiß schon: der Lump tut darauf schwören, aber auch nur, weil es bei dem Geschäfte auf einen Meineid mehr wirklich nicht mehr ankommt. Und für Bücher über Weinkultur hat er ein Sündengeld ausgegeben. „Vielleicht zwanzig Gulden, bei meiner Seel'," hat er sich selber verschworen. Und vom Rebschnitt hat er gesprochen und von der Veredlung. Daß

er hätt' können über beides Kollegia lesen dürfen. Und weil er gewußt hat, Schwarz zieht die Sonne an sich, und weil Teer immer will gekauft sein, so hat er alle dunklen Fleckerln gespart, die was ihm übrig geblieben sind, und hat so alle Wände von seinem Häuserl beklebt damit. Scheckig war's genug. Schön war's nicht, und man hat nicht gewußt, ist das nicht ein Tapezierer, der aus Kummer verrückt geworden ist und nun seiner Trauer so Ausdruck gibt? Und die Latten waren schön schwarz, und das Häuserl ist einem jeden aufgefallen und war die Sehenswürdigkeit von dem Ort, und man hat's einander gezeigt. Aber der Wein ist halt doch nicht reif geworden. Und jedes Jahr hat er eine andere Ausrede gehabt für seinen Wein, und wenn man ihm den angegriffen hat, so hat er gar keinen Spaß verstanden und zu singen angefangen: Jesus, meine Zuversicht, und dann war mit ihm aber schon gar nichts zu reden. Und wenn er heuer nicht reif geworden ist, so über's Jahr, und wenn das gute Wetter nur noch ein paar Tag gehalten hätt' und alsdann wär' zeitig ein Frost gekommen, so daß die Beeren edelfaul hätten werden können, so hätte man sein Wunder erlebt. Und jedes Jahr hat er sie gekostet und alsdann traurig an sein Schwein verfüttert. Manchmal hat es sie auch richtig gefressen. Dann ist er davor gestanden und hat bei jedem Sprung der Sau geseufzt: ‚Die Kraft und die Fetten, die das Vieh nur davon hat!'

„So ist der Mann immer älter geworden. Und es ist ihm so weit ganz gut gegangen. Hat er nichts zu tun gehabt, so hat er sich was zu tun gemacht, sich außer Haus verdungen, und verwöhnt ist am Ende keiner bei

uns. Nur gestöhnt hat er manchmal: ‚Du lieber Gott, du mein einziger Gott, wenn ich das nur erleben tun tät, die eine Freud'!‘ Und im vorigen Sommer ist er krank geworden, das heißt, nicht so eigentlich krank, sondern das Alter hat ihn nur so zusammengepackt. Und gerade den Sommer war so heiße Zeit, wie man sie eigentlich bei uns gar nicht im Gedanken hat, und er ist immerzu vor seinem Wein gestanden und mit jedem Spatzen hat er gehadert, der zugeflogen ist. ‚Du Vieh, du gottloses Vieh! Leckert's dich?‘ und hat sich doch immer gefreut über dem Spatzen sein' Gusto. Endlich hat er ins Bett müssen.

„Es waren im September noch Tage, wie sonst nicht zu Mitte Juli, und dann ist das Wetter umgeschlagen, und es war warm am Tage und Nachtfrost, wie wenn der liebe Gott das Wetter hätt' vom närrischen Schneider bei sich bestellen lassen. Man hat die Trauben gelesen und bringt ihm die erste an sein Bett. Und er langt danach so mit einer gewissen Gier und ganz schwach und nimmt eine Beere in den Mund. Und es zieht ihm das Gesicht zusammen und es gibt ihm einen gewissen Rucker. Kein Wort hat er mehr geredet bis an seinen Tod.“

Förster schwieg und macht sich zum Gehen fertig. „Was meinst du damit?“ forschte Beyerl.

„Wirst schon noch dahinter kommen,“ entgegnete Förster brummig und schob sich in seinen Ueberrock.

„Ja, wenn du erst die Frucht, nach der du das Leben lang gestrebt hast, in den Mund bekommst, und sie ist sauer und Essig und kommt überdies zu spät,“ ergänzte Siebenschein.

„Nein, für so gescheit hätt' ich dich mein Lebtag nicht gehalten," höhnte Förster. Beyerl aber verweilte sich noch einige Zeit im Sinnen. Alsdann: „Geld hab' ich gefaßt, Bruderherz! Das ist die Hauptsach'! Heut' lebt das Volk!" Und losbrechend mit seinem prächtigen Tenor: „Ça, Ça, geschmauset! Gehen wir. Laß uns nicht rappelköpfig sein!"

Es war ganz dunkel. Die drei Gesellen verfügten sich ins Gasthaus des Herrn Klemens Deym, genannt „Delirium tremens".

Fünftes Kapitel.

Es war Samstag abends und das kleine Wirtshaus also gefüllter als gewöhnlich. Es lag in einer ganz stillen Seitengasse, so recht versteckt, daß man kaum begriff, wie ein Wirt auf diesem Posten zu gedeihen vermochte. Herr Deym hatte diese Kunst verstanden, trotzdem jeder seiner Vorgänger über ein kurzes der erzwungenen Einsamkeit müde geworden und anderswohin verzogen war, wo man Menschen mindestens vorbeigehen sah. Ihm glückte es, er fühlte sich schon nach kurzer Zeit auf dem richtigen Wege, und gegenwärtig war er Eigentümer des Hauses, eines Komplexes, der schon als Baugrund einen höheren Wert darstellte, als man meinen mochte, wenn man vor der einstöckigen Fornt stand oder in den engen, dumpfen Gängen umirrte. Es schrie nach Demolierung, nach Ankauf durch einen jener Spekulanten, die damals ihre Hände nach diesem Bezirke auszustrecken begannen und begierig daraus wegfegten, was an grünen Gärten und an altem Winkelwerk darin gewesen.

Aus zwei Räumen bestand das ganze Gelaß, darin der Wirt sein Wesen trieb. Entstanden waren sie, indem man in ein nicht gar großes, niedriges Zimmer mit Holzdecke eine Glaswand geschoben hatte. Davor saßen die minderen Gäste an Tischen, die überhaupt nicht gedeckt wurden. Dahinter an rotgeblümten Tischtüchern fanden sich die Studenten zusammen, deren jeder hier Herr Doktor angesprochen und demgemäß ästimiert wurde. Selbst wenn er noch die Schuhe trug, in denen er aus der Heimat gekommen war, oder wenn man schon längst wissen konnte, er habe deren auf dem Wege zu Titel und Geltung schon so viele Paare zerrissen, daß er kaum jemals zu dem Ziele gelangen werde, das er am Beginne seine akademischen Laufbahn sich vorgesteckt.

Gar zu streng wurde diese Scheidung freilich nicht immer eingehalten. Beyerl zum Beispiel war Demokrat und fand gar nichts dabei, sich mit den Einspännerkutschern, die hier gerne die Pausen im Geschäfte füllten, zu einer Kartenpartie zusammenzufinden, und Förster trennte sich kaum von ihm. Siebenschein allerdings hätte sich niemals so weit vergessen. Denn er war hochmütig und nervös. Nicht unbemittelt von Hause, so daß er sich um keinen Erwerb umsehen mußte, und wie durch seine Schärfe, so durch seine Unabhängigkeit eine Eigenstellung unter seinen Genossen behauptete. Er wußte, was er erstrebte, und war ein rastloser Lerner, der kein klinisches Kolleg und keine Uebung versäumte. Denn sein Vermögen reichte eben nur für seine Studienzeit und etwa noch für den Beginn seiner Praxis. Jeder Tag, den er unnütz vertat, zwang ihn,

sich zu bescheiden und sich niederere Flüge zu wählen, als die er sich vorgesetzt. Das war seine Sache nicht. Denn etwas von dem Hochmute seiner Race war in ihm, der Bücherweisheit und Gelehrsamkeit neben dem Erwerbe immer das Höchste gewesen. Man erzählte von ihm, er sei zu Beginn seines Wiener Aufenthaltes höchlich entrüstet gewesen, daß Arbeiterweiber und Arbeiter bequem und behaglich auf der Pferdebahn saßen, während bessergekleidete und ersichtlich Gebildete stehen mußten, und nur das Bewußtsein körperlicher Schwäche, das ihn überhaupt vor mancher Ausschweifung seiner Gefährten zurückhielt, seine Scheu vor jedem lauten Auftritt hätten ihn daran gehindert, loszubrechen. Geneckt hat man ihn damals genug, ohne daß es etwas fruchtete. Er saß lieber allein oder mit dem einzigen getreuen Stammgast hinter dem Verschlage, ehe er sich unter das Volk mischte, mit dem er sich nicht zu verständigen wußte.

Es war im allgemeinen keine Empfehlung, zu den emsigen Besuchern dieser Kneipe zu gehören. Ein Witzbold hatte einmal vor Jahren, aus dem Vornamen des Wirtes, dem sanftmütigen Klemens, „ein Tremens" gemacht. Das blieb haften. Das Gasthaus galt für einen bösen Sumpf. Wer dahin geriet, der kam so leicht nicht mehr hinaus, und Herr Deym verstand sein Geschäft trotz eines Blutegels, der sich im untersten Pfuhl eingenistet hat. Er lieh und lieh auf gute Bürgschaft, auf Faustpfand, auf Stipendienbogen. Immer mit der gleichen, stumpf verdrossenen Miene. Er war lang, hager und noch rüstig. Seine Kost gedieh ihm selber nicht einmal. Und wenn er einen Augenblick

sich Ruhe gönnte und, das Samtkäppchen auf dem angegrauten, aber vollen Haar, in seinem Lehnstuhl an der Schänke nickte, so bewegten sich seine Lippen unablässig murmelnd, wie wenn er selbst dann im Rechnen begriffen wäre.

Manchmal wieder kam er in ein sonderbares, anscheinend höchst vergnügtes Schluchzen und Glucken, in ein endloses Händereiben. Oder er brach in ein kurzes, engatmiges Hüsteln aus. Denn das ewige Laufen Stiegen ab und auf hatte ihm die Brust angegriffen, und die Luft des feuchten und frostigen Weinkellers, in den außer ihm niemand durfte, hatte sich ihm beklemmend darauf gelegt. Das war sein Allerheiligstes. Die Schlüssel dazu bekam niemand, nach des langen Siebenschein Meinung darum nicht, weil des Herren Treiben da unten keinerlei Zeugen vertrug. Auch die Beine wollten nicht mehr mit. Ruhe aber gönnte er sich darum nicht. Mahnte man ihn daran, so meinte er, das habe noch Zeit. Und das dürfe ein rechtschaffener Gewerbsmann so bald nicht, der froh sein müsse, wenn er bei den schlimmen Verhältnissen, den schrecklichen Steuern und den vielen leidigen Schuldenmachern nur etwas für sein bisserl Leben herausschlage. Eben daß man mitessen könne mit den Gästen und seinen Schluck tun und vielleicht so viel ersparen, daß man einmal samt seiner Tochter niemandem werde zur Last fallen müssen und nicht in die Versorgung gehen. Ja, wenn das Mädel nicht wär'! Aber was die Erziehung kostet! Und man sei nun einmal so, wenn man danach ist; man opfere sich immer für andere, ob die es verdienen oder nicht. Dazu lächelten

dann die Vertrauteren. Denn man raunte, sein sei im Grunde auch manch ein stattliches Bauerngut, dessen Erben oder Eigentümer augenblicklich noch in Wien weilten. Angeblich Studierens halber. Er selber sperrte das Geschäft regelmäßig eigenhändig zu. Er hustete, abermals nach Siebenschein, seine Gäste zum Tempel hinaus. Diesen Siebenschein mochte Herr Deym durchaus nicht. „Ein Student, der niemals aufschreiben läßt, der niemals einen Rausch hat — ich bitt' Sie, das Herz tut einem weh: wie soll aus so einem was Rechtes werden? Wo man niemals jung war und nicht getollt hat, wie soll das gesetzt werden? Traurig genug, daß unsereins in einemfort rechnen muß. Aber so einer? Ich bitt' Ihnen — ist das nicht ein Jammer? Und er müßt' es gerade nicht so. Er am wenigsten. Aber so ist die Welt heutigen Tags." Und er seufzte bekümmert und spie nachdenklich vor sich hin.

Auch Herr Deym hatte sich Zimmer eingerichtet, die er vermietete. Die bei ihm wohnten, mußten aber auch zu Gast gehen bei ihm. Eines bedingte notwendig das andere. Für seine Pfleglinge sorgte er nach seiner Art umsichtig, so daß sie innerhalb seines Hauses nichts von dem entbehrten, wonach ein junges Herz verlangt. Er war ja nicht Hüter der Sitten seiner Herren und hatte Verständnis für ihre Bedürfnisse. Zum Beispiel: er nahm zu Dienst in Küche und Haus grundsätzlich nur möglichst junge und hübsche Mädchen auf. Man erzählte von schamlosem Treiben, das sich auf den Stuben und gelegentlich in den frühen Nachmittagsstunden, wenn man vor jeder Störung durch Fremde oder gar durch noch ungelegenere Besucher sicher war, auch im

Gastzimmer abspiele. Er schwieg immer. Er, wenn ein Skandal drohte, wußte immer Mittel, ihn niederzuschlagen. Nur freilich, billig war das nicht immer. Ja, wer seinen Spaß haben will, der muß eben zahlen, und wenn der Spaß danach war, daß man ihn nicht gerne den Eltern erzählte, so mußte man sich das Geld schaffen. Er wußte Rat dazu. Denn welches Opfer hätte er in seiner Güte nicht für seine Getreuen gebracht? „Nicht wahr, Franzl, wir zwei wissen davon?“ Und er schlug dem Franzl auf die Schulter, und der Franzl nickte bestätigend.

Er war der Stolz des Hauses. Vaterlos, Herr eines ganz ansehnlichen Vermögens, war er nach Wien gekommen, um sich zum Arzte auszubilden. Das war nun fast ein Menschenalter her. Durch die ganze endlose Zeit, sagte man, habe er niemals, wenn nicht zu einem kurzen Spaziergange, das „Hotel zum Delirium tremens“ verlassen. Er kannte von der großen, lauten Stadt nichts, nur die Gassen um das Haus, worin er sich eingemietet. Immerdar saß er stumm in seinem gewohnten Eckchen. Denn der Wirt empfand diesem einen gegenüber, sei es nun aus Furcht vor Gerede und jedem Aufsehen, das ihm in seinem Geschäfte nur Abbruch tun und vielleicht gar die Aufmerksamkeit jener Kreise, mit denen er lieber nichts gemein hatte, auf sein Treiben ziehen konnte, eine menschliche Regung. Als Franzl mit seinem Gelde fertig war — niemand begriff, wie das bei Deyms billigen Zechen möglich war, und er allein und vielleicht ein übelberufener Anwalt noch hätten die Lösung des Rätsels geben können — da behielt ihn der Wirt bei sich un-

entgeltlich in Unterstand und Kost. Wortkarg saß dieser Verbummelte, der schon reichlich graues Haar auf sich trug, in seinem Winkelchen und brütete, mit Brotkrumen spielend, vor sich hin. Seinen Namen wußte niemand mehr, wenn nicht der Briefträger, der ihm allmonatlich einen geringen Geldbetrag überbrachte, den seine begüterten Geschwister dem Verlorenen ausgesetzt. Deym nahm das Geld und fütterte ihn dafür durch. Er war so ganz ohne geistiges Bedürfnis geworden in diesem Sumpfe. Denn seit sehr geraumem pflegte er nicht einmal eine Zeitung mehr zu lesen.

Nur zweimal des Jahres kam etwas wie Leben in ihn. Ging es dem Herbst und Vorwinter zu und rückten die Neulinge ein, laut, fröhlich, in den jungen Augen das Staunen und die Freude über die Schönheit dieser einzigen Stadt, Eroberer, die Besitz vom Leben nehmen wollen, so war's, als wollte er erwachen. Ihr Ton weckte in ihm die längst verklungene Note. Dann suchte er selbst in einer Ansprache einen Anschluß an diesen oder einen anderen. Das junge Geschlecht aber verstand ihn nicht mehr, der da fragte, ob man bei längst gestorbenen Zierden der Fakultät hören wolle, und hielt ihn für geistesgestört. Auch war er vollkommen unfähig geworden, sich zusammenhängend auszudrücken. Er sprach Fragmente. Er ließ sich gern Zeugnisse vorweisen — das verweigerte man ihm zwar verdutzt schon aus Ehrfurcht vor dem bemoosten Haupte nicht — sah sie kopfschüttelnd durch und gab sie mit zusammengezogenen Brauen zurück. Den Zweck verstand man nicht, hielt es für eine wunderliche Schrulle von ihm.

Er aber verglich sie in Gedanken mit den seinigen, die er vom Gymnasium überaus glänzend mitgebracht und die er immer noch verwahrte, so wenig er jemals mehr von ihnen einen Gebrauch machen konnte. War er fertig, so brümmelte er vor sich, wendete sich ab und trank. So wenig er sich im Leben abgemüdet hatte, so mußte man bei seinen Annäherungsversuchen immer an einen recht großen Zughund denken, der vor seinem Karren zusammengebrochen ist. Ablösung kommt, ein anderer wird vorgespannt. Er begrüßt ihn schweifwedelnd, hebt sich mit letzter Kraft und beschnuppert ihn nach Hundeart zum Gruße.

Alsdann kam zur Zeit der Sommerferien eine fremde Unruhe über ihn. Denn er hatte so lange kein grünendes Blatt mehr gesehen, außer etwa im sehr engbrüstigen und stäubenden, von Kinderlärm durchtosten Schönbornpark oder im unfernen Volksgarten. Dann hob sich in ihm sein Bauernblut und die Sehnsucht nach grünen endlosen Feldern und mit jauchzenden Lerchen darüber. Er aber zwang sie nieder, er besuchte keinen seiner Verwandten, die ihn früher, vielleicht aus der Hoffnung, ihn so seiner Versumpfung zu entreißen, oftmals zu sich gebeten. Wozu als ein Fossil, eingerostet und innerlich erstorben, in den Kreis des blühenden Lebens treten, das um sie alle emporgeschossen war? Und er hatte Kinder zu lieb dafür, als daß er in ihren Augen durch ein böses Wort, wie es so leicht fallen kann, hätte verunglimpft sein wollen. Er konnte ihren Spielen auf freien Plätzen stundenlang und wortlos zusehen. Es war wie eine letzte Scham in ihm. So behütete er ängstlich die Bilder seiner Eltern. Er

ersann immer neue kostbare Rahmen für sie, besprach sie mit sich selber in seiner Weise, wagte sich wohl gar zu einem Händler und ließ sie dann aus Geldmangel nicht machen. Er schmückte seine Stube mit den Photographien von Geschwistern, Neffen, Nichten und grübelte finster, ob eins aus der zahlreichen jungen Schar ihm ähnlich zu werden drohe. Kramte in den Briefen seiner Mutter und trug immer den, der ihm eben am meisten ans Herz sprach, in seiner abgegriffenen alten Brieftasche mit sich. Nicht einmal aus Selbstquälerei tat er so, nur aus Gewohnheit und dem Wunsche, sich zu beschäftigen. Seine Angehörigen hatten ihn allgemach aufgegeben. Man hatte ihn aufgesucht, ihn weglocken wollen — umsonst, und so störte ihn nichts mehr in seiner Verlorenheit. Nichts und niemand. Seine Altersgenossen standen längst in Amt und Würden, oder sie waren jeder für sich den gleichen traurigen Weg gegangen, den man nicht gut verfehlt, auf dem man nicht leicht mehr umkehren kann, sowie man ihn erst beschritten hat. Traf man einen Glücklicheren, so schämte man sich vor ihm; einen Leidensgefährten, so zog das gleiche Gefühl peinigend von einem zum andern. Die übrigen, die Neulinge, die man zeitig in seine Geschichte einführte, ermaßen an ihm den Grad des Verkommens, bis zu dem ein von Hause begabter, gut veranlagter und selbst ein gebildeter Mensch versinken kann, wenn ihm der echte Wille gebricht . . .

*

*　　　*

Also: es war Samstag abends.

Eingemummelt in ihre unförmigen Umhüllen saßen die Einspänner vom nahen Standplatz, tranken und kartelten mit gewaltigem Lärmen ihrer ewig heiseren Stimmen um Wein. Die grünen Tische glänzten, und allerhand Zeichen waren ihnen mit Kreide aufgeschrieben. Ein mächtiges Qualmen erfüllte den Raum, quoll der Tür zu, tanzte zu den spärlichen Gasflammen empor und hob sich schwelend zu den braunen Bohlen und Trämen der altgerauchten Holzdecke. Herr Deym schlürfte um, ohne auch nur die Füße zu heben, innerlich vergnügt und unablässig mit der Abschätzung der heutigen Einnahme beschäftigt. Frisch von Hause gekommen mit Mutterpfennigen viele, noch im Beginn des Monats die übrigen — da zahlte jeder bar. Und die Aengstlichkeit des Zahlkellners, der sich Kreuzer zu Kreuzer ein ansehnliches Vermögen zusammengeschabt, zusammengerechnet, zusammengewuchert hatte, war immer noch in seiner Seele. Er hatte viel gewagt: mehr selbst, als er hätte wagen dürfen, und ins sehr Ungewisse. Und im nachhinein erschrak er öfter vor dem, was er so manchesmal aufs Spiel gesetzt. Nun, zeitlich und glücklich genug, war er aus allen Fährlichkeiten. Aber er liebte bares Geld leidenschaftlich, wenn damit auch lange nicht so viel zu verdienen war, wie mit seinem Notizbüchlein. Immer trug er zahlreiche Silbergulden, die damals noch spärlich im Umlauf waren, mit sich herum und ließ sie hell und herrlich in seiner Tasche aneinander klingen. Sie symbolisierten ihm seinen ganzen in tausend schmutzigen Händeln erworbenen Reichtum.

Auch im andern Gelaß war die gewohnte Gesellschaft beisammen. Da saß der Verlorene. Er holte sich sein Glas Bier selber, wie um dem Wirte mindestens diese Bemühung zu sparen, saß einmal stundenlang davor und starrte in die Luft, als tauchten in den Rauchkringeln allerhand Schatten vor ihm auf, die er haschen möchte, fingerte vor sich hin und trank dann wieder sehr hastig. Neben ihm, um den sich niemand kümmerte, der keinem die Jugendlust verdarb, weil sich niemand eines gleichen Geschickes für fähig hiel', und an anderen Tisch'en andere. Jung, dreist, unternehmend, frische glühende Narben in den jugendlichen Gesichtern manche; verwegen singend, ohne sich viel um Einklang oder Sinn des Liedes zu kümmern, von ihren Mädeln renommierend, die sie eben kennen gelernt.Dann wieder kam ein Schweigen über die ganze laute und muntere Gesellschaft: Beyerl und Stara jangen, und das war immerhin ein Genuß und eine Anziehungskraft dieser Kneipe. Denn der firme Tenor des Deutschen und der wohlgeölte, immer wie vor innerer Bewegung leise zitternde Bariton des Slaven fügten sich prächtig ineinander.

Die kleine Gesellschaft hatte eine mächtige Weinflasche vor sich. Die stammte aus des alten Beyerl Keller. Das war ein leidlich bemittelter Lehrer, der seinen guten Tropfen zog und in Ehren hielt. Er hätte sich in manchem Jahr einen ganz hübschen Gulden aus seinem Weingarten holen können. Das aber litten seine vier Buben nicht. Alle studierten, alle waren sie unbändig nach Gemüt, Körperkraft und Durst, und alle fielen sie ihm in den Ferien ins Haus. Dann er-

füllte ein wunderliches Leben seinen Keller. Er strich die Geige, und die vier Gewaltigen sangen dröhnend und mit vollen Stimmen. Oder aber, sie nahmen sich ihre Instrumente mit, und dann wurde manch ein gutes Glas geleert und manches feine Stückchen Kammermusik aufgespielt. Bis es herbstelte, dann ging jeder seiner Wege, um einmal noch zu Winterbeginn eine rechtschaffene Kostprobe vom Neuen zu bekommen.

Die wurde dann an einem gelegenen Abend mit wohlgelittenen Gesellen verzecht. Da hielt freilich Beyerl auf Ordnung. Nicht wegen Siebenschein und Stara. Das waren mäßige Leute, und besonders Siebenscheins Weinbildung war gering, und er schätzte eigentlich einen Wein nur nach seiner Süßigkeit. Aber da war Förster, der lag gerne, das Gesicht zwischen den Händen, auf dem Tische und sprach kein Wort. Denn obzwar er sich in dieser Gesellschaft verhielt, so war doch ein gewisses Gefühl einer Ueberlegenheit in ihm, besonders Beyerl gegenüber. Zwischendurch aber langte er alle Augenblicke nach seinem Weinglase und trank hastig, bis ihm Beyerl die schwere Hand auf den Arm legte und mit seiner stählernen, jauchzenden Stimme rief: „Ja, mein Lieber, wo denkst hin? Das geht nicht. Ordnung! Oder denkst du, daß ich deinethalben dürsten soll wie dein Söhlner Flickschneider, oder meinen Alten berauben wegen Lumpen, wie ihr es seid?"

Diese Stimme! Sie war voll Kraft und Fröhlichkeit, wie der ganze Mensch. Sie war auch der Kummer seines Lebens, wenn er schon einmal einen Anfall von moralischem Katzenjammer, auch das graue Elend

geheißen, durchzudulden hatte. Das kam selten, dann aber mit einer ursprünglichen Gewalt über ihn, zumal gegen Monatsende. Dann beschuldigte er sich, er habe schon ein Vermögen vertrunken. „Ja, mein Lieber, da schaust du?“ Man hatte ihn nämlich in der Oper Probe singen lassen und war ganz entzückt von seinen natürlichen Mitteln und seiner musikalischen Begabung gewesen. Inmitten der Verhandlungen aber erfuhr man von seiner Lebensführung. Ein Tenor, der so säuft und die Nächte durchschwärmt — das geht nicht. Das war's denn zu Ende mit allen Träumen von einer glänzenden Laufbahn; denn er war ehrlich genug, die Kraft zu einer Umkehr nicht in sich zu suchen, seinen Weg nicht einmal mit guten Vorsätzen zu pflastern. Auch ging's ihm ganz leidlich. Im Gegensatze zu Förster, der nirgends ankommen konnte, hatte er eine Spürnase für kleine Stipendia, um die sich sonst niemand bewarb. Ergatterte er eines, so war das ein Zwang für ihn, mindestens so weit mit seinem Studium im Zuge zu bleiben, als zum Fortgenusse nötig war. Es gibt da schon gewisse Kolloquia, die keine sonderliche Mühe bereiten und den Behörden gegenüber dennoch gelten. Ferner sang er auf Kirchenchören. Nach seiner Behauptung ein saures Brot. Denn die Güte der Musik war manchmal strittig, und man mußte dazu einen leidlich anständigen schwarzen Anzug haben. Das aber war ihm ein Greuel.

„Ja, mein Lieber, das ist die ganze Lüge unserer Kultur! Ein Gott, später ein Weib soll einem genügen — und zwei Anzüge und was weiß ich noch für Zubehör soll man sich schaffen? Da muß man ja zu-

grunde gehen, wenn man einem solche Auslagen auf seinen Erwerb aufpelzt. Und ich soll Andächtige erbauen? Hab' ich so gar was Erbauliches an mir? Ist das ein Geschäft für mich? Oder ist das eine Affenschande unseres Jahrhunderts?" Denn er liebte Johannes Scherr und die kräftigen Ausdrücke, und sie ließen ihm gut, als Ausbrüche einer ganz gesunden Natur ebenso, wie es sein Leichtsinn war.

Er konnte sich eine Zeitlang im Zaum halten. Das heißt, von einer Stipendienrate bis zur nächsten. Alsdann aber, wenn er einmal das Geld bei sich hatte, so gab's nicht Zaum, nicht Zügel mehr für ihn. Zunächst machte er sich, nach seinem eigenen Ausdrucke, stattlich. Das heißt, er kleidete sich von Kopf zu Füßen neu, was immer schon höchstnötig war. Das mußte so billig geschehen wie nur möglich, also in einem jener Geschäfte, „die von Herrschaften abgelegte Gewänder" verkaufen. Ob er wirklich an diese Herkunft glaubte? Aber er verfehlte niemals, zu erzählen, welchem Hochadeligen der Anzug gehört habe, den er eben an sich trug, und wie ihn der in augenblicklicher Geldverlegenheit um ein Schandgeld verschleudert habe. Einen andern Grund für eine solche Handlung vermochte sich Eduard Beyerl nicht zu ersinnen. Und sein System, sich zu kleiden, verfocht er aus innerster Ueberzeugung als allein richtig. So gehe er immer nach der letzten oder höchstens vorletzten Mode und in denkbar feinsten Stoffen. Kein Augenschein und keinerlei Erfahrung vermochten ihn vom Gegenteil zu überzeugen.

Dieses erledigt, schwärmte Beyerl aus. Das heißt, er zog von Kneipe zu Kneipe, von Kaffee-

haus zu Kaffeehaus, bis der letzte Kreuzer vertan war. Wer mithielt, war willkommen, wer mit ihm durchhielt, noch nicht geboren. Es war auch keine ganz unbedenkliche Gastfreundschaft. Denn auf Beyerls Wegen standen mannigfache Fährlichkeiten. Da gab's grimmige Prügeleien, bei denen ihm kraft seiner Gewandtheit und Uebung immer weniger geschah, als den Gefährten; ungezählte Herausforderungen, die niemals erledigt wurden, wie er denn einmal allen Ernstes das Jubiläum seiner hundertsten möglichen Mensur feierte; endlich die Gefahren seitens der Sicherheitswache, der Polypen. Fiel er denen in die Arme, das heißt, erwachte er mit grimmigem Kopfschmerz und ohne den letzten Groschen auf einer Wachstube, so war sein Jammer groß und ehrlich. Denn dieses war eine persönliche Niederlage vor einem oft bezwungenen und also mißachteten Gegner, und der Schmerz über sein verfehltes Leben und sein vertrunkenes Vermögen kam ihm in solchen Augenblicken ganz besonders ins Bewußtsein.

Dies also waren Herr Stara und Genossen. Manchmal fanden sich Mitläufer zu ihnen, die aber niemals alt in der Gesellschaft wurden. Sie waren ganz angesehen, weil ihre Schulden niemals über einen Monat anstanden. Für Förster zahlte immer einer oder der andere.

Man saß beisammen und trank. Nicht einmal viel geredet wurde. Höchstens gab Siebenschein mit der Freude aller jungen Mediziner am Gräßlichen — Förster sprach von ihrem anerzogenen Hang zum Aufschneiden — einen recht greulichen Fall aus der Anatomie zum

besten. Oder Beyerl kam in weitläufige politische Abhandlungen. Denn er war Deutschnationaler und führte oftmals für ein loyales Gemüt nicht zu billigende Reden, die Herrn Stara in tiefster Seele mißfielen, ohne daß er doch schon den richtigen Gebrauch davon zu machen sich entschloß. Es wurde gesungen. Und so ging die Zeit, und Förster, manchmal wider seinen Willen aufzuckend und emporgehoben, schwieg, sah um sich mit seinen entzündeten Augen und dem einen Gedanken: „Ja, was ist das albern! Was treiben sie? Was sind das für Laffen! Und dies Reden von nichts und zu nichts!" Und wäre doch nicht vor dem letzten gewichen. Bis die ganze Gesellschaft in der richtigen Stimmung war. Alsdann begehrte er von Beyerl sein Leiblied: „Die Leineweber haben eine saubere Zunft." Oft verlangt, wurde es doch fast niemals angestimmt. Denn meist stand Beyerl um diese Jahreszeit schon auf dem Tisch und hielt „seine Rede". Die soll voll Männlichkeit und Opfermut für das Heil seines Volkes gewesen sein. Und Winkelried kam vor in ihr. So viel stand fest. Ihren Anfang kannten alle, keiner das Ende. Denn das schnitt Herr Deym immer ab. Einmal war die ganze Gesellschaft fort ins Café, hatte dort geraume Zeit verweilt, Karten und Billard gespielt; als man Beyerl vermißte und Umschau hielt, stand er noch immer, wo er gestanden, redete fort, sein Bierkrügel in der Hand, und lachte manchmal schmetternd und dröhnend auf. Ja, er soll sich selber Beifall geklatscht haben, sagte Siebenschein, der da gewiß übertrieb.

So weit wollte man es diesen Abend nicht kommen lassen. Das war bei Herrn Deyms Rechenkünsten ein

zu kostspieliges Vergnügen. So stieß der nüchterne Siebenschein den mäßigen Stara an. Man zahlte und ging schweigend voneinander. Förster immer gedrückt und stumm hinter Beyerl. Denn mit diesem heimgehen bedeutete noch lange nicht glücklich gelandet auf seinem Sofa liegen und schlummern.

Für die Gesellschaft war es noch zeitig. Sonst aber schlief die sittsame Josefstadt. Die eigentlichen Kneipen waren noch nicht zu Ende. Die Spießbürger aber saßen schon im Kaffeehause und hinter ihrem Schlummerpunsch. Manchmal begegnete den beiden Wandernden ein Trüpplein Jugend, bunte Mützen verwegen auf den Häuptern, das dreifarbige Band breit über der Brust. Das war dann immer ein böser Fall, und Förster, der das Nächtigen unter der Hut der Polizei durchaus nicht vertrug, hatte seine liebe Mühe, den Freund von der Einleitung scharfsinniger Erörterungen über den Unterschied und die Rangordnung der Verbindungen, illustriert mit gröblichen Beschimpfungen derjenigen, deren „jammervolle Lappen" eben vor ihm stünden, abzuhalten, die immer in Hieben fortgesetzt und auf dem Kommissariate beschlossen wurden. Das ging nur mit tausend Listen. Alsdann war jeder Sicherheitswachmann eine arge Klippe. Denn Beyerl sang am liebsten vor ihrem Angesicht und zu einer Zeit, da wohlerzogene Staatsbürger sich dem annoch unversteuerten Schlafe hingeben, mit vollen Stimmmitteln seine gemütvollsten Arien. Hinter ihm klangen dann gelle Pfeifchen, aus einem Rayon dem Hüter des nächsten das Nahen des unbändigen Ruhestörers verkündend. Erwischt ward

er fast nie, solang er seiner Sinne Meister blieb. Jedes Gäßchen, jeder Durchschlupf waren ihm bekannt; jede Fährlichkeit ward mit gewandtem Turnersprunge überhüpft oder mit Schlauheit vermieden. Danach, in Sicherheit, ein übermütiger Jodler und ein schrecklicher Lufthieb — denn Beyerl wäre bei reicheren Mitteln für sein Leben gerne Couleurstudent geworden. So wurden sämtliche Hindernisse genommen.

Endlich an der Ecke des engen Gäßchens, da sie hausten, legte er mit seinem Stocke mächtig aus, warf sich in eine unmögliche Fechterpositur und sang aus irgend einem glücklich verschollenen Schmachtlappen: „Seidne Schleppen hör' ich rauschen."

„Ich bitt' dich," bat Förster, der sich schon geborgen gewähnt und nun wieder zittern mußte. „Ich bitt' dich! Sie nähen uns ein."

Und Beyerl ernsthaft: „Stör' mich nicht, Meergreis!"

„Ich bitt dich . . ."

„Komm mit, wenn du ein Ehrenmann bist," jauchzte Beyerl durch die schweigende Gasse.

„Schrei nur nicht so, sie werden dich doch erwischen."

Beyerl aber, ganz versunken, flötete in seinen süßesten Tönen: „Seidne Schleppen hör' ich rauschen . . ."

„So hör' zum Teufel, was du willst — wie soll ich aber heimkommen?" stöhnte Förster. „Der Hausmeister kennt mich nicht!"

„Wahrscheinlich wird er dich hineinlassen, oder melde ihm meinen Fluch und ewige Verdammnis! Da

hast meinen Schlüssel," tröstete der andere, und schreiend: „Philister über dir, Simson!"

Noch eine furchtbare Terz in einer gewissen Richtung. Ein gewaltiger Satz. Und er war in der Dunkelheit verschwunden, aus der eben ein Sicherheitswachmann mit seinem „Im Namen des Gesetzes!" auftauchte.

Raimund Förster aber ging nach einem kurzen Verhör kopfschüttelnd heim, zu Beyerls Penaten und zu seinem eigenen Finken . . .

Sechstes Kapitel.

Zweimal in jedem Winter gab Herr Franz v. Mallovan, Hofrat im Finanzministerium, eine größere Gesellschaft. Natürlich mit Tanz, nachdem man eine Tochter in jungen Jahren hatte. Ganz einfach ging's dabei zu, die Musik besorgte Herr Stara am Klavier.

Alsdann standen die unnumerierten Wagen in Doppelreihen vor dem Hause, das in einer stillen und vornehmen Gasse der Josefstadt stand; in unmittelbarer Nähe der inneren Stadt, deren hohe Dächer steil und türmend und grell im Rot ihrer Ziegel, überhöht von Kirchenfirsten, beherrscht vom massigen Bau der Hofburg, sich emporhoben, dem überragenden First von St. Stefan zu. Beide Eingänge der geräumigen Wohnung standen an solchen Abenden gleich gastlich offen. Sonst kam man nämlich entweder zum Herrn Hofrat oder zu seiner Familie. Nur wenige wurden hier wie dort empfangen.

Die Gesellschaft war immer dieselbe. Zunächst

kamen die Verwandten der Frau. Das waren durchwegs patrizische Kaufleute, tadellos nach Ruf und Vermögen. Ihnen galt der wärmste Gruß der Dame, die immer noch sich in diesen Kreisen zunächst zu Hause fühlte. Warm, insoweit Frau v. Mallovan überhaupt warm sein konnte. Denn es war etwas innerlich Frostiges an ihrer Art; eine beständige Abwehr lag in jeder Bewegung der zierlichen kleinen Gestalt, die nie anders als von starrer und rauschender Seide umhüllt erschien; die man sich gar nicht im Hausgewande denken konnte, in jedem Blick dieser klaren und hochmütigen Augen, in denen etwas Verwundertes lag, wenn ein sozial tiefer Stehender überhaupt wagte, sich ihr zu nähern oder sie ungerufen anzusprechen. Sie repräsentierte gut. Das gestanden alle: die Finanzmänner, die bei den Gesellschaften des einflußreichen Mannes nicht fehlen durften, die Offiziere, die man als Tänzer lud und weil Uniform immer putzt. Beamte kamen wenig und höchstens Vorgesetzte des Hofrates. Denn es fiel Herrn Stara zeitig auf und machte ihn nachdenklich, daß Herr v. Mallovan bei seinen Kollegen nicht so viel galt, als er eigentlich nach seinem raschen Vorrücken und bei der glänzenden Bahn hätte gelten müssen, die nach seinem Glücke und der Jugend seiner Jahre noch vor ihm zu liegen schien. Man suchte ihn nicht, noch außer Dienste seinen Verkehr.

Und dabei war er reich. Durch seine Frau. Man mußte nur einmal an einem solchen Abende sehen, wie es da von gediegenem Silber gleißte, wie kostbar jedes Stück war, das nur bei festlichen Anlässen in Gebrauch kam. Denn in der Regel versteckte sich all der Glanz.

Da waren schattende Vorhänge, ernste Teppiche. Alles war feierlich und in strengen Tönen gehalten. Selbst die Dienstmädchen, immer hübsch und sehr gesittet, mußten in ernster Tracht, ganz in Schwarz und eine schwarze Masche im Haare, erscheinen. Einen Diener nahm man nicht; erst bis der Herr des Hauses Sektionschef geworden sei, sollte einer kommen. Frau v. Mallovan litt einmal nichts Lautes, nichts Grelles. Uhren aller Arten, kostbare Sammlerstücke darunter, waren in der weitläufigen Zimmerflucht verteilt. Sie mußten stehen. Die Frau vertrug ihr Ticken nicht, und selbst das Schwingen der Pendel bereitete ihr schon ein schwindeliges Unbehagen. Sie überwand ihre Scheu vor allem Trubel und buntem Wesen nur aus dem Gefühl ihrer Doppelpflicht. Man hatt' es nach Stellung wie nach Mitteln, mußt' es also gelegentlich einmal auch herzeigen. Dann wurden allenthalben Kerzen angesteckt, die so viel milder und feierlicher leuchten als dies schmähliche und plebejische Gas; Blumen standen allenthalben, während sie sonst in ihrer Wohnung nur steife Blattpflanzen leiden mochte, und diese nur, weil ja etwas Grün ein freundlicheres Schimmern in ein Heim bringt. Es wurde an nichts gespart; sie freilich war nachher immer durch Wochen leidend.

Sie tanzte auch nicht, so vortrefflich sie es konnte; oder höchstens einmal eine Runde mit ihrem Manne, der bei solchen Anlässen ihr immer mit einer etwas altfränkischen Ritterlichkeit begegnete. Gerne küßte er ihr die sehr schmalen Finger, wenn er sie dann zu ihrem Platze zurückgeleitete. Sie war überall; jedes Dienstmädchen fühlte ihren Blick, der jede Ungeschicklichkeit

sofort gewahrte und rügte, musterte und revidierte unablässig, immer mit dem gleichen müden Lächeln. Ihr lag an allen diesen so wenig, die bei ihr gasteten. Wie kamen sie zu ihr? Aber man mußte wohl mithalten. Das sprach aus jeder Bewegung, und so gedieh es niemals zu einer rechten Lust bei ihr, und weil alle Uhren standen und man bei solchen Anlässen nach der seinigen doch höchstens verhohlen blicken darf, so atmete man auf, wenn die Musik wieder einsetzte und die Paare antraten.

Unermüdlich war vor allem der Hofrat, der alle seine Orden anlegte, wenn er empfing. Er hatte deren viele, denn man pflegte ihn gerne in Aufträgen zu verwenden, die rascher fördern, als der ernste und gleichmäßige Dienst des Amtes, bei denen man sich zeigen, seine gesellschaftlichen Gaben verwenden kann. Bei Verhandlungen also und bei repräsentativen Anlässen. Man sagte, dies geschehe, weil er für eine strenge Arbeit zu wenig wisse, und spottete heimlich über ihn als eine Art von Handlungsreisenden des Ministeriums.

Er sah gerne junge Gesichter um sich. Selber geschmeidig und von jugendlicher Frische — er betonte oft, wie das eigentlich ein Wunder sei nach seiner harten Studienzeit und ihren Entbehrungen — ein leidenschaftlicher Musiker und ein guter Erzähler, gefiel er sich sehr im Umgange mit Frauen, und wenn er tanzte und er kam am Klavier vorbei, so nickte er gerne Herrn Stara zu. Alsdann zuckten raschere Rhythmen, wildere Weisen auf, und es wehte eine schwülere Luft, eine gedämpfte Leidenschaftlichkeit klagte durch die ehrsame Lustbarkeit, und alles bewegte sich heftiger. Um die

Lippen der Frau zuckte es dann, und ihre schmalen Schultern bewegten sich heftig.

Die Hofrätin sah dies alles mit ihrer teilnahmslosen, abgespannten und dennoch lauernden Miene, die sie vielleicht darum niemals verließ, weil die Frau sehr kurzsichtig war und dennoch nur selten das Lorgnon an die Augen hob. Nur einmal hatte Herr Stara hier etwas bemerkt, das ihn sehr nachdenklich stimmte. Es war ziemlich spät geworden, und Herr v. Mallovan hatte sich den ganzen Abend über fast ausschließlich mit einer sehr jungen und hübschen Dame beschäftigt. Ein Weilchen waren die beiden in einer Fensternische gestanden, sehr munter, und oftmals kicherte die junge Frau hell und vertraulich, als die Frau von Mallovan auf sie beide zuging. Sie legte den Arm leicht auf seine Schulter, neigte sich, wie müde, zu ihm und hauchte ihrem Manne ein einziges Wort — Stara sah es bestimmt, ein einziges kurzes Wort — ins Ohr. Nichts in ihrem Gesicht regte sich dabei: sie lächelte wie immer, und jeder mußte glauben, es sei eines jener heimlichen Scherzworte gewesen, wie sie Eheleute gern tauschen. Herr v. Mallovan aber war, wenn auch nur ein Augenblickchen, zusammengezuckt dabei. Alsdann lächelte er galant; aber es ward ihm nicht leicht. Er hielt sich den Rest des Abends sehr reserviert und tanzte nur noch einmal mit seiner Tochter.

Zeitlicher als sonst ging man auseinander. Was hatte ihm die Frau zugeraunt? Es war nichts Belangloses gewesen. Herr Stara hatte gute Augen, und was er sah, das bestritt ihm niemand mehr. Wie hieß das Wort? Vielleicht barg es die Lösung; so grübelte

er unablässig, seitdem er damals heimgegangen war. Es gibt nämlich, darauf schwor er, solche zwingende Worte. Das ist wie in den Legenden, die er als Bube so gierig vernommen hatte. Da ist ein Fleck Erde, sieht aus ganz wie ein anderer. Und da ist ein Wort, klingt wie ein jedes. Aber just da und in der rechten Stunde geraunt, und es heben sich die Schätze, die da insgeheim geschlafen, und man darf langen nach ihnen und wühlen darin, bis man sich berauscht. Und wieder ein Wort, und es gehorchen einem ganz ungebärdige Geister. Und es gibt Schätze und Geister überall, die man heben oder sich dienstbar machen kann. Nur einer aber weiß das Wort der Lösung, und man muß sie ihm abhorchen. Klug und vorsichtig und zur Zeit. Frau v. Mallovan hatte die Bannformel. Und wer sie noch auszusprechen wußte, der war Meister über den Herrn dieses Hauses, über alle seine Schätze und wohl gar über Olga v. Mallovan. Wie aber erkunden? Dies war die große Aufgabe, die nachher allerdings jede Mühe lohnte. Denn dies Haus war das Haus seiner Wünsche und sein Ziel, seitdem er den Fuß zuerst hineingesetzt.

Seine gewohnten Künste verfingen hier nicht. Er konnte sich nicht nach seiner Gepflogenheit hinter die Dienstboten stecken. Eine Liebschaft, wie er sie anzuknüpfen verstand, hätte freilich ihr Lohnendes gehabt. Aber gefährlich war sie, sehr gefährlich. Denn kam etwas auf, so war er ganz verloren, oder zum mindesten war sein Nimbus dahin, den er sich so klug geschaffen. Er horchte, aber er erfuhr nicht mehr, als was alle Welt wußte: es hatte sich einmal in diesem Hause

ein Roman abgespielt, und das sehr reiche Mädchen hatte gegen den Willen seiner Eltern den armen Studenten geheiratet. Das erzählte doch der Hofrat selber gerne und, weil er die Jugend zu schützen liebte, als ein aufmunterndes Vorbild. Das half zu nichts. Das war zu einfach. Höchstens verstärkte es seine letzten und geheimsten Hoffnungen. Denn ein Wunder, das sich einmal begeben, das ist immer wieder möglich. Dies war vielleicht der einzige Satz, der ihm aus der frommen Gläubigkeit seiner Kinderjahre verblieben, an den er sich nun mit aller Macht und mit den stärksten Fasern seiner Seele klammerte . . .

Er war Olgas Klavierlehrer. Und er sah das Mädchen immer noch, wie es ihm zum erstenmale entgegengetreten war, auf den runden Wangen noch den süßen Flaum der ersten Jugend, das braune Haar schlicht gescheitelt, in den goldbraunen Augen jene Unbefangenheit, die nichts Arges ahnt, und eine Reinheit, darüber man immer sorglich gewacht. Klösterlich einfach die Tracht; eine Latzschürze umschloß immer den damals noch allzu schlanken Leib, der seither an Fülle gewonnen. Sie war schön. Freilich nicht so ganz nach seinem Geschmacke, der das Derbere gewohnt war und dreistes Zugreifen liebte. Aber sie war schön; ob ihre Art und ihr Benehmen ihn gleich beklemmten und lähmten, wenn er auch fühlte, er würde ihrer niemals so ganz begehren, sich ihr gegenüber niemals so ganz gehen lassen können, wie mancher anderen gegenüber — schön war sie. Er sah sie über sich. Was verschlug's? Steigen hier und sinken dort — so kam man eben in der rechten Mitte zusammen.

Dabei machte ihr der Lehrer in vielen Stücken Spaß. Da waren seine schrecklichen Kratzfüße; er erstarb in Demut und wagte es niemals, ihre Hand recht fest zu halten, die sie ihm frei und unbefangen bot und eben seiner Verlegenheit halber länger ließ, als unbedingt notwendig gewesen wäre. Er sah dabei immer zu Boden, und in ihm war ein Brand, von dem sie noch nichts ahnte. Wieder dann die Stunden selber. Die vordem ganz die Weltdame mit der unbewußten Sicherheit des reichen und gehüteten Mädchens gewesen war, die war nun das Kind dem Lehrer gegenüber. Wenn sie eine schwierige Stelle verfehlte, so sah sie mit einer Hilflosigkeit zu ihm auf, die bei ihr doppelt rührend wirkte. Dann rasteten die schlanken Finger; und er durfte sie richten nach seinem Ermessen, und es war ihm dann manchmal, als müßt' er ihr dabei wehtun und als könnt' er erst, wenn sie unter seinem stählernen Griffe aufgeschrieen, sie mit gleichen Augen betrachten wie die anderen. . . .

Im Nebenzimmer aber saß die Frau Hofrätin. Anscheinend ganz abseits, ganz in ihr Buch versunken und dennoch so, daß sie jede Bewegung der Spielenden durch die offene Tür belauern konnte. Sie war keine Freundin der Romantik, die ihr übel bekommen war, mehr, und sie verließ sich auf niemanden, wenn nicht auf sich. Und sie mochte die Musik nicht einmal, die nun einmal leider zur standesgemäßen Erziehung gehörte, und sie litt kein lautes Wort. So wurde denn jede Unterweisung in Flüsterlauten gegeben, jede Frage nur geraunt. Das Belanglose selbst gewann so Bedeutung, und ein goldenes Netz der Heimlichkeit schlang sich

schmeichlerisch um die beiden. Oder der Hofrat kam herüber. Er horchte ein Weilchen, nickte befriedigt oder rügte und strich seiner Tochter über die Wangen. Denn er liebte es, seine Zärtlichkeit zu zeigen, wenn seine Frau sie in sich verschloß. Bei solchem Tun erwachten in Herrn Stara recht unfromme Wünsche.

In den Pausen aber oder wenn sie ein Stück durchspielte, das sie schon völlig inne hatte, erzählte er von seinem Leben. Anfangs unerbeten. Sie ließ es sich eben nur gefallen, aus Gutmütigkeit und weil er so offenbar das Bedürfnis nach Mitteilung und keinen Hörer hatte. Allgemach fesselte sie der Einblick in ein fremdes Leben, und der Mann wurde ihr immer wichtiger dadurch. Von seinen Eltern sprach er, ganz angesehenen Leuten, und den Vater hatten sie einmal wegen seiner Rechtschaffenheit beinahe zum Starosta gewählt. Nur, daß sie so arm seien! Holzhauen mußte er um den Tagelohn, und in der schlechten Zeit ins Glasmachen gehen, und die Mutter spann und arbeitete auf dem Feld, und so viel Kinder! So arm! Daß sogar er von seinem Verdienste nach Hause sende, was er könne. Und wie er auf schlechten Pfaden gewesen sei. „Ich bitte Sie, Fräulein, gnädiges Fräulein — — wo es doch so viel Versuchungen gibt und wo niemand sich umschaut um einen jungen Menschen und was er treibt! Erst beinahe wie ein Mädchen — keinen Schritt allein. Und dann, tu was du willst!" Das aber sei vorbei, seitdem er dies Haus betreten habe. „Wo man endlich das Gute vor Augen hat und wie es eigentlich sein soll" — und er sah sie schwärmerisch an. Und wo er, Gottlob, keine Not mehr habe: „Denn

glauben Sie mir, mein gnädiges Fräulein, es saufen viele, nur weil sie nichts zu essen haben.“ Dann meinte sie: Papa war auch ein armer Student, aber er erzählt derlei nie. „Ja,“ seufzte Herr Stara, „aber man hat sich über ihn erbarmt. Und seiner Tochter wird man doch solches nicht erzählen.“ Sie nickte und reichte ihm die Hand, die er küßte. Es war ihr, als sei er ihr Ritter, und sie entsende ihn zum Kampfe gegen den modernen Drachen Elend und Not. Und unklare, kinderhafte, phantastische Wünsche zogen ihr aus dem jungen Herzen in den hellen Kopf.

Er nahm seine Studien wieder auf. Das schmeichelte dem Hofrat, der sich gerne als Retter eines fast verlorenen Menschen fühlte. Das erste Zeugnis, das er sich gewann, brachte er Olga. Durch sie hatte er sich aufgerafft.

Man lud ihn den Tag zum Mittagessen. Das war so beängstigend schön! Da glitzerte es von Silber, und allerhand Gläser, immer eines anders als der Nachbar, standen auf der blanken Tafel. Er nahm sich sehr in acht, aß immer erst, wenn er sich über den Gebrauch eines Gerätes durch Umschau unterrichtet hatte. Und wie geräuschlos es nur herging dabei! Manchmal neigte sich ihm die Hofrätin mit einer leisen Bemerkung oder einer hausmütterlichen Mahnung zu, oder über Olgas Gesichtchen flog jenes eigene Leuchten, so sonnig und still, das er nur an ihr gewahrt. Und durch die natürliche Beklommenheit hindurch erwachte ihm eine Freude. Denn er dachte seiner Kollegen, die sich eben wohl um den runden Tisch der Volksküche versammelten. Ein dumpfer Keller, erfüllt von dem

Qualm der Speisen, die eben erst an gewaltigen Herden gargemacht wurden; ein rastloses Klappern von Schüsseln und Bestecken; ein Eilen, nur um das Bedürfnis zu stillen. Hier ein bedachtes Genießen. Und erst die eine, feine Zigarre nach Tisch! Es war wie im Himmelreich, das sicherlich auch niemand mehr missen will, der es einmal betreten durfte.

Er schon gar nicht. O nein! Und so setzte er denn alles daran, um zu gefallen. Er war ein guter Beobachter und besaß die kleine Schlauheit des ewig Untergebenen. Denn Eigenschaften, die man an ihm zu sehen wünschte, schminkte er sich geschickt an. Ein anderer war er bei Olga, ein anderer beim Hofrate oder gar bei seiner Frau, die sich ihn freilich in keiner Weise näher kommen ließ. Diese Wandelbarkeit fiel ihm gar nicht schwer; denn sein Charakter glich jenen Teppichen, die einmal Mode gewesen, die man aus farbigen Fleckchen, aufgelesen wo immer, künstlich zusammengenäht. Sie sehen aus einiger Entfernung ganz hübsch aus, nur näher besehen muß man sie nicht. Und er ging mit einer unsäglichen Vorsicht — ihm selber nahm sie manchmal den Atem — seines Weges. O, nur sachte! Nur keinen Schritt, keinen dreisten Griff vor dem unentrinnlich Klammernden, damit nicht der Stamm des Baumes ins Schwanken komme, in dessen Krone der Wundervogel des Glückes, seines Glückes sich wiegte und einer beständigen Sonne entgegensang!

Er wollte unentbehrlich werden. Und er ward's. Als man ihm zum erstenmale seine Mitwirkung an den Gesellschaftsabenden bezahlen wollte, da stieg's ihm heiß in die Augen. Denn das war viel, viel Geld für

seine Begriffe. Stotternd begann er eine Danksagung. Und im Reden überkam's ihn plötzlich wie eine Erleuchtung, die ihn ganz fromm machte: daß ihm sein guter Gott sie offenbart — er durfte dieses Geld nicht nehmen. Und er blieb beharrlich dabei. Er müsse sich doch dankbar zeigen, wo er vom Herrn Hofrat so viel Gutes genieße. Und man sollte ihm doch die Freude lassen, jetzt, wo er doch sein Auskommen habe und sich nicht mehr als das verlange. Und eine Kränkung für ihn sei es, daß man ihn bezahlen wolle, wo er eine Auszeichnung empfangen. Denn wie komme er sonst in solche Kreise? Das machte einen guten Eindruck; aber es war nur als Manöver angewendet, was Beyerl in einem ähnlichen Falle einem Gönner gegenüber aus einer Wallung seiner warmen Natur getan. Er besorgte Aufträge, ging in seiner freien Zeit Botengänge: bewies sich zuverlässig, verschwiegen und im höchsten Grade uneigennützig dabei. Mit seiner wunderschönen Schrift, einer wahren Mönchsschrift, schrieb er mit unermüdlicher Geduld Tischkarten, die das Entzücken der Frau Hofrätin und ein feiner Schmuck dieser Tafel waren, die, immer etwas altväterisch beschickt, dadurch an Einheitlichkeit und Eindruck gewann.

War er aber fertig, oder vielmehr fühlte er seine Hand so recht im Zuge, so nahm er noch ein Blättchen vor, und mit seinen schönsten Schnörkeln, seinen sinnreichsten Zieraten schrieb er den eigenen Namen: Herr Karl Stara. Wie sich das nur ausnahm! Nicht als wär' er an sich so darum gestanden; er wußte sich schon andere, bessere, zwanglosere Unterhaltungen. Aber, wenn er erst nur so weit hielte! Ganz so hatte doch

ein Student aus seiner nächsten Nähe begonnen. Und war heute Exzellenzherr, und man buckelte noch tiefer vor ihm, als er sich vordem gebückt. Aber eine steigende Ungeduld war in ihm. Er zwang sie nur durch Rückschau auf das Erreichte. Er hatte doch seinen festen Fuß in einem einflußreichen Hause, im Amte, wo ihn der Hofrat bald, wenngleich in bescheidener Stellung, untergebracht, und vielleicht auch schon anderwärts, dort, wo eigentlich die letzte Entscheidung lag. Er hatte es besser als alle, die anscheinend unter günstigeren Verhältnissen ins Leben getreten, hatte sein Auskommen und die Möglichkeit, nach seinen Wünschen zu genießen. Freilich — es war da noch ein Hindernis aus seiner Vergangenheit. Auch das mußte sich überwinden lassen.

Seinen Kameraden gegenüber schwieg er. Sie mochten ihn doch eigentlich keiner. Förstern war sein schleichendes Strebertum, sein Schielen und Schillern, das er ahnend erkannte, in die Seele hinein leidig; Beyerl litt ihn eben nur; Siebenschein aber durchschaute ihn ganz. Denn ihn empörte die leise und gelassene Roheit, mit der Stara das wehrlose Geschöpf, die kleine Resi, quälte und immer neuen Mißhandlungen seitens der Mutter auszusetzen verstand. Wie oftmals lag sie schluchzend auf Peter Wondras Bett, wenn Herr Stara ganz grundlos, ohne jeden Anlaß nach ihr gerufen hatte, nur weil er sie nicht zu Hause wußte und so Gelegenheit zu seinem anklagenden „Natürlich, der Bub ist wichtiger wie der Zimmerherr. Man wird doch ausziehen müssen“ bekam, das die Mutter ihr dann so entgelten ließ. Zu tun vermocht' Sieben-

schein nichts dagegen. Und er, als Nachbar und als Mitpfleger des kleinen Wondra, wußte genug für eine immer steigende Erbitterung gegen Stara davon. Es war ein niedriger Geselle, das stand ihnen sämtlich fest. Ihm aber verschlug das nichts. Er war nicht wehleidig. Und dann: „Sie sind, gar der Jud' ist mir neidig!" dachte er. „Sie sollen schon noch mehr Grund dazu kriegen."

Nur dreierlei brauchte er dazu: Geduld und Besonnenheint — die wußt' er in sich, war Herr genug seiner Regungen, um keine Unbesonnenheit zu wagen — und noch eins, das Wort! Das Wort, das die Hofrätin ihrem Manne zugehaucht, das Wort, das Gewalt über ihn hatte wie eine schreckliche Zauberformel. Es gewann für ihn je länger eine desto mystischere Bedeutung. Er zergrübelte sich darüber. Er mußt' es erfahren, denn Olga v. Mallovan, ihre ganze köstliche Jugend, ihr Eigentum, das volle Ende allen Elends, die Möglichkeit jener Vergeltung mancher Erniedrigung, nach der seine Seele desto mehr schrie, je minder er im Leben empfindlich dafür schien, hing ihm daran. Ein nüchterner Patron war in diesem Punkte einer tollen Phantastik verfallen. Und wenn Menschenwille wirklich alles vermöchte, so hätte Herr Karl Stara sein Ziel erreicht. Denn er wollte mit aller Macht und aller Zähigkeit eines Mannes . . .

Siebentes Kapitel.

Herr v. Mallovan war verstimmt, sehr verstimmt war er. Es hatte zu Hause wieder Verdrießlichkeiten

gegeben und ernstere als alle Tage. Und seine Frau war von der Art, daß sie lange nachtrug, und daß dann eine Temperatur durch sein Heim wehte, einfach unerträglich, so eine Art Sibirien, in das er nun leider verschickt ward, in der Josefstadt. Und sibirische Winter sind sehr dauerhaft. „Alle sind sie gegen mich in Verschwörung, alle," mußte er dann denken. „Ausgestoßen bin ich, und ein Auswurf bin ich vor allen, und sie fressen mein Brot."

Es war im Sommer. Schon seit Ostern hatte seine Familie die Dornbacher Villa bezogen. Denn seine Frau war von jenem Schlage und aus jenen Ueberlieferungen heraus, nach denen ein eigener Ansitz in der unmittelbaren Nähe von Wien Schlußstein und Bewährung eines rechten und wohlgegründeten Reichtums ist. Auch braucht man sich so nicht zu trennen in der heißen Zeit. „Nicht einen Augenblick will sie mich aus den Augen lassen, damit man nicht aufatmen kann. Und immer spioniert sie hinter mir, wie ein Spitzel, wie ein rechter Spitzel ist sie zu mir," grollte er in sich. „Und sie hetzt gegen mich, sogar mein eigen Kind hetzt sie gegen mich." Er wußte bei sich selber, daß kein Wort an allen diesen Gedanken wahr sei, und fraß sie dennoch mit einer ingrimmigen Freude in sich hinein.

Zu solchen Tagen war mit ihm ein sehr schlechtes Arbeiten. Nichts war ihm flink genug, und kein Auftrag war gemacht, wie er hätte ausgeführt sein sollen. Er jagte die Leute förmlich. Es war ihm ein Bedürfnis, allen seine Macht zu zeigen. Er war doch irgendwo in der Welt wer, wenn er schon dort als der Garniemand galt, wo man ihn zumeist hätte schätzen müs-

sen. Und zwischendurch grübelte er. Wie war es nur möglich, daß eine Ehe, die so romantisch begonnen wie die seine, so schmählich endigen konnte?

Ja eben, das war doch das Unglück! Denn die Frau soll den Mann nicht immer unter sich sehen. Sie aber sah ihn noch und für immer so. Aus Mitleid hatte sie ihn geheiratet. Das taugte nichts. Gar nichts taugte das. Er wußte das nun bestimmt. Zu spät, wie alles Wichtigste, natürlich. Und seine Olga — nein, die hätte so etwas schon gar nicht ertragen. Er beschäftigte sich oft mit dem Gedanken an ihre Vermählung. Die brauchte einen tüchtigen Mann. Einen, vor dem sie Respekt haben mußte. Das war sicher und eine ausgemachte Sache.

„Herr Stara!"

Herr Stara erhob sich und sah mit ehrfürchtiger Verklärung zu seinem hohen Gönner auf. „Wie der Kerl nur dasteht! Es ist rein ein Wunder, daß er nicht einschnappt!" wisperte einer dem Nachbarn ins Ohr. „Malen sollt' man ihn so lassen."

„Herr Stara, erwarten Sie mich heute nach dem Amt." Herr Stara verneigte sich, noch etwas beglückter, aber schon mit einem gewissen Selbstgefühl kehrte er zu seiner Arbeit zurück. Der Hofrat aber ging sehr unzufrieden mit sich in sein Zimmer zurück. Was war ihm wieder nur eingefallen? Ueberhaupt war dieser Stara nicht ein ganz ekelhafter Kerl? Mochte ihn denn einer? War ihm denn seine Frau grün? Und just er mußte an dem Burschen einen Narren fressen und sich mit dem Burschen schleppen! Aber das war seine verdammte Gutmütigkeit. Und dann, er hätte

den Tag durchaus nicht allein sein können. „Muß es schon einer sein, so ist es doch gleichgültig, wer es ist," entschied er endlich. „Und er sprich gut tschechisch und hört wenigstens zu."

Sie gingen zusammen in den Prater. Den haßte Frau v. Mallovan. Den betrat sie sicherlich nicht in Jahren, und also bevorzugte ihn ihr Gatte für seine Erholung. Herr Stara aber erkannte seinen Schirmherrn kaum. Sonst war das doch ein munterer, unternehmender Herr. So leutselig, daß man es recht gut begriff, wenn ihm in seinem steifen und feierlichen Hause nicht recht wohl ward. Sonst zog er mit dem Amtsrocke gerne die Amtswürdigkeit aus. Diesmal war er grämelnd und verdrossen. Herr Stara aber schwieg, denn man konnte nie wissen, wie man mit dem Reden ankam und sich so übers Maul fahren lassen, oder sich's verbrennen, o nein, so dumm war ein Böhm' nun einmal nicht.

Endlich begann der Hofrat. Wie jeder Mensch, den das Schicksal in vieler Hinsicht verwöhnt hat, um ihn in einem andern Sinne desto härter zu treffen, so hatte auch er das Bedürfnis, sich auszusprechen, zu rechtfertigen, gewissermaßen vor sich selbst in einem andern. Es verdroß ihn schon, daß man immer nur von seinem Glück sprach. Die da meinten, es gebe mit dem Glück allein, das waren Dummköpfe oder Menschen mit einem Linksverstande. Das sind so Leute, die niemals das erraten, was man von ihnen wünscht. Die bleiben picken, wo sie sind. Er aber war gestiegen und wollte weiter steigen. Er hob sich dabei in den Hüften, rieb sich die Hände, und Herrn Stara fiel das böse

Wort ein, das im Bureau umlief: „Wie eine hohle Kugel im Wasser." Aber er machte sein andächtigstes und ergebenstes Gesicht.

Und dann waren seine Pläne mit Olga. Kam er zu Hause darauf, so sah ihn seine Frau nur mit ihrer überlegenen Gelassenheit an: „Du!" meinte sie spöttisch. Und er hatte doch mit dem Mädel Gutes im Sinn. Was? Das wußt' er so bestimmt nicht zu sagen. Aber Großes, daß die Welt staunen und starren müßte. „Ja, der Mallovan! Der kann nun einmal mehr als Erdäpfel essen." Herr Stara hatte zu diesem Kapitel seine eigenen Gedanken. Weil er aber nicht wußte, ob man sie schon zu würdigen wissen werde, so behielt er sie bis auf weiteres für sich.

„Ueberhaupt," meinte der Hofrat, „sei es ein rechtes Kreuz, wenn man im eigenen Hause nicht ganz verstanden würde."

Da war schon die Umgangssprache. Er beherrschte das Deutsche vollkommen. Gewiß. Aber es war ihm doch eine Amtstracht. Etwas Steifes, etwas Fremdes. Man konnte sich nicht so recht recken darin, sich nicht gehen lassen, ausplauschen. In seinen vier Pfählen aber wollte man doch manchmal den schwarzen Frack, den man nun einmal vor der Welt tragen mußte, oder die Uniform von sich tun und in den Schlafrock schlüpfen oder gar in Hemdsärmeln sein. Seine Frau aber verstand dieses Bedürfnis nicht. Sie war nun einmal die steife Deutsche.

Oder, er war nun einmal ein Bauerssohn. Und der spricht, wie er's zu Hause gewöhnt war, auch einmal mit einem Dienstboten. Oder ist der kein Mensch?

Bei ihr nicht; wie sie ihn nur immer angeguckt hat, bis er sich's abgewöhnte! Und man hat auch sonst noch seine Instinkte, die nun einmal in einem stecken. Und sie melden sich immer wieder, so viel man auch gelernt hat. Ist der Bauer lustig, so lacht er; ist er traurig, so weint er; ärgert er sich, so flucht er. Verträgt sie alles nicht. Und passiert ihm etwas Gutes, so nimmt er sein Weib um die Hüfte und tanzt eine Polka mit ihr. Ist gemein bei ihr. Schickt sich nicht. Wenn's aber einem guttut? Und immer nur tun, was sich schickt — das ist doch eine Langweilerei. Der Teufel soll's holen!

So bummelten sie, aßen gemeinsam zu Nacht. Alsdann öffnete Herr v. Mallovan gerne sein Herz. Stara horchte, immer erwägend und grübelnd und lauernd, ob nicht das Wort aufspränge, dem er nachspürte. Der Hofrat aber, dem Gönnertum wie Gönnerschaft ein Bedürfnis waren, nahm ihn für völlig harmlos. Vor ihnen, klar schimmernd und frostig durchsichtig wie edler Topas, stand das Pilsner, und er trank bedächtig, mit großen Pausen und sorgsam bestrebt, nicht etwa ein Flöckchen des Schaumes an seinem Barte haften zu lassen. Er beherrschte das Wort; nur brach er gelegentlich unvermittelt im Satze ab, schlug mit den Fingern einen Wirbel auf dem Tischtuch und hüstelte verlegen. Dann tat er, als sei ihm der Ausdruck, dessen er eben bedurft, in der immerhin entwöhnten Muttersprache nicht gleich eingefallen. „Ich bitte Sie, man ist ja wie ein Stummer!" So erzählte er von seiner Jugend. Immer aber nur bis zu einer Periode seiner Studien. „Aha, da steckt's halt," dachte sich Stara; hier bog er im Hasensprung ab, machte sich etwas zu schaffen,

stäubte vorsichtig mit dem einen langen Fingernagel die Asche von seiner Zigarre oder er zerkrümelte ein Stück Weißbrot, türmte vor sich ein zierliches Häufchen, mit dem er alsdann spielte. Oder er begann, schnippend mit den Fingern, irgend eine Weise zu pfeifen, wie sie eben von einer nahen Musikkapelle herüber der Praterwind zu ihm trug.

Er machte kein Hehl daraus, daß er in seiner Ehe nicht glücklich sei. Unbefriedigt und nicht glücklich in seinen vier Pfählen, nicht gewürdigt in seinen Bedürfnissen. „Ich hab' ein böhmisches Herz." Was er darunter begriff, sagte er nicht, oder man mußte sich's zusamenreimen. Aber seine Tochter hatte es nun einmal nicht geerbt. Seine Frau aber? „Ich bitte Sie, probieren Sie einmal gefälligst und belieben Sie zu versuchen, einmal mit ihr lustig zu sein. Die Augen! Nicht einmal im Schlimmen meine ich's, nein, belieben Sie nur ihr einen Spaß zu erzählen, einen kleinen Spaß. Wie ihn sonst auch Damen, wirkliche Damen gerne hören und ganz hübsch kichern dazu oder einen flinken, hübschen Schlag mit Fächer oder Taschentuch tun nach Ihnen. Sie schütteln den Kopf? Sie trauten sich's nicht? Nun also, Herr Stara, da sehen Sie selbst!"

Und dennoch zog ihn das Weib an. Unwiderstehlich. Nur nicht seines. Seine eigene Jugend kam ihm vor Herrn Stara zu Sinn, war er erst vertraulich geworden. Er fühlte sich als Wegweiser und somit zu aller Ehrlichkeit verbunden. Soweit sie sich mit Rang und Alter vertrug, natürlich! Er unterhielt Verhältnisse. Gewiß und mancherlei. „Schlimm genug, daß

man sich so zusammenklauben mußte, was man eigentlich an einer einzigen haben sollte. Denn das Rechte ist ja doch nur die Ehe. Bitte, sich das zu merken. Nämlich im Ideal"; ein Wort, das er sehr liebte, als erziehend. Das wußte Frau Helene. Es kostete Geld und vermehrte somit ihr Uebergewicht über ihn. Sie nutzte das aus; „ein Erbarmen kennt sie nicht in sich." Und er hüstelte verlegen hinten nach. In der Regel schwieg sie dazu. Einmal aber hatte es etwas Furchtbares gegeben. Sie wollte sich scheiden lassen. „Und warum? Wegen nichts, was nicht in jedem Haus vorkommen könnt', wie meines." Er hatte das hintertrieben. Er konnte keinen Skandal brauchen. Aber völlig unterworfen hatte sie ihn sich damals. Sie hielt keine Erzieherin mehr. Und seither: „Ja, was wollen Sie machen? Sie will schon gar nichts mehr wissen von mir. Dann hätte ich doch gleich ins Kloster gehen können, wenn ich so leben wollte. Das ist eine sichere Sache, oder nicht?"

Er hatte immer Glück bei Weibern gehabt. Immer und so viel, daß er nicht einmal ruhmredig dessen gedachte, sondern wie einer Sache, die sich ganz von selber versteht. Das begriff sich auch nach seiner Erscheinung und nach seinen Umgangsformen ganz gut. Dafür aber, wovon Frauengunst bedingt wird, hatte er seinen Lehrsatz. Das ist nämlich nicht so leicht und nicht so einfach. Er stockte immer zu Beginn in seinen Ausführungen und sah sich um, ob auch kein Bekannter in der Nähe sei oder sonst wer horche.

„Garnicht, mein lieber Herr Stara. Und darum wundert man sich bei einem, welchem sie nachlaufen,

wie ist das nur möglich? Und wieder bei einem anderen, welcher ihnen nachläuft, versteht man's wieder nicht: So ein hübscher Mann hat Geld, ist nobel, und er kann so gar keine einholen, die er möcht'! Hat so gar kein Glück. Und alles Glück kommt durchs Weib, nicht vom Weib. Nämlich: man muß nur so das Gefühl in sich haben. Einmal wird jede, Frau oder Mädchen, aus sich heraus schwach. Und wer gerade da ist und hat das Gefühl in sich und spürt's: jetzt ist der richtige Augenblick, der hat's gewonnen, und nachher hängt sie ihm schon von sich selber an. Manchmal mehr, als ihm lieb ist. Und ob's, was man so sagt, der Rechte ist oder nicht; wenn er sich nur nicht besinnt und nur nicht zweifelt. Nicht zu früh und nicht zu spät. Denn die, bei der's lange dauert, daß man sich's überlegen kann, dieser Augenblick oder Zustand nämlich, die — da ist's nicht der Mühe wert, daß man davon redet als von einem Glück. Und überhaupt," er wies mit seiner sehr schönen Hand, mit der er überhaupt gerne demonstrierte, nach dem Windleuchter auf dem Tische, „sehen Sie, wie das ist. Da sind zwei spitzige Flammen. So wie man die Irrwische malt, so spiegelt sich die Kerze in der Glaskugel. Und die Flammen tanzen und sie züngeln auseinander und sie neigen sich und umschlingen sich und sie sind sehr hell, und man glaubt ihnen ihre Hitze. Und das ist der Eindruck, welchen die Frau macht auf den Mann, welcher nach ihr geht. Und es ist, wie Sie weiter sehen, zwischen diesen beiden Irrwischen etwas Dunkles, wodurch sie zusammenhängen und getrennt sind, und welches um so dunkler ist, weil da herum so viel Licht steht. So glaubt der Mann

in jedem Weib ein Geheimnis, seelisch genommen, ein Dunkles, und er möchte, daß sich ihm und nur ihm dieses Geheimnis offenbaren soll. Und darum lockt sie ihn immer wieder. Mindestens mich.“ Er seufzte und zündete sich eine neue Zigarre an.

Er hatte sich warm gesprochen. Nun verstummt' er. Ganz, als sei ein Uhrwerk zum Stehen gekommen. Er sah nach der Uhr, zahlte und ging. Denn es war an der Zeit, wenn er nicht den letzten Pferdebahnwagen versäumen wollte. Stara trug ihm beflissen und unterwürfig den Ueberzieher bis zum Praterstern. Der Wagen rollte heran, und die freundliche, blaue Laterne schien klar durch die helle Sommernacht. Um die beiden, während sie das Stückchen Weges durch den Prater gingen, war ein Jauchzen ferner Musik. So unharmonisch sie aus dieser oder jener Kneipe tönen mochte: das Näseln der Ziehharmonikas, das Schnarren der Drehorgeln, das Brausen, Dröhnen, Klirren einer Infanteriemusik — die Gesamtheit gab dennoch einen tollen, kräftigen, jubelnden Einklang. In den Baumkronen rauschte es, sacht, von einer zur andern überlaufend. „Wie von seidenen Schleppen,“ mußte Stara denken, dem das Knistern eines Kleides noch Herzklopfen bereiten konnte, der Reiz des Weibes noch ganz und ursprünglich und ohne Reflexion lebendig war. Er empfahl sich, ,und der Hofrat fuhr dahin durch die stille Juninacht, in der er dem so viel jüngeren Genossen sich offenbart. Durch die breite und gedehnte Praterstraße ging's über eine klingende und unter der Wucht des Wagens leise schwankende Brücke, den Strom entlang, aus dessen sehr dunkler Flut die Lichter

von beiden Ufern herauf grüßten, gereiht wie flammende, versunkene Säulen. Die Stadt war schon sehr still; nur das eintönige Klappern der Hufe klang einschläfernd, und Funken stoben vom harten Pflaster, wenn ein Roß sich im Anziehen dagegen stemmte. Die sehr lange Alserstraße durch. Die Mitfahrenden verloren sich allmählich. Dem Hofrat gegenüber saß ein junges, frisches Mädchen, sauber und mit leiser Gefallsucht bei aller Einfachheit hergerichtet, ganz still und sittsam. Und wie der Wagen mit leisem Klirren der Fenster und sachte schwingend, denn auch der Kutscher sputete sich heimwärts, an einem Hotel vorüberrollte, aus dessen Garten noch Lichter glommen, so erstand in dem hübschen, fröhlichen Gesichtchen ein halbverschämtes Lächeln, heimlich, wie es nur einer Erinnerung gilt, die man sich gerne selber verschweigen möchte, ohne sie doch unterdrücken zu können. Herr v. Mallovan merkte es. Er hatte für derlei ein Auge und war bald in sehr angeregter Unterhaltung mit seinem Gegenüber, von dem er sich endlich mit einem Händedrucke und einem geflüsterten „Also, auf Wiedersehen!“ an der Ecke einer jener Straße verabschiedete, die schon in braune Ackergründe verlaufen. Hier lohnt der Bodenbau nicht mehr, der Verkauf noch nicht so, wie er's an der Grenzmark der Großstadt in Bälde tun wird. Er blieb nach dieser kurzen und verheißenden Zerstreuung allein und recht vergnügt mit seinen Gedanken. Ihm zur Linken stieg der Schlot einer aufgegebenen Fabrik schwarz in die Nacht; ihm zur Rechten schimmerte eine weiße und gedehnte Mauer. Dann ein Baumgang, dessen plötzliche Schatten dunkel in seine Seele fielen und be-

klemmten nach dem freien Rundblick, den man kaum gehabt. Die Pferde schnoben heftig. Der Wagen hielt.

Durch hügelige, lose Gassen stieg er aufwärts. Jede Spur von Gutlaunigkeit war verflogen, er sah in der Dunkelheit recht gedrückt und verfallen aus. Er zersann sich und verwünschte seine Geschwätzigkeit. Jedes Wort des ganzen Abends rief er sich ins Gedächtnis zurück. Mit einemmale, wie er so einsam und zögernd, wie immer, wenn er nach Hause ging, dahin schritt, kam ihm Herr Stara gar nicht mehr so harmlos, sein Vertrauen sehr übel angebracht vor. Der Bursch hatte was Lauerndes. „Wart' nur, Söhnchen, ich werde dir's schon zeigen," dachte Herr von Mallovan, der ebenso launig wie wohlwollend war. Aber nein, er hatte sicherlich kein Wort gesprochen, das den auf die richtige Fährte bringen konnte.

Er spie vor sich aus. „Es ist gut, daß man sich nicht selber ins Gesicht spucken kann," lachte er.

Aber was war das für ein Leben! Lohnte das den Reichtum, der ihn umgab, die schöne und schnelle Laufbahn, die er gemacht? Wenn man sich immer fürchten mußte: vor sich selber und vor seiner Frau; vielleicht war die noch wach und hatte eines jener Worte für ihn bereit, die trafen wie Ohrfeigen, immer ins Gesicht, mitten ins Gesicht!

Er blieb stehen und hielt sich die Ohren zu. Aeffte ihn da nicht jemand? Du Schuft? Dann hob er den Stock drohend, als stünde sie vor ihm und sähe ihn an mit den höhnischen Augen und dem fatalen Lächeln um den Mund, und er fände endlich den Mut und die Kraft

zu dem einen Hieb, der, geführt mit dem Groll von Jahrzehnten, sie träfe! Der brächt' ein Ende. Aber, er war zu feig; dazu zu feig, zum Selbstmord zu feig, zu allem zu feig.

Hätte sie ihn doch damals lieber seinem Schicksale überlassen! Welcher Teufel trieb sie, sich in in ihn, gerade in ihn zu verlieben, der so garnicht zu ihr paßte? Und wenn sie, fortgerissen von Mitleid, als der arme Student vor Hunger in ihrem Hause ohnmächtig wurde, sich seiner annehmen wollte, warum mußte denn gleich geheiratet sein? Freilich, er hatte ihr gefallen. Und sie war unschön und zurückgesetzt neben glänzenderen Geschwistern. Und sie hatte nun einen Mann, und gar einen, der ihr dankbar sein mußte für alles. Aber, was war das schon für eine Brautzeit gewesen! Dies beständige Erläutern, wie man ihm das Mädchen, gerührt von seiner Not, gegeben hätte. Und weil er doch wohl eine Zukunft habe. Gegeben? An den Hals hatte sie sich ihm geworfen in der schamlosesten Weise. Und nun erdrosselte sie ihn so in ihrer Umklammerung. Die elende, die herzlose, die schlechte Person die! Wie er damals nur nicht begriffen hatte, was für eine Demütigung das für ihn war! Ein Rätsel, wie man so blöd sein kann!

Aber, er war auch ein Jämmerling. Hatte er sich's nicht schon tausendmal verschworen; hatte seine Frau nicht recht, wenn sie ihn einen Lumpen hieß, der ihr so oft ein Ehrenwort gegeben und es immer wieder gebrochen? Und doch hatte er heute wieder angebandelt? Aber die konnte lange warten, die von heute. Hübsch war sie freilich. Ja richtig, wohin hatte er sich sie nur

bestellt? Diese Weibergeschichten! Und er konnte sie nun einmal nicht entbehren, nicht leben ohne die Aufregung, die er von ihnen empfing. Und die Seinige konnte nun durchaus nicht verzeihen. Freilich, die Geschichte mit der Fanny war sehr schlimm gewesen. Denn Olga war damals nicht mehr so ganz Kind, und man hatte ängstlich Verstecken spielen müssen. Der Racker, der!

Was sie nur für verliebte Augen gemacht, vom Tage, wo sie ins Haus gekommen war, bis sie ihn hatte! Und um ihn gestrichen war sie, recht wie die falsche Katze, die sie war. Und ihr Getue um Olga: Siehst du, an deinem Kinde zeig' ich dir's, wie lieb ich dich hab', und ich kann dir's nicht zeigen! Und es war eine sehr hübsche Heimlichkeit geworden, und er hatte ihr gegeben, was sie nur mochte, und sie mochte eben nicht wenig, die durchtriebene Person, die so ehrbar tat. Warum denn nicht? Freilich, alsdann dies böse Ende!

Wer konnte sich aber auch immer solcher Niederträchtigkeit versehen, daß sie hinlief und der Frau alles erzählte? Und nicht in den Erdboden sank, die Schamlose!

Und was das nur gekostet hatte, und was diese Sachen noch immer kosteten! Ein Vermögen für sich hätte er so sammeln können. Und dennoch, was war sie reizend gewesen, eh' sie so ausgeartet war. Und wie süß diese Heimlichkeit in Winken vor aller Augen und Worten vor aller Ohren, die niemand begriff, nur sie zwei! Er seufzte melancholisch in der Erinnerung; melancholisch und wieder begehrlich. Aber seither hatte ihn seine Frau in der Hand. Und die ließ nicht mehr aus, was ihr einmal im Griffe war. Und er war ja auch noch einmal im Hause selber rückfällig geworden.

Freilich schon mit einer Angst, die ihn sich selber verraten ließ, schon in allen Anfängen, bis sie die Diener förmlich gegen ihn organisiert hatte. Das müßte nicht sein. Und hatte er nicht seinen Teil des Paktes ehrlich gehalten? War er nicht wer? Hatte sie nicht den Adel, nach dem es sie so verlangt als echte Wienerin? Das aber galt nichts. Immer wieder wurde die Peitsche über ihn geschwungen, die ihn zermürbte und brach. Immer wieder ward in der häßlichen Vergangenheit gerührt. Gelt, die Fanny, die dich um deiner selbst willen geliebt? Und die gute Sabin'? Er wendete mit einer jähen Bewegung den Kopf zur Seite, als stünde sie neben ihm und zischte ihr „Pack dich zusammen, du . . ." ins Ohr. Die Otter, die! War sie nicht mehr, als sie erwarten konnte, geworden für ihr Geld? Er aber? Was hatte er von seinem Reichtum? Seinen Ehren? Er stieß die flache Hand von sich, als würfe er damit alles von sich, was ihm vom Leben zuteil geworden war. Und konnt' er etwas dafür, daß er nun einmal so war? Daß ihm sein Weib garnicht mehr gefiel? Und wär' sie nur anders zu ihm gewesen! Nicht so schrecklich streng und zurückhaltend, daß man immer eigentlich Furcht haben mußte vor ihr. Er wäre anders geworden. Gewiß, und ganz anders. Aber sie kannte kein Erbarmen in sich . . .

Also mußte der Hofrat denken, wie er so langsam hügelige Wege aufwärts schritt. Und dazu war jene Stille um ihn, wie sie traurige Erwägungen vorlockt, einhüllt in ihren weichen und mütterlichen Mantel, bis sie dem Einsamen antworten und ihn anstieren mit schmerzlichen Augen. Tief unter dem Wandernden klang

nur noch das Klingeln des letzten heimrollenden Pferdebahnwagens. Unterhalb seines Pfades schimmerten spärsame Oellämpchen freundlich durch das nächtliche Grün schwerschattender Kastanien. Vom nahen Neuwaldegger Park, nun eine verworrene und düster schweigende Masse, herüber, und von all den schönen und dichtbewachsenen Hügeln hauchte ein milder und wehender Atem durch die linde Nacht. Er empfand nichts von dem allen. Er wischte sich nur oftmals die Stirne, stöhnte heftig und in Bekümmernis, bis er vor seiner Villa stand, die sich so recht ins weichste und zärtlichste Grün schmiegte. Schweigend sperrte er auf. Ungegrüßt und vorsichtig, damit er ja niemanden wecke, stieg er in sein Turmzimmer. Er tastete nach seiner Geige; mit den Fingern prüfte er die Griffe darauf und ließ sie schwirrend erklingen. Eine melancholisch einschläfernde Musik! Und dabei stierte er nach der Stadt hinüber, die mit ungezählten Lichtern zu ihm und seiner Einsamkeit heraufglänzte. Nur nicht wieder das denken, was nun einmal sein Los war. Nur ein verwandtes Geschick sollte seinem weicheren Kinde erspart bleiben!

Hinter seiner Spur drein aber zogen die Gedanken seines Schützlings. Herr Stara trieb sich um im Prater, tollte, tanzte, jagte nach billigen Liebesabenteuern, die sich willig haschen ließen. In all dem Tumult aber vergaß er des Mannes nicht, dem er für alles verpflichtet sein mußte. Er witterte sein Geheimnis. Und nach seiner Natur argwöhnte er Schlimmeres, als zu suchen war. Denn etwas Einfaches konnte er für seine Zwecke nicht gebrauchen.

Achtes Kapitel.

Zu Beginn des Frühjahrs 1885 war Peter Wondra, Sohn des weiland Meerschaumpfeifendrechslers Wenzel Wondra, gestorben. Einen Arzt hatte man nicht gerufen, nachdem nicht die leiseste Hoffnung auf Genesung bestand. Die Kräfte des Knaben waren völlig aufgezehrt. Er litt manchmal furchtbare Schmerzen, daß er davor in ein Jammern ausbrach, schrecklich zu hören. Bis er selbst dafür zu schwach war. Dann lag er wächsern, schmal und stumm, nur schnell in der Angst der erlittenen Pein und bang vor ihrer Wiederkehr atmend mit ängstlichen Augen in seinen Kissen.

Resi, die damals schon aus der Schule war, und Siebenschein pflegten den sterbenden Jungen. Das Mädchen war mit jeder Mühe um den armen Gespielen zufrieden und stellte sich ruhig und tapfer zu allem an. Der junge Mediziner aber horchte mit jener vorgreifenden Neugier, die den Begabteren seines Faches eigen ist, auf jedes Zucken und Flackern des erlöschenden Lebens, auf sein Geistern durch dieses von Haus aus mangelhaft gebildete Körperchen, das nun in aller Jugend so aufgebraucht war, daß man wirklich und mit Augen sah, wie das Herz schnell und hart gegen die Rippen schlug. Ihm war's ein interessanter und wichtiger Fall. Das Mädchen aber in seiner verängstigten Liebenswürdigkeit, in seiner schüchternen und ganz wehrlosen Güte fesselte ihn mehr als er ahnte. Denn es hatte so was Hastiges an sich. Etwas von einer eiligen Bachstelze. Die Augenblicke für den scheidenden Freund mußte es sich stehlen und wußte nie-

mals, ob sie die Mutter das nicht entgelten lassen würde.

Es zogen damals die Lenzstürme durch das Land. Sie drangen gedämpft auch in diese Küche, und ihr Stöhnen im Schornsteine, ihr Aechzen und Winseln im Hofraume, ihr Rasseln die Fenster entlang, das leise Schwingen des Gitters davor klangen in die Traumgesichte des Knaben hinein. Manchmal meinte er sich mit dem Vater in den Wäldern auf dem Kahlenberg, die er sich grenzenlos, recht wie Urwälder, dachte. In den Kronen gewaltiger Bäume sang jenes Lied, das man ihm so oft verheißen und dessen mächtiger Weise er dennoch nie, niemals lauschen sollte. Das schwoll dann wieder in ihm und um ihn so mächtig an, daß er sich fürchtete, als reiße eine Faust an ihm, und sich an das Mädchen klammerte, als fände er an ihrem Hälslein einen Schirm und Halt. So spielten die wilden Urgewalten der Natur, die er niemals gekannt, mit dem sterbenden Peter. Und einmal schrie er gell auf: „Es nimmt mich! Es nimmt mich!" Seine Aermchen fielen schwer nieder. Während ein heftiges Brausen durch den Schornstein sich quälte, verschied der Knabe.

Es ging dem Morgen zu. Das Nachtlämpchen qualmte und zuckte, und ein fahles und zitterndes Licht übergoß das Gelaß, glomm auf den blutigroten Ziegeln des Fußbodens. Der erste Schauer des Erwachens überflog und rüttelte die müde Welt. Die drei, welche die letzte Wacht gehalten, sahen einander blaß, übernächtig und verstört an. Dann ging Siebenschein in seine Stube, warf sich angekleidet auf sein Bett und stierte gedankenlos in das Nichts, in die Vernichtung.

Der alte Wondra ging stöhnend und schluchzend um. Resi kniete an dem Lager des Knaben, die kleinen, arbeitsroten Hände vor den Ohren, als wollte sie das längstverklungene, schreckliche letzte Aechzen von sich abhalten, und weinte still, doch unbändig. Dann, während das Schluchzen immer noch ihre junge Brust bewegte, schlich sie sich heim. Sie war nicht dabei, als man die ganze Verlassenschaft des Kindes verkaufte, sein Bettchen, dessen man nun nicht mehr bedurfte, seine Kleider. Denn jedes Jahr hatte der Alte dem Sohne einen Anzug machen lassen, wie in einer leisen letzten Hoffnung. Das wurde nun vertrödelt. Und in seinem Schmerze feilschte der alte Wondra um jeden Heller, wischte sich die Tränen und wiederholte seinen Preis, jammernd und seine Seele verwünschend, wenn er einen Kreuzer nachlassen könne von seiner Forderung. Das mußte so sein. Denn wie hätte man anders die Kosten des Leichenbegängnisses bestreiten wollen? Das macht viel, schrecklich viel aus! Die Nachbarin stand ihm in diesem traurigen Geschäfte bei.

Dem Begräbnis ihres einzigen Freundes beiwohnen durfte Resi gleichfalls nicht. Frau Beil selber gab dem Kinde das Geleite, und jemand mußte wohl in der Wohnung bleiben, sie hüten und etwas verdienen, während sie einen halben Tag der ernsthaften Pflicht eines teilnehmenden Beileids opferte. Vielleicht kam Wondra, nun er ganz vereinsamt, während der Rückfahrt zu einem Entschlusse. Man durfte die Möglichkeit nicht außer acht lassen. Trauer eröffnet manches Herz, das sonst unzugänglich erschienen, und sie hoffte immer noch. Es wäre doch zu schön und zu praktisch gewesen: zwei gut

eingerichtete Stuben, ein Zimmerchen für sie drei, und sie endlich nach so viel Enttäuschungen eine wirkliche Frau! In solchen Gedanken, die sie beklemmten, seufzte sie öfter. Wondra, in der Meinung, dies gelte seinem Toten, blickte sie dann immer gerührt und dankbar an, und wenn sie dabei errötete, so mußt' er sich trotz seines Leidens sagen, sie sähe eigentlich noch ganz hübsch, sicherlich annehmlich genug aus.

Zu einer Aussprache aber, der gleich, die sie wünschte, kam es nicht. Er dachte keinen solchen Gedanken. Vielmehr kündigte er ihr bei der Heimfahrt an, daß er seine Wohnung aufzugeben entschlossen sei. Er müsse sich nicht mehr so schinden, wie er es für den armen Peter gemußt, und wolle sich's in Zukunft leichter machen. Sie fühlte, wie dabei etwas in ihr wieder erstarrte, das kaum erst weich geworden war. Unwillkürlich und noch ohne bestimmtes Ziel ballte sich ihre Faust. Heimgekehrt, begrüßte sie die Resi mit ihrem finstersten Blicke und riß ihr die Hand, welche die Kleine küssen wollte, so heftig weg, daß sie dem Mädchen wehe tat. Stumm setzte sie sich an ihre Arbeit; ihr war die Lust zum Essen vergangen, und es fiel ihr nicht ein, das Kind müsse notwendig Hunger haben.

Wondra zog sich nach dem billigeren Fünfhaus. Ein Uebernehmer für seine Wohnung fand sich bald in einem jungen Paar, das sich eben verbunden hatte und froh war, mit dem Wenigen, was es für diesen Zweck bestimmen gekonnt, in ein erträglich eingerichtetes Nest schlüpfen zu können. Die kleine Resi aber blieb ganz diesen beiden überlassen: ihrer Mutter, die sie fürchtete, Herrn Stara, den sie haßte und der sich dafür daran

ergötzte, sie diese unverhohlene Abneigung durch Quälereien und durch kleine Zutunlichkeiten büßen zu lassen, gegen die sie in ihrer halb dienstbaren Stellung sich nicht recht zur Wehre setzen konnte. Denn auch Siebenschein war fortgezogen. Nicht so leichten Herzens, als er sich's einmal gedacht. Denn diese Wohnung war er nun einmal gewöhnt, und er war im Innersten eine konservative Natur. Auch war ihm in der Gemeinsamkeit der letzten Wochen die kleine Resi so wichtig geworden, daß er manchmal erschrak davor. Man hatte sich miteinander um denselben Kranken gesorgt; und sie die alle Tugend einer Barmherzigen Schwester offenbart, war so gewandt bei jedem Auftrag, war so froh und dankbar mit jedem Worte des Lobes, daß es einem ordentlich ans Herz ging. Er imponierte ihr schrecklich, und sie bewunderte ihn ohne Hehl. Das taugte nicht. Wozu sollte das wohl? Ein Spiel? Dummheit, dafür gab's andere, mindere. Sonst aber? Das widersprach seinem Grundsatze. Nicht mehr an Gepäck auf die Reise nehmen, als man bequem mitführen konnte! Nur keinen überschüssigen Ballast! Er hätte im gleichen Hause mieten können. Er wollte aber fort. Wohin er sich gewendet, wußte die Kleine nicht. Sie vermutete nur, in die nächste Nähe des allgemeinen Krankenhauses, an das ihn seine Studien nun den ganzen Tag fesselten.

An der sehr lauten Alserstraße erhebt sich eine lange, graue, so schrecklich eintönige Front. Ihr entlang flutet ein kräftiger Verkehr, Pferdebahnwagen klingeln, Stellwagen humpeln nach den Landhäusern von Dornbach und Neuwaldegg, nach dem nahen und weinschwe-

ren Hernals. Das Haus aber steht trutzig da; sehr niedrig ist es, mit dicken Mauern, so gefügt, denkt man unwillkürlich, damit kein Schrei des Schmerzes, kein Röcheln des Todes durch sie in das laute Leben der Großstadt dringen könne. Lernbegierige Jugend erfüllt es zu jeder Stunde des Tages. Hier aber lernt sie zunächst flüstern und schweigen, sich bändigen, und jene gelassene Bewegung, wie sie dem feierlichen Dienst der Krankheit geziemt. Es ist ein Dämpfer über allem. Darum geht es auch durch jeden wie ein Aufatmen und wie ein Aufjauchzen in neuer Freudigkeit, wenn er durch das tiefe Tor wieder hinaustritt auf die sehr lärmige Straße. Endlose Höfe mit singenden Springbrunnen; Fenster von unerhörter Größe, größer noch als in Malerateliers, förmliche überglaste Verschläge, die ins Grün blicken. Neben der ungestümen Bewegung, die nun einmal, noch so gebändigt, das unveräußerliche Recht der Jugend ist, das Schleichen der Siechen: rings auf den Bänken sitzen sie in ihren Zwilchkitteln und genießen dankbar und mit schlürfender Innigkeit die ersten Strahlen des ihnen so verjüngten Lichtes, dem man sie kaum wiedergegeben. Ganz verklungen ist die Straße, nur die Brunnen rauschen, die Bäume raunen, und es ist ein leiser Duft der Blumen und des Grases. Aber ihr lindes Atmen wird überschrieen; denn ein süßlicher und stechender Geruch nach Jodoform, Karbol und Chloroform liegt in der Luft. Je tiefer man in diese Wirrnis von Höfen, die nach Umfang und Bevölkerungszahl Stadtplätzen gleichen, von Treppen und stummen Gängen eindringt, desto stiller, desto ernsthafter ist's. Leben erlöschen, und

Leben flammen hier auf. Es ist, wie in Sankt-Laurentius-Nacht: Sterne ziehen auf, und Sterne fallen und verzischen ins Nichts.

Der Wagen des berühmten klinischen Lehrers, der wirklich ein Herr über Leben und Tod erscheint, wird neidlos betrachtet, wenn er durch die Einfahrt zum großen Hofe rollt. Jeder dieser mehr denn tausend, welche sich dem gleichen Studium gewidmet, fühlt so ziemlich die Gaben in sich, die zu einem gleichen Glücke, zu einem gleichen Ansehen führen. Es ist ein republikanischer Geist, erzeugt dadurch, daß der Lernende mindestens zu den ersten Handreichungen bald herangezogen wird, verstärkt durch das Gefühl, daß der glückliche Zufall nirgends eine solche Rolle spielen könne als eben beim ärztlichen Berufe. Des mühseligen Weges denkt niemand, nur des glänzenden und in dieser auf ihre Heilkünstler sehr stolzen Stadt so lohnenden Zieles. Sie haben meist etwas Lautes und selbst Rohes angenommen, die Herren Studenten; um nicht sentimental zu erscheinen, um den ursprünglichen Schauder zu scheuchen, der noch einen jeden in der ersten Stunde in der Anatomie gerüttelt hat. Man sucht sich zu objektivieren, das Menschliche, das Mitleiden mit dem gequälten Nebenmenschen, das die Hand zittern, das Auge trüben könnte, in sich zurückzudrängen und nur den Fall an sich zu sehen. Das Leben lehrt dann, freilich nicht immer und nicht jeden, die richtige Mitte.

Dort nun trieb sich Siebenschein um. Ihn kannten die Wärterinnen, ihn kannten, ohne daß er sich vorzudrängen suchte, die Assistenten und selbst die Primarien und Vorstände. Ein Ruf besonderer Gaben war an ihm,

noch aus den Seziersälen her, wo er sich gelassen und gewandt, ohne alle äußerliche Erregbarkeit der Jungen benommen hatte. Auch war er gewohnt, vorzugreifen, an ferneren Fragen zu naschen. So wußte er manches zeitiger und besser als andere. Er machte keine Prüfungen, und dennoch zweifelte man nicht an ihm. Seine Bestimmtheit und seine Verschlossenheit machten Eindruck. Er warf einen breiten Schatten, und das ließ den Schluß nach einer kräftigen Persönlichkeit begreiflich erscheinen.

Je minder aber sich der Zweifel an ihn selber herantraute, desto heftiger und rastloser nagte er in ihm. Es kam ihm häufig vor, wenn er das Bramarbasieren der Genossen, ihre dreiste Ruhmredigkeit besah und Katarakte großer Worte an sich vorüberrauschen hörte, als wäre er in ein Tollhaus geraten, wo auch keiner dem andern widerspricht, weil jeder zu tief in seiner eigenen Wahnvorstellung steckt, um für fremde Gedanken zugänglich oder über das Unmöglichste verwundert zu sein. Da wollten Bursche, die in ihrer Flachköpfigkeit nicht eines ihrer Gesetze zu begreifen vermochten, die Welt einreißen, wenn man sie nur hörte. Kerle, die zwar keinen Fleiß, dafür aber auch sonst nicht Gaben hatten, datierten von ihrem noch sehr fernen Eintritt in die Praxis förmlich neue Aeren. Lag er nicht selber im gleichen Spital krank? Erschien er nicht vielleicht den anderen ebenso albern, wie sie ihm? Und selbst, wenn sie schon wirklich so ganz an ihn glaubten, war das nicht viel mehr das Verdienst ihrer eigenen Urteilslosigkeit, als seiner Tüchtigkeit? Die Fragen lähmten ihn, sie zogen ihn immer wieder zurück in jenen

Kreis Verbummelter, wo mindestens niemand nach des anderen Zukunft fragte, weil jeder froh war, wenn er eben nur dem Tage das Seine abgewonnen. Immer wortkarger ward er dabei; und die Nervosität seiner Rasse steigerte seine Empfindlichkeit. Er hätte viel darum gegeben, sein finster und grüblerisch Herz etwa gegen dies lebenjauchzende tauschen zu können, das in Beyerls Brust schlug, den er dennoch eben darum turmtief unter sich sah. Er begriff, wie peinlich und martervoll ein Rausch ohne Trunkenheit ist.

Seit des Knaben Tode, seitdem er zuerst doch halb in seinem ärztlichen Berufe an einem Sterbebette gestanden, war eine grenzenlose Wehleidigkeit in ihm. Als seiner Kunst Symbol erschien ihm das Morphium, mit dem er Peter über die schlimmsten Stunden geholfen. Es lindert vielleicht Schmerzen, aber es zerstört. Das zu denken nahm ihm vollends alle Sicherheit.

An dem Hause, darin er so lange gelebt, mochte er nicht mehr vorübergehen. Neben der traurigen Erinnerung an das Kind, welches hier verschieden, dem er so gerne geholfen hätte, stieg ihm ein helles Bild auf. Es war nicht einmal Begehren, damit er der kleinen Resi gedachte, vielmehr ein Nachgeschmack der blassen, melancholischen Freude, mit der er sich vordem an ihrer Lieblichkeit ergötzt, der Abglanz eines Widerscheines also und ein ehrliches Mitleiden mit seiner eigenen Ohnmacht, daß er so ganz wehrlos und unfähig war, etwas zur Linderung ihres Geschickes zu tun. Auch das schien ihm mit einem tüchtigen Manne, der das Leben meistern wollte, vollkommen unverträglich, sich so

mit sinnlosen Gefühlen zu schleppen. „Man lutscht psychisch Daumen," höhnte er sich selber. Auch das steigerte seine Abneigung gegen sich selber, die nicht erlogen war und die, weil sie sich in schneidenden Worten Luft machte, die Achtung vor ihm nur noch erhöhte. Er galt für einen gründlichen Menschenkenner, für einen innerlich schamlosen Weltverächter. In diesen Jahren und in diesen Kreisen kein kleines Lob. Das Zucken in ihm, das aus einem angekränkelten, zweifelnden Gemüte und überreizten Nerven floß, nahmen sie für Genialität. Er wußte es besser, und so schwoll sein Ekel gegen alle und gegen alles.

Er wohnte damals am Neubau, ziemlich weit von den Kliniken. Er bedurfte einer neuen Gegend: die täglichen Leichenzüge durch die Alserstraße verstimmten ihn, wie ein Spott auf seine Kunst. Niemand wußte seine Adresse, nur Beyerl, der, weil er selber aus nichts ein Hehl machte, nicht begriff, wieso man vor ihm Verstecken spielen könne, und also wußte sie auch Förster, den Siebenschein einmal durch einige Tage bei sich beherbergte. Es ging nicht länger; er war zu ungesellig und hatte nicht Beyerls ganz eigenes Talent, die mißgünstigsten Vermieter immer zu zähmen. Auch läuft man in diesen Jahren so leicht zusammen, wie auseinander, und niemand fragt einem viel nach, der verschwunden ist. Das kam Siebenschein zupaß.

Rings um das Haus Siebenscheins waren Fabriken. Da tutete das Nebelhorn zur Arbeit. Da schellte es unablässig von Signalen, Wagen fuhren vor und rollten schwerer weg und in langsamem Tempo. Zu Abend, wenn er heimkam, lebte die Gasse, die während

der Arbeitszeit ordentlich öde war, weil sich alle Betriebsamkeit in die Höfe zog. Ihn störte das nicht. Er versenkte sich inmitten all des Lärmens ohne Lust und ohne Hoffnung in eine Wissenschaft, zu der er längst den Glauben verloren hatte. Helfen konnte man so wenig. Er wurde täglich blutscheuer, und eigentlich sicher war nur das Messer. Dies ward ihm desto klarer, je tiefer er in die Geheimkammern und in die Irrgänge der Medizin eindrang. Was sollte dann aber alles? Gar ihm, der immerdar die Sehnsucht zum Einen und Ganzen als ein innerlich zerstückter Mensch doppelt verlangend in sich trug? Jene engherzige Sparsamkeit erwachte in ihm, wenn Mittel, zu einem ganz bestimmten und nahen Ziele gewidmet wie ausreichend, plötzlich daraufhin angesehen werden, ob sie nicht für ganz andere Zwecke langen würden. Er gab nicht mehr, lieh nicht mehr, kargte an sich.

An einem Sonntagnachmittag hatte er sich, ganz gegen seine Gewohnheiten, lediglich im Bedürfnis, Leute um sich und nicht mit sich zu sehen, im Prater umgetrieben. In jener Stimmung, in der einem der Gleichgültigste, der Fremde eben noch am willkommensten ist, weil er keinerlei Ansprüche macht. Sonst pflegte ihn der zwecklose Lärm zu reizen und zu ärgern. Diesen Tag war er milder; der Zorn der neuen, keimenden Erkenntnis war in ihm augenblicklich etwas stumpfer geworden. Abgemattet, ohne lange auf den Beinen gewesen zu sein, machte er sich endlich seßhaft. Zwei Mädchen saßen am Nebentische des Gasthauses, schwatzten viel, tranken zierlich ihr Glas Bier, kicherten und äugelten munter. Eine Anknüpfung war bald gefun-

den, und er gesellte sich zu ihnen. Es waren keineswegs Dirnen, dies sah man schon an den roten und abgearbeiteten Händen, deren sie sich nicht schämten. Ein plötzlicher Uebermut erhob sich räkelnd in Siebenschein. Er war toll, ungeberdig und wußte frevelhaft keck und dennoch lustig zu plaudern. Woher kam ihm diese Kunst, die er niemals in sich gesucht? Die kleine Braune neben ihm horchte ihm achtsam und wundernd. Man schlenderte zu dritt, machte mit, wo etwas mitzumachen war, fuhr imRingelspiel, tanzte. Auch das ging, berauschte ihn zu seinem eigenen Erstaunen. Während die Begleiterin sich noch hoch zu Rosse drehte und in Freuden kreischte, faßte der Student, die ihm besser gefallen, am Arme. Sie lachte über den gelungenen Schwank, und man verlor sich im Gedränge, vergnügt und recht wie Kinder. Sie gingen ins Theater, nachtmahlten zusammen, und er fühlte jauchzend, wie eine Flutwelle voll warmer Fröhlichkeit schmeichelnd an ihn herandrang und sein Herz umspülte. Das erhöhte seine Stimmung, und er staunte ordentlich über sich selber, steigerte sich so durch Erwägung immer mehr in eine tolle Lust. Er wußte den Vornamen seiner Gefährtin, und das war genug; wußte ihn, weil er sie von seinem Tische aus dabei hatte rufen hören. Vorgestellt hatten sie sich nicht.

Das Mädchen war recht hübsch. Ein stumpfes, fragendes Näschen. Der Mund allerdings ziemlich breit, aber mit sehr schönen Zähnen. Es waren Gesundheit und Freudigkeit in ihr, die ihn anzogen. Sie war dankbar für alles, anschmiegsam und im Sehen und Hören so recht unersättlich. Dabei hielt sie sich

bei aller Einfachheit sehr nett und sauber, sprach wenig, aber vernünftig, daß sich Siebenschein unwillkürlich sagen mußte, man könne sich mit ihr sehr wohl allenthalben zeigen. So vergnügten sie sich im Prater und anderwärts, eines ohne Frage nach dem andern, fast bis zum Morgengrauen. Dann schon im Frühscheine, wenn die Stadt ihren besten Schlaf tut, begleitete er sie nach Hause. Am Haustor schieden sie. Sie wohnten benachbart, und er hielt es nicht einmal für nötig, ihr das mitzuteilen. Wozu das? Ein Wiedersehen? Derlei mußte getrunken werden in raschem Zuge, genossen ohne Besinnen und ohne Frage. Wer aber gedenkt noch des Glases, das er an die Lippen gehoben, ist es erst leer zur Seite gestellt? Das wäre gegen Fabrikware eine höchst unnütze Sentimentalität. Und so in diesen Gedanken, halb in erhöhter Stimmung, halb niedergeschlagen und abgemattet, kam er übernächtig heim.

Eine rechte Schläfrigkeit wollte sich nicht mehr melden. Es lohnte doch auch nicht. So wusch er sich und saß im ersten Licht am Fenster, und eine wohlige Mattigkeit, bei der alle Sinne sehr hell und sehr rege bleiben, war in ihm. Es wurde unter ihm im großen Hofe allgemach lebendig. Denn eine ganze Reihe von Baulichkeiten stieß hier zusammen und bildete mit Gärtchen und trennenden Gittern einen förmlichen Platz. Mägde holten Wasser; der Milchwagen fuhr klappernd ein; Bäckerjungen trappten die Stiegen auf. Das Nebelhorn der Fabriken erhob seinen fordernden Ruf.

Sonst ein Langschläfer, hatte er niemals zuvor dies alles gesehen. Er sah, während er seinen Kaffee nicht

wie sonst im Bette trank, gierig in dies Herzuströmen Schaffender und Mühevoller. Unter denen, welche zur Arbeit gingen, war auch das Mädchen mit dem er kaum erst getollt. Es hatte sich schon hergerichtet; frisch wie aus dem Ei geschält, ging es seines Weges ernst und ohne Spur jenes Uebermutes von gestern. Der Mann sah ihr nach mit irren Augen, und seine Gedanken folgten ihr.

Sie hatte sich ihm hingegeben. Gleich bei der ersten Begegnung. Und ohne Frage noch Bedingung.

Warum? Aus Neigung? Das glaubte er nicht. Er war nicht eitel; er hatte von dem Gewinnenden seiner eigenen Persönlichkeit eine herzlich geringe Meinung. So gut wie er, so gut und noch leichter wahrscheinlich hätte sie jeder andere gewonnen. Nur um eine Nacht nach Gefallen durchbringen zu können, hatte sie sich weggeworfen. Und nicht zum ersten und sicherlich nicht zum letztenmale. Immer würde das geschehen; solange ihr Jugend, Begehrlichkeit und die Kraft, Begehren aufzuwecken, verblieben, würde sie's so halten wie gestern. Sie selber entwertete sich dabei. Eine Münze, vollwichtig wie nur eine geprägt, ward sie so abgegriffen, um endlich als völlig nutzlos eingeschmolzen zu werden. Wo aber? Das ihm geläufige Bild, noch aus der Goldarbeiterwerkstatt seiner Eltern her, wollte er zu Ende denken. Wo also? In jenem großen Schmelztiegel . . . Er wußte keinen Namen für ihn und brach ab vor plötzlichem Kopfschmerz. Denn er fühlte sich unfähig zu klaren Begriffen.

Ueber den Hof herüber drang das eintönige Pusten und Dampfen der Dampfmaschinen. Taktmäßig, immer

gleich, und der Boden erzitterte in sachten Schwingungen davor. Oder die Dampfpfeife gellte in einem schrillen Schrei. Bleigrau und schwer stieg der Rauch in den schiefergrauen und überhangenen Himmel. Es war Regenstimmung in der Welt. Siebenschein sah dies alles und empfand es mit wunderbar geschärften Sinnen und in einem Herzen, darin alte Begriffe zu sterben gingen und an das neue mit Ungestüm und mit arbeitsharten Fäusten schlugen. Dann erhob er sich schwerfällig und ging seiner Wege ins allgemeine Krankenhaus. Es war ihm aber, als trippelte seine Gefährtin neben ihm her, daß er scheu zur Seite wich und nach ihr hin sich umsah. War das eine Halluzination? Er erschrak. Oder war das nicht vielmehr die Antwort auf seine Frage? Ihm graute davor . . .

Zweites Buch

Erstes Kapitel.

Herr Klemens Deym hatte seine Stammgäste niemals durch übertriebene Höflichkeit verwöhnt. Er wußte dafür zu genau, was seine Getreuesten wert waren und wie viel er ihnen bieten durfte. Seit einiger Zeit aber übertrieb er das doch; es war, wie wenn er es darauf angelegt hätte, einige von ihnen zu vertreiben. Er glich sich mit seinen Forderungen an sie billig aus; er ließ sie sehr, sehr schlecht bedienen und zuckte hämisch die Achseln zu ihren Beschwerden, behandelte andere unwirsch und kündigte ihnen schroff und unbekümmert darum, was sie beginnen wollten, den Kredit.

Gewisse Scherze mit Haus- und Küchenmädchen, die er vordem mindestens geduldet, wurden nicht mehr gelitten. Er fegte in seinem Hause mit großer Rücksichtslosigkeit aus. Es wurde reinlicher gewirtschaftet; man sparte nicht mehr an Tischtüchern und Servietten. Ein Zahlkellner und ein Bierjunge zogen ein. Ereignisse, die besonders der Verkommene mit sehr verwunderten und mißtrauischen Augen begrüßte. Er selber aber ging, seiner eigenen Aussage nach, viel spazieren oder saß nachmittags in einem Kaffeehause,

wo sich die wohlhabenden Bürger der Josefstadt fanden, rauchte seine gute Zigarre — mit den ausgesuchten schlechten in einem Kistchen mußten sich seine Gäste begnügen — und machte mit der dicken goldenen Uhrkette und dem sehr gewichtigen Siegelring, der freilich auf einen fremden Namen gestochen war, einen etwas altväterischen, doch sehr würdigen Eindruck. Daß er Geld habe, wußte man allgemein, und weil er sich als geduldiger und durch keine Beschimpfung zu kränkender, als ein unermüdlicher und unfehlbarer Aufschreiber bei den üblichen endlosen Billardpräferenzen nützlich machte und sich sonst manierlich und bescheiden benahm, gerne mit seinen Zigarren aushalf und bei schwierigen Stößen selbst die kölnische Pfeife des Spielers hielt, so litt man ihn bald ganz gut. Er hatte sich am Ende rechtschaffen und lange genug geplagt, um sich nun Ruhe gönnen zu dürfen. Und so kamen auf seine Einladung langsam auch bessere Gäste in sein Lokal und fanden es da ganz gemütlich und den schlechten Ruf völlig unverdient, den man ihm gemacht. Er hatte doch auch sehr vortreffliche Weine und war durchaus kein knickerischer Wirt. Ihm kam's auf einen gespendeten Liter vom Besten nicht an, wenn er seine Gesellschaft ehren wollte. Und das Trinkgeldernehmen steckt uns beinahe so im Blute wie das Trinkgeldergeben. Ein Bestgeber findet bei uns immer dankbare Gemüter, auch unter Leuten, die darauf wahrhaftig nicht anstehen müßten.

Man sah es ordentlich, wie sich Herr Deym auf eine neue Rolle vorbereitete und sich immer mehr und gelehriger in sie hineinfand. Ein schärferer Beobachter,

als die um ihn waren, mindestens hätte das bemerken und seine helle Freude damit haben müssen. Er war ein ganz achtbarer Bürger. Der Zuruf „DoktorDeym!", den man ihm um der lieben Gleichheit willen in diesem Gasthause aufgebracht, wo ungefähr alle mit gleichem Rechte diesen Titel trugen, stand ihm so übel nicht einmal mehr zu Gesichte. Aber etwas Sorgenvolles blieb immer noch an seinem Wesen. Er rechnete sehr viel über seinen Büchern, hatte sehr eingehende und dauerhafte Besprechungen mit sehr beweglichen und sehr mitteilsamen Herren und lange Unterredungen mit seinem Anwalt, der den Ruf großer Schneidigkeit und Rücksichtslosigkeit besaß. Angeblich um Weinkauf unternahm er längere Reisen mit ungleichem Erfolge; aber die Gerichte in Ungarn und Böhmen bekamen zu tun, obzwar er eigentlich Prozessieren nicht liebte. Immer mit seinem salbungsvollen „Friede ernährt, Unfriede verzehrt", zog er einen erträglichen Ausgleich vor, nahm auch Weine für sein Geld und jammerte nur immer vor dem Vertreter der Gegenpartei, wie himmelschreiend Gesetz und öffentliche Meinung die leichtfertigen Schuldenmacher sorgsamen Hausvätern gegenüber begünstigten, die durch viele Jahre gewartet, immer in der Hoffnung auf eine gedeihliche Zukunft der Herren Studenten geborgt, und die jungen und verwöhnten Herren mit ihren blutig verdienten Kreuzern über Wasser gehalten und durchgefüttert hätten, um endlich Gefahr zu laufen, nicht allein ihre rechtlichen Zinsen, sondern selbst einen ansehnlichen Teil ihres Guthabens einzubüßen. Er benahm sich dabei sehr unglücklich und verzweifelt, zählte alle seine Verdienste um das junge Ge-

schlecht seit einem Menschenalter her, berief sich auf seinen Ehrentitel als Studentenvater, den er sich selber taxfrei zugelegt hatte. Inzwischen, wieder in Wien, schrieb er, um die advokatorischen Mahnkosten zu sparen, endlose Briefe in einem höchst verworrenen und jammernden Stil oder verwendete zu gleichem Dienst den Verkommenen, der mit der Feder immer noch besser umzugehen wußte, als sein Nährvater. Es ging manchmal mit der Liquidierung seiner Angelegenheiten nicht so rasch vorwärts, als Herr Deym in seiner Ungeduld gewünscht hätte. Denn in ihm war eine heftige Sehnsucht nach dem Leben erwacht, von dem er bisher eigentlich nichts, kaum den Abhub genossen hatte. Recht eigentlich nur das, was seine Opfer ihm in Küche wie Genuß übrig gelassen. Er wollte sich zur Ruhe setzen. Nicht etwa in Wien aber, an der Stätte seines rastlosen und gesegneten Wirkens, wo immer Begegnungen möglich waren, die ihm die gute Laune stören konnten. Er war wohl kein Gemütsmensch; aber gewisser Dinge will man doch nicht immer wieder gemahnt sein, wenn sie schon so hübsch in der Zeit hinter einem liegen. Und dann kam die Rücksicht auf seine Tochter, die er so gebildet wußte, die so reizende und so warmherzige Briefe schrieb. Sie war ein frommes, reinliches Gemüt: klösterlich erzogen und behütet seit dem Tode seiner Frau, seit ihrer ersten Jugend also.

Der Vater, der so für sie sorgte, den sie nur einmal im Jahre für ein Weilchen sah, stand unendlich hoch in ihren Augen. Ihr mußte seine ganze Vergangenheit verschleiert bleiben. An ihrer Achtung lag ihm. Mit ihr gemeinsam wollte er irgendwo in einer freundlichen

Mittelstadt ein neues Leben beginnen. Das Mädchen war so hübsch; wer weiß, wie leicht sich anderwärts etwas Vernünftiges anspann? An Mitteln fehlt' es nicht, und mit einem gebildeten und angesehenen Schwiegersohn hätt' er sich gefreut. Warum sollte er's nicht so gut haben? Er hatte gearbeitet genug, und es war ein ganz hübscher Stolz in ihm, wenn er sich erinnerte, mit wie garnichts er begonnen und wie viel er zusammengescharrt, zu einer Zeit, da er lange noch nicht zu alt und zu abgebraucht war, um sogar selber genießen zu können.

Dieses alles beschäftigte ihn den ganzen Winter in einer so vergnüglichen Weise, daß er öfter denn je in sein heimliches Glucksen und Kichern und sein kosendes Händereiben verfiel. Endlich war alles glatt, das Haus verkauft, den Mietern zum gesetzmäßigen Ziel aufgesagt. Ein großer Neubau sollte an die Stelle kommen, mit einem entsprechend hergerichteten Gasthausraume, mit Gassenläden, modernen Ansprüchen gemäß. Man sprach unter den Inwohnern viel darüber; manches Wort schlug auch an das Ohr des Verkommenen. Er machte sich keine Gedanken darüber. Was ging ihn die Welt an? Er werde wohl immer hier bleiben, bis an sein Lebensende. Das hatte ihm Deym schriftlich zugesagt, und neben seinem Maturitätszeugnis, neben Briefen seiner Eltern trug er dies kostbare Schriftstück in seiner Brieftasche, deren ganzen Inhalt diese seine Kleinodien bildeten. Daß die Verschreibung dadurch hinfällig werden könnte, wenn Deym einmal hier nicht mehr sein Gewerbe triebe, kam ihm nicht zu Sinn. Sie waren doch beide ziemlich eines Alters. Sie waren

aber auch Freunde, und der Verkommene vertraute dem Wirt mit dem ganzen Stumpfsinn eines Menschen, der sich dem Umgang mit einem Einzigen völlig hingegeben hat. Aber der Gedanke an diesen brütenden, stummen Gesellen war der einzige Schatten, der sich manchmal breit und drohend über die sonnige Zukunft warf, die sich der Wirt träumte. Er schalt sich weichherzig, daß er sich selber sein Glück so vergälle. Aber er konnte doch die Sorge nicht los werden, was dann mit dem ganz verlassenen Manne werden sollte? Er fürchtete einen Ausbruch dieser so lang verschlossenen Natur, der ihm selber gefährlich werden konnte. Was dann, wenn der Verkommene sich mit einemmale so betrogen sah? Denn das war unnatürlicher Schlaf, in welchem dieses ganze Wesen mit allen Leidenschaften befangen war. Was dann, wenn das Erwachen kam?

Es war am 12. Mai 1886. Den nächsten Tag mußte das Geschäft geräumt und übergeben sein. Mit dem ersten Frühschnellzuge, der gegen Innsbruck ging, wollte Herr Deym dahin, zu seiner Tochter. Er schaffte seine Gäste zeitig ab; es gab kein Bier mehr, in der Küche war das Feuer aus, und in den Keller wollte er nicht mehr gehen. Dann drehte er die sämtlichen Gasflammen bis auf eine ab. Die beiden Kellner wurden schlafen geschickt; noch einmal stieg er die Stufen bis zum Mutterfäßchen. Er holte von seinem besten Weine — denn er für sein Teil trank ganz gerne einen guten Tropfen — und schenkte zwei schön geschliffene Kelchgläser voll. Das blinkte und leuchtete ordentlich in seiner klaren und warmen Farbe. Dann setzte er sich

dem Verkommenen gegenüber: „Alsdann, trinken wir noch eins, Franzl?"

„Trinken wir noch eins, Doktor," entgegnete der andere. Sie stießen an, und der letzte Gast prüfte bedächtig, ehe er schwerfällig wieder anhub. „Bist heut' nobel, Doktor. Ist wirklich gut. Ist besser, wie was du sonst hergibst für deine Kaffern."

„Er versteht's!" kicherte der Wirt vergnügt. „Sollst leben, Franzl!" Wieder klangen die Gläser. Der Verkommene zog aus seiner Rocktasche einen Zigarettenbehälter. Die kunstvolle Stickerei der Innenseite war längst verblaßt; und versprengt leuchtete manchmal ein noch nicht ganz verschossener Goldfaden.

Das war ein Geschenk des Mädchens, mit dem er zu Hause versprochen gewesen — längst eines andern Weib! — und er verwahrte es mit jener sonderbaren Pietät, mit der er jede Erinnerung an seine bessere Vergangenheit hochhielt. Er begann mit großer Fertigkeit eine Zigarette zu drehen. Dann ließ er die Hände auf dem Tisch ruhen. Es waren große, haarige, kraftvolle Hände, und der Wirt sah sie mit einer Art unbewußten Schauders. Wenn die zugriffen, so mußte brechen, was zwischen sie geriet. Es wurde ein plötzliches und peinliches Schweigen. Der Verkommene begann eine neue Zigarette zu verfertigen. Deym reichte ihm über den Tisch eine Zigarre, nur um den Anblick dieser geschäftigen Hände los zu werden. Sein Gegenüber besah sie mißtrauisch. Dann: „Bist aber heut' nobel," und er rauchte schweigend und mit Behagen. Es war ganz still. Nur das Gas surrte, und die große Pendeluhr tickte und schlug vernehmlich und mit hartem

knarrendem Schlag die Viertelstunden, die einander so drängten wie nie. Es ging schon stark auf die erste Morgenstunde zu.

Sie schwiegen und tranken.

„Wie lang bist du schon da, Franzl?"

Es war ein eigentümlich böser Blick, der zu dem Fragenden hinüberschoß. Die großen schwarzen Augen des Verkommenen waren mit Blut unterlaufen, wie immer, wenn er mehr trank, als er eigentlich sollte, und sein linkes Ohr glühte. Dann, nach einer Weile des Nachsinnens, entgegnete er: „Weißt es eh, Doktor. So lang wie du. Dein erster Gast war ich!"

Der Wirt kicherte: „Mein erster Gast! Wie viele dann noch angekommen sein! Jessas! wie die Zeit vergeht! Und jetzt bist du mein letzter . . ."

Herr Deym hüstelte. Er hatte mehr gesprochen, als er hätte dürfen. Um seine Verlegenheit zu verhüllen, holte er eine zweite Weinflasche. Er kostete, mit der Zunge schnalzend. „Der ist noch besser. Den mußt schmecken, Franzl!"

Der Verkommene trank; schon ohne alle Andacht. Dann stützte er den mächtigen Kopf auf beide Hände und stierte den Wirt gedankenlos und unverwandt an. Sein Haar war leicht gesträubt, und der ergrauende dicke Schnurrbart hing weinschwer über den geschlossenen Mund. Herrn Deym ward diese stumme Nachbarschaft unerträglich. „Lustige Zeiten haben wir miteinander gehabt, Franzl!" begann er.

Der Verkommene nickte und leerte sein Glas. Dann langte er mit einer jähen und herrischen Gebärde nach der Weinflasche und schenkte sich ein. Die Zigarre warf

er heftig von sich, daß sie gegen die Wand schlug und die Funken sprangen. Herr Deym beeilte sich, ihm eine neue zu geben.

„Wirst mir zum Schlusse noch das Haus anstecken?"

„Zum Schlusse?" knurrte Franzl. „Wär' nicht einmal ein Schad' darum."

„Spaßig bist heut', spaßig!" kicherte Herr Deym. Und dann: „Und immer, in all die Jahr' haben wir zusammengehalten, Franzl! Das ist nix Kleines!"

Wieder ein schwerfällig Kopfnicken. Eine Pause. Endlich: „Haben wir! Aber der Wein ist wirklich besser als der erste. Aber wieso bin ich der letzte?" Und ein unbestimmter Argwohn saß in seinen Blicken und lauerte auf den anderen hinüber.

„Das bist doch immer gewesen, Franzl," scherzte der Wirt verlegen. „Was willst nur heut' von dem Wort?"

„Bin ich immer, Doktor. Bin's immer gewesen. Freilich, wenn man das Sperrgeld nicht zahlen muß und im Haus wohnen tut . . ."

„Ueberhaupt — wo wir so viel miteinander durchgemacht haben. Alle die Jahr' her, Franzl, in Einigkeit und Treu!"

„Allerhand schon," nickte der Verkommene, und sein Blick ward wieder böse.

„No, und hat dir die Jahr' her das Mindeste gefehlt? Kannst was gegen mich sagen? Bin ich nicht alleweil zu dir gestanden, recht wie sich's gehört hat, besser und braver wie deine eignen Leut', recht wie ein Freund und wie ein Bruder? Gerackert hab' ich mich, und du hast gelebt wie ein Prinz und wie ein ge=

bildeter Mensch, was du doch bist, ohne Sorgen. Kannst was gegen mich sagen — ha, Franzl?"

„Nix kann ich gegen dich sagen. Nix tu' ich gegen dich sagen," entgegnete der einsame Gast.

„Na also," und er legte seine Hand auf die Schulter des andern. „Das ist mein bestes Zeugnis und meine Ehr', wenn mir mein ältester Freund und mein Gast so eine Nachfrag' geben muß. Da darf man schon stolz sein darauf — gelt, Franzl?"

Der Verkommene schüttelte die Hand von seiner Schulter. Mit einer heftigen, wie ekelnden Gebärde. Es war, als wollte er damit die ganze Demütigung von sich schleudern, unter der er so lange gelebt, bis sie ihm aus dem Bewußtsein geschwunden, und als erkenne er sie nun in ihrer ganzen Furchtbarkeit wieder. „Rühr' mich nicht an, Doktor!" rief er heftig. „Das vertrag ich net."

Der Wirt erschrak. „Nein, wie du nur heut' bist, Franzl . . . ."

„Bin ich halt einmal so . . . Net anrühren, sag' ich dir . . . Ich vertrag's net . . ."

Herrn Deym ward's ungemütlich, und er flüchtete sich also in die Sentimentalität. „Wenn man net einmal mit seim einzigen Freund soll reden derfen, wie's einem ums Herz ist! Die Jahr' her hab' ich mich geracker und ehrlich geschunden wie ein Hund. Sag' selbst, ob's net so ist, Franzl!"

„Willst leicht ein Testimonium?"

„Und wenn ich's will? Ist's net so?"

„Dich und andere auch," entgegnete Franzl mit ernsthaftem Kopfnicken.

„Nein, was du gspaßig bist heut'," lachte der Wirt etwas gezwungen.

„Meinst? Wennst dich nur net irrst, Deym —"

Der Wirt wurde weinerlich. Er ächzte beweglich. „Das hat man für seine Gutheit! Ich hab immer g'sagt und meine Selige auch: Zu viel Gemüt hast in dir, Klemens! Und alles nimmst du dir viel zuviel zu Herzen, und das frißt an dir, und nix will dir anschlagen. So viel Jahr' hab ich mir nichts vergönnt und hab' nur auf mein Sacherl acht geben, damit ich net auf meine alten Tag' in die Versorgung muß und nur niemanden muß zur Last fallen. Mei' Tochter, mein Lieserl, hab' ich weg von mir gegeben, damit's was Besseres vor sich sieht, als was sie da lernen könnt' bei mir, und jetzt, wo ich mich freut', ich werd' sie bei mir haben — jetzt — —"seine Stimme brach, und er stöhnte gewaltsam.

„Deine Tochter willst du zu dir nehmen? In das Wirtshaus?"

Der Wirt wurde brutal. „Bin ich dir vielleicht Rechenschaft schuldig?" Lump — schwebte ihm schon auf der Lippe. Aber wie er das grimmige Gesicht vor sich sah, die eine Ader, die sich längs der Schläfe schwellend hob, so würgte er das Wort zurück.

„Bist mir's vielleicht mehr als du meinst, Deym!"

Es war eine bängliche Stille; tief und sehr beklommen. Nur die Gasflamme zischte heftiger, streckte sich und sank. Die Uhr war abgelaufen und stand. Deym warf einen Blick darauf.

„Sollt' man eigentlich aufziehn. Muß man aber nicht," sagte er, nur um eine jener beklemmenden Pau-

sen nicht wieder aufkommen zu lassen, die ihn ergriffen und beängstigten.

„Und warum muß man nicht?" forschte der Verkommene.

„Mußt denn heut' hinter allem was suchen? Weil's Zeit hat bis morgen. Ich bin etwas rauschig, könnt' leicht etwas verderben an ihr, und da steigt sich's schlecht." Er hätte viel darum gegeben, diese Nacht hinter sich zu haben oder doch den Verkommenen vollständig trunken zu wissen, wie es eigentlich sein Plan gewesen. Der aber erhitzte sich nur am Wein und blieb dabei vollkommen Meister seiner Sinne. Das ging so nicht. So zog der Wirt nach einer Weile seine Uhr: „Es ist spät, Franzl! Gehn wir schlafen!"

Der andere warf einen raschen und bestimmten Blick nach der Uhr.

„Kenn' ich, die Uhr!" nickte er, während der Wirt sie eilfertig in seiner Tasche barg.

„Was dir net einfallt! Wo willst sie kennen? Hab' sie noch vor keiner Wochen gekauft. Weil ich vielleicht wieder und auf lang und auf weit reisen tu' und man eine gute Uhr immer gebrauchen kann bei so was."

„Kenn' ich, die Uhr," beharrte der andere und erhob sich schwerfällig.

„Und wennst sie schon kennst," trotzte der Wirt, „ist sie vielleicht nicht mein?"

„Dein ist sie. Mußt aber net lügen. Das mußt net." Er räkelte sich mächtig und warf auch das andere Zigarrenendchen fort.

Es war, nach der Aussage des Gewölbewächters, gegen halbdrei Uhr morgens, als auch der letzte Schim-

mer Licht im Gasthause des Klemens Deym in der Langengasse erloschen war.

Sie stiegen zusammen die enge und steile Holztreppe hinan, die zum ersten und einzigen Stockwerk führte. Einen Augenblick schwankte der Wirt, ob er nicht einen der Kellner wecken solle. Aber er wollte keine Furcht zeigen. Voran ging der Verkommene, und die Stufen ächzten eigen unter seiner Wucht. Hinter ihm der Wirt, er leuchtete mit einem hochgehaltenen Laternchen, weil er in seinem Hause mit den hölzernen Stiegen kein offenes Licht litt. Der Vordermann blieb oftmals stehen; denn er grübelte und rang mit schweren Gedanken, die mit eins und ungebärdig sich in ihm erhuben.

In sie hinein klang dumpf das Aechzen der Stiege. Hier waren die Jahre seiner Jugend samt allen ihren Hoffnungen vergangen. Diese Stufen hatte er zu ungezählten Malen auf- wie abwärts gemessen. Etwas Wollen, etwas seiner Kraft hatte er darauf jedesmal abgetreten. Wo war nun das Ganze? Hier hatte er endlich gemeint, sein Leben beschließen zu dürfen. Das war für einen, der am Wege, so wie er, verkommen war, immer noch etwas wie ein Glück. Konnte er nunmehr auch nur noch darauf mit voller Sicherheit rechnen? Er zweifelte plötzlich daran; und damit war die Grundfeste seines Lebens erschüttert und alles im Schwanken . . .

Es ging etwas vor. Um ihn und also gegen ihn. Was aber? Es dachte sich ihm so schwer. Eingerostet durch Mangel an Uebung war alles in ihm. Aber so viel spürte selbst er noch: es ging sicherlich etwas vor

... Der Wirt plante etwas. Aber was? Der Lump hatte sich verplaudert. Und der Argwohn, der gerade seiner Seele so fern gelegen war, griff um sich wie Flackerfeuer und traf blindlings ungefähr das Richtige: der Mann, der ihn um sein ganzes Leben listig geprellt, der ihn künstlich und mit Berechnung in den Sumpf gezerrt, darin seine besten Gaben erstickt waren, der wollte ihn auf die Straße stoßen, auf der er elendiglich krepieren mußte ...

Da war die Uhr. Deym mochte reden, was er wollte, er kannte sie nur zu gut. Die hatte ihm einmal in den ersten Ferien, nach glänzend bestandenen Vorprüfungen seine Mutter geschenkt. Es war ein sehr kostbares Stück, und er sah noch ihr gutes Lächeln: „Das gehört einmal zu deinem Geschäfte." Natürlich, ein Arzt muß, wenn er nach dem Puls sieht, damit seinen Patienten imponieren. Sie aber träumte ihn schon fertig mit seinen Studien, angesehen, glücklich verheiratet mit dem Mädchen ihrer wie seiner Wahl, und in der Heimat ansässig.

Es war nur gut, daß sie gestorben war, ehe sie an dem einzigen Sohn vollends verzweifeln mußte, daß ihre guten Augen nicht sehen gemußt, was aus ihm geworden war. Aber nicht gut war, daß der Lump hinter ihm dies kostbarste Angedenken mit sich herumtrug. Es war niederträchtig gewesen, daß er es einmal fortgeworfen, um eine Laune, in einem Anfall tollen Begehrens. Der Wirt aber, der es ihm abgelistet um einen Bettel, wie mußte man den erst heißen? Der hatt' es verstanden! Der mit seinen schlechten Mädeln, die einem alles aussogen. Er hörte sein heiseres „Recht hast,

Franzl! Wenn's nur eine Hetz ist!" Er war zu schlecht für die Welt, zu schlecht!

Er fühlte, wie ein unbändiger Haß, der Jahre um Jahre gegen den Wirt in ihm geschlummert, mit einemmale aufwachte und urplötzlich und mit heiserer Stimme um sein Recht schrie und seine Sühne heischte . .

Er schielte nach rückwärts. Herr Deym war immer um zwei Stufen hinter ihm. So einen langen häßlichen Hals hatte der Mensch. Wie gewisse Aasvögel . . . daß ihm das nur noch nie aufgefallen war . . . . Aber man mußte ihn gut daran packen können, gut, sicher und grimmig — und seine Rechte krallte sich wie zur Probe mit stählernem Griff in das Holz des Geländers.

Sie waren oben: „Gute Nacht, Franzl . . ."

Der Verkommene kehrte sich so rasch, daß sich der Wirt verfärbte. Glühende Augen sahen ihn an. Ein Arm hob sich. Das Laternchen entfiel der zitternden und zur Abwehr erhobenen Hand des Herrn Deym. Und eine unbarmherzige Faust griff nach seiner Kehle. „Du wirst nicht, wirst nicht, Franzl!" stöhnte er. Er konnte nicht mehr schreien. Dann stürzte er, tausend irre Funken vor den Augen, ein immer heftigeres und gellenderes Dröhnen in den Schläfen, zu Boden; neben ihm, über ihm der Verkommene, und dieser spürte mit einer erbarmungslosen Lust, wie weich, wie nachgiebig das war, was er zwischen seinen Händen preßte, wie das zuckte und bebte. Nun brach wohl etwas. . .

Er kniete auf die Brust seines Opfers, immer kräftiger drückend, immer achtsamer auf das dumpfe Röcheln und Stöhnen, das da unter ihm vergurgelte

und so schreckhaft leise verwimmerte. Eine namenlose Angst war in ihm selber. Der Mann durfte nicht mehr lebendig aus seinen Fäusten kommen. Er durfte nicht. Dies war sicher. Von diesem Ueberfall durft' er nicht erzählen. Alles andere war gleich. Und jene Mordlust war in ihm rege, die ihn einmal als Knaben überfallen, da er eine Katze gewürgt, welche ihn angesprungen. Immer noch zuckte sie. Er schmetterte ihren Kopf gegen einen Prellstein wieder und wieder. Die roten, tollen Kringel, welche damals vor ihm getanzt, flammten wieder vor seinen Augen. Noch ein Griff — — Endlich! Endlich!

Alles war still. Nichts regte sich mehr . . . Nichts . . . Nichts . . . Er ließ die Leiche; immer bereit, von neuem zuzufahren, dabei erschauernd vor jedem Knistern im Holze, vor jedem Klirren der Fenster, an denen der Frühwind riß, kauerte er neben ihr. Die Uhr nahm er an sich und beschaute sie. Das Laternchen erlosch dann. Es war völlig dunkel. Der Morgen stieg auf, und man fand die beiden.

Am nächsten Tage verzeichnete jener junge Mediziner, welcher eben das Protokoll im allgemeinen Krankenhause führte: „Nr. 716, Franz Kubat, 48 Jahre alt, Studierender der Medizin, Paralysis progressiva." Er hatte sich ohne jede Gegenwehr abführen lassen. Nur als man ihm die Uhr seines Opfers wegnehmen wollte, wehrte er sich grimmig. Von seinem Kollegen erfuhr Siebenschein dies alles.

In einem stillen Kloster Tirols aber harrte ein Mädchen vergeblich auf den Vater, der es abholen und in die Welt einführen gewollt. Nur die amtliche Nach-

richt seines schrecklichen Endes kam. Elisabeth Deym empfing auf Rat der Oberin, um die verlorene Seele des Vaters, der ohne Absolution dahingegangen, zu retten, die Weihen.

Zweites Kapitel.

Die Tischgesellschaft vom Hotel „zum Delirium tremens“ war für immer zerstoben und fand sich auch an einem andern Ort nicht mehr zusammen; Beyerl trieb sich um wie ein wilder Elefant, der keinen Anschluß an eine Herde mehr zu finden vermag, und für den Schranken und Zäune, welche sonst seine Artgenossen binden, nicht mehr bestehen. Aber er war aus einem sicheren Grunde trübsinnig, und so umgarnten ihn öfter Polypenarme, das heißt zu gemein Deutsch: er fiel in die Schlingen seiner Erbfeinde, der Sicherheitswachmänner, und war an Ordnungsstrafen bereits eine solche Summe schuldig, daß er immer kopfhängerischer wurde. In Freiheitsstrafen umgerechnet: er hatte fast ein Jahr zu sitzen, um wieder glatt zu werden; und nachdem er erst im siebenten Jahre seiner Studien stand, so reichten seine rechtswissenschaftlichen Kenntnisse noch nicht so weit, daß er nicht ernstlich an die Möglichkeit eines so grausamen Schicksales gedacht hätte. Immer schwerer ward es, für abbröckelnde Stipendia Ersatz oder einen vernünftigen Grund für die Verlängerung zu finden, und ihm fehlte Förster, der plötzlich in einer ganz unerklärlichen Weise verschwunden war. „Nach Neuseeland oder sonst zu den Zulukaffern“ — Beyerlisch gesprochen — war er

nicht, sonst hätte er Abschied genommen. So tanzten düstere Klostergedanken durch Beyerls Geist. Er, vordem der strengste Wagnerianer, soweit ein lyrischer Tenor das überhaupt sein kann, genoß seither mit Vorliebe „Robert den Teufel“, sang fast nur noch daraus und las in seinen Mußestunden, seiner eigenen Aussage nach also den ganzen Tag, damit er nicht ganz verweichliche, Johannes Scherr, seiner Kraftworte halber, die er dann nicht immer glücklich, aber mit Neigung und Nachdruck verwertete. Seine Spürnase für Alkohol war ihm aber geblieben. Er witterte geistige Getränke und vornehmlich gebrannte Wässer in der Wohnung eines seiner Freunde, wie gemeinem Aberglauben nach das Kamel in der Wüste frisches Wasser erwindet. Immer wieder geschah es, daß einer heimkehrend auf seiner Stube „süßen Sang“ vernahm. Dann lag sicherlich Beyerl auf dem Sofa, vor sich die geliebte Flasche mit etwas Angenehmem, und sang für sich und vergnügt, solange noch ein Tropfen sich fand, seinen Liedervorrat herunter.

„Ja, mein Lieber, was meinst du eigentlich? Bruderherz, wie eine Nachtigall bin ich. Ueberhaupt, ich bin mehr als eine Nachtigall. Eine besoffene Nachtigall bin ich. Sauft nur Wasser das dumme Vieh, der blöde Piepvogel, wie ein Schneidergesell an Wochentagen. Bruderherz, ich bin aber kein Schneidergesell, im Gegenteil! Oder hast schon einen Schneidergesellen gesehen, der einem Schneider schuldig geblieben ist? Ich bin Eduard Beyerl, alleweil Doctorand juris.“ Dann schlummerte er ein wenig und ging, äußerlich ruppig, aber innerlich erhoben, an sein Tagwerk. Es

währte nämlich meist bis wieder in den hellen Tag hinein . . .

Karl Stara lebte allerdings nach wie vor in Wien. Aber auch er zog sich zurück. Er hielt sich eleganter denn je, besuchte nur noch Gasthäuser, an die ein anständiger Mensch nicht einmal zu denken wagt, so teuer sind sie — kurz, er wurde vollständig ein Kavalier. Es hätte niemanden mehr gewundert, ihn einmal in einem Einspänner vornehm vorsausen zu sehen. Man sah, er bereitete sich wieder zu einem großen Sprunge. „Der Kerl pomadisiert sich und spricht schon beinahe wie ein Hofrat," urteilte Beyerl. Etwas Schlimmeres hat er nie jemandem nachgesagt.

So weit war er nun noch nicht. Immerhin hielt er augenblicklich weiter, als er noch vor kurzem für so bald erreichbar gehalten hätte. Es währt lange, ehe der Apfel sich zu färben beginnt. Rötet er sich aber erst, so kann die Reife über Nacht da sein. So stand es auch mit seiner Sache. Nur konnte er freilich die kostbare Frucht, deren zeitigen, deren nahenden Fall er so lange und so inbrünstig erfleht und beobachtet, nicht vor aller Augen an sich nehmen. Es gab da Hindernisse. Die mußten wohl übersprungen oder durchbrochen werden. Und die Frage, wie das geschehen müsse, ließ ihm keine Ruhe. Es durfte keine Lücke in seinem Plane geben, kam's zur Entscheidung. Er mußte das Mädchen, mußte Olga v. Mallovan in einer Weise an sich ketten, daß es auch dann kein Zurück mehr gab, wenn selbst sein Geheimnis, das er so lange aller Augen entzogen hatte, offen und klar zu Tage lag . . .

Manches war ihm ja doch geglückt. Er hatte Olga

v. Mallovan in allerdings belanglose, in kleine Heimlichkeiten verwickelt. Er besaß Briefe von ihr; hatte sie, immer auf den romantischen Hang in ihr rechnend, zu flüchtigen, ungesehenen und unbelauschten Begegnungen veranlaßt. Da warf sie einmal das Wort hin, sie hätte um eine bestimmte Stunde in der Stadt zu tun. So wartete er und empfing einen vertraulichen Gruß, einen Händedruck, freundliche, selbst warme Worte. Ihr Bild besaß er. Sie hatte es ihm einmal gewährt, da er klagte, er werde nun wohl bald aus dem Hause scheiden müssen, ohne jede Erinnerung an die hellsten Stunden seines sonst so trüben Lebens . . . „Ihre Olga," stand in großen und entschiedenen Buchstaben darauf. Denn sie gab sich frank, wie sie war. Zu einer eigentlichen Vertraulichkeit aber fehlte ihm der Mut, der nur Mägden und Dirnen gegenüber dreist war und dies Mädchen immer sehr über sich sah. Was er erreicht, hätte einem Schwärmer genügt. Der war er nicht. Für seine eigentlichen Zwecke aber galt es nicht viel. Kam es auf, so mußte es nur die Eltern gegen ihn erbosen, ohne zu einem Zwange zu gunsten seiner Pläne stark genug zu sein. So gut konnte er schon rechnen. Und gesellt der Besorgnis vor dem Verluste eines so nahen und so einzigen Gutes, wie es ihm der dauernde Besitz Olga v. Mallovans schien, durch jede dreiste Uebereilung, war in ihm eine Furcht und eineBeklemmung aus der Vergangenheit und peitschte ihn vorwärts. Er liebte das Mädchen kaum, nicht einmal nach dem Maße, als er überhaupt einer Neigung fähig war. Eine innerliche Scheu in ihm, dies fühlte er durch alle Stunden wie zu Beginn, würde ihr gegenüber niemals weichen.

Aber er wollte sich an sie klammern, als die einzige, die stark genug war, ihn über alles das hinweg zu heben, was er mit Schaudern hinter und unter sich sah und fühlte ...

Einen Mann, der Karriere machen mußte, wünschte der Vater für das einzige Kind, den der Einfluß des Vaters fördern, der Reichtum der Mutter würdig inszenieren konnte, der die Freiherrnkrone entweder schon trüge oder in naher Zeit erlangen müßte. Einen glänzenden Offizier oder einen jener Beamten, die, von unsichtbaren Händen gehoben, dort zu fliegen scheinen, wo andere mühsam und mit langen Rasten auf steilen Stufen emporklimmen. Es gibt deren, und sie sind viel umworbene und sehr begehrte Schwiegersöhne im alten Beamtenstaate Oesterreich. Dazu hatte Herr Stara nicht das Zeug in sich; das wußt' er. Es schon gar nicht, der an dem Tage, an welchem er heiratete, den Staatsdienst für immer verlassen mußte. Denn er war ein Priester; er trug diesen in Oesterreich unverlöschlichen Stempel: er hatte die oberen Weihen empfangen ...

Und das waren Erinnerungen, wie sie nichts mehr austilgen kann. Sie lagen im Grunde seiner Seele und wiesen jedem Glück, welches sich ihr nahen wollte, spitze und freche Zähne. Unter ihnen vor allem ein Spätherbsttag, grau, wie man ihn nur im flachen Lande Mährens kennt. Da rieselt es, unablässig, eintönig, schleiernd. Und die Welt ist sehr häßlich, und ein dumpfiger Geruch all der üblen Gerüche, welche vor dem strömenden Wasser nicht gen Himmel steigen können, geht durch sie; und der Wind ächzt von den fernen, fernen Hügeln her, durch die nackten Bäume winselnd,

und über die weite, weite Ebene, von der man doch vor dem steten Regen nichts sieht. Man verlangt sich's nicht. Man weiß, wie traurig das Ganze ist; aus der Trostlosigkeit des Ausschnittchens, das man überblickt, weiß man das. Und es schnürt einem das Herz, und man wünscht sich nur die Nacht, die stille Nacht herbei, damit dies schreckliche Grau in dem einen großen Schwarz verschwinde. Er aber ersehnte sie damals auch, damit sie ihn mit seiner Schmach verbärge. Denn an einem solchen Tage war er damals heimgekehrt, unmittelbar nach den großen Ferien, zum erstenmale und gleich für immer in seinem Berufe gescheitert. . . .

Bei einer Nachbarin hatte er sich versteckt. Ein flachshaariger, stumpfnäsiger Bube war zu seiner Mutter durch den Kot patschend gelaufen und hatte ihr gemeldet, Pan Karel sei heimgekommen und gar nicht mehr als ein hochwürdiger Herr angezogen. Er scheute sich vor der Begegnung mit dem jähzornigen Vater, schämte sich, so vor den Geschwistern zu erscheinen, die man schon zur Verehrung des Geweihten des Herrn erzogen hatte. Wieder wünschte er, der grimmige Vater erschlüge ihn wirklich, statt erst zu drohen, damit nur alles vorüber sei. Denn was sollte mit ihm werden, den man so lange für diesen Beruf erzogen? Zumal bei der Armut seiner Eltern, die ohnedies mehr an ihn gewendet, als ihre Mittel eigentlich verstattet hätten? Und dennoch sah er das Leid seiner Mutter ohne eigentlichen inneren Anteil. Die hatte sich schon auf seine Primiz gefreut; es geschah ihr ganz recht, wenn ihr der Spaß so garstig verdorben wurde. Oder hatte er selber sich darauf gefreut? Oder wer hatte mehr in ihn

hineingeredet, er solle geistlich werden und dann seine Schwester zu sich nehmen, wenn nicht eben sie — he? Und warum? Nur weil er eine hübsche Stimme hat, andächtig auf dem Chore sang und sich beim Ministrieren geschickt benahm? Warum nicht lieber gleich Opernsänger? Was? Und er hatte sich beschwatzen lassen und taugte nun einmal gar nicht dazu, nein, beim Sakrament nein, und das Unglück war nur, daß dasselbe so zu spät geschehen war. Und die dachten nur an sich und jammerten, und an ihn nicht. Pfui, wie schlecht!

Während er so jahrelangen Groll ausatmete, sah ihn die Mutter unablässig und unverwandt mit ihren guten, nicht gar klugen Augen an und stöhnte immer wieder: „Karlitschku, mein Söhnchen, mein geistliches Herrchen — was will mit dir?"

Das war ihm gleich. Und eigentlich, es war gut so. Er taugte nicht zum Priester. Durchaus nicht und mit keinem Tropfen seines Blutes. Und die Ehre? Er pfiff darauf. Jawohl — das tat er. Arbeiten wollt' er. Wozu war er stark? Hätt' man ihn arbeiten, hinterm Pflug gehen lassen! Aber im Dorfe konnt' er nicht mehr bleiben. Das sah er ein. Wegen der dummen Leute nicht. Und ob die Mutter glaube, weil er den verdammten Kittel getragen, so sei er kein Mann mehr und spüre nichts dabei, wenn ihm ein junges hübsches Mädel die Hand küßt? Daß er die verdammte Bude in Olmütz nicht angezündet habe, als er gegen seinen Willen draußen stand, das sei der einzige Vorwurf, den er sich mache. Dem Präfekten aber werde er's schon noch zeigen und seinen Tritt geben, dem

Scheinheiligen. Selber hat er ein Mädel. Jeden Tag geht er zu ihr, und wir haben gesehen, wenn er uns ausgetrieben hat, wie man Schafe austreibt in die Stoppeln, wie er immer geschielt hat nach ihrem Fenster. Immer, und mit solchen Kalbsaugen. Und mich schmeißt er heraus, weil ich nicht reich genug bin und mir nicht eine halten kann für mich allein und einmal also Unglück gehabt hab'? Wart' nur, Spitzbub! Sollst noch denken an mich.

Die Mutter jammerte wieder: „Karlitschku, mein herzliebes Söhnchen, mein geistliches Herrchen, was soll nur mit dir?"

Er wurde sehr zornig. Sie solle ihn nicht mehr so heißen, durchaus nicht, wo er froh war, daß er es los ist. Wenn ihm nur wer die zwölf Jahre zurückgeben könnte, die er damit schon blödsinnig vertrödelt. Und in einem jähen Umschwung, echt slavisch begann er zu weinen und sich zu bedauern, zu wünschen, der Vater schlüge ihn doch nur wirklich tot, wo er nichts mehr auf der Welt zu suchen habe, und der Selbstmord sei eine solche Sünde, bis sich die Mutter nicht mehr zu helfen wußte und aufschluchzte: „Karlitschku, mein Söhnchen . . .", beendet hat sie den Satz nicht.

In der gleichen Nacht noch fuhr er nach Wien. Ein Knechtlein trug ihm die wenigen Sachen zur Bahn; daß er sich allein bemühe, litt der Stolz der Mutter auf den studierten Sohn immer noch nicht. Schattenhaft im letzten Augenblicke tauchte die alte Frau auf, steckte ihm zu, was sie in der Eile zusammenkratzen gekonnt bei Gevattern mit Bitten und dem Juden mit Versprechung, küßte ihm in der Hast und Zerstreutheit wie-

der die Hand, von der sie gehofft, sie werde einmal so vielen den Segen spenden. Er zählte vor ihr das Geld, das sie ihm zugesteckt. Es war wenig, und er machte kein Hehl, daß es ihm nicht genüge, obzwar es immerhin, wie er bei sich wußte, viel mehr war, als sie von rechtswegen hergeben konnte. Eine eigentliche Rührung gedieh auch in diesem Augenblicke nicht in ihm, obzwar er entschlossen war, nie und unter keinen Umständen mehr heimzukommen. Dafür war er seinen Leuten schon allzu entfremdet.

Seine und der Seinen Wege schieden sich von dieser Stunde für immer. Den Familiensinn hatte man ihm in der grimmigen Zucht ertötet, die durch ein Dutzend Jahre bestrebt gewesen war, ein tüchtiges Glied der größten und geschlossensten Familie aus ihm zu machen, welche die Welt kennt, der katholischen Priesterschaft. Genommen hatte man ihn. Aber die Weihen hatten nur sein Haupt berührt, nicht sein Herz. Ihn zu diesem ernsten und hohen Beruf tauglich gemacht hatte man nicht; nur für jeden anderen Beruf, der eigenes Eintreten fordert, konnte man ihn verderben. So kam er in die große, weite Stadt, und das Gefühl jener peinlichen Zeit, jener Stunde, in der er selber mit Schrecken erkannt, wie ausgehöhlt und empfindungsarm er war, ging ihm die Jahre her nach, überfiel ihn schmerzhaft in Augenblicken einer Art Erkenntnis, wie sie niemandem erspart bleiben.

Von alledem aber konnte ihm Eine Erlösung gewähren: Olga v. Mallovan. Sie konnte ihn erhöhen zu sich. Und sie mußt' es, oder er hatte endgültig verspielt. Denn so jung war er nicht mehr, daß er noch

einmal alles auf eine Karte hätte setzen dürfen. Er mußte sie an sich reißen, und er wollte alles daran setzen, daß ihm dies eine glückte.

Einen nach seinen Begriffen höchst ansehnlichen Betrag, genügend für die Ausführung eines geheimsten Planes, hatt' er erspart. Er trug ihn immer bei sich, in möglichst großen Noten, sorgfältig gelegt und hübsch geordnet. Nur um den günstigen Augenblick handelte es sich, der ihm Gelegenheit geben sollte, dem Mädchen mit seinen letzten Absichten zu kommen. Sie aber hatte die Selbständigkeit von Kindern aus innerlich uneinigen Ehen, die, kaum zu ihren Jahren und zu ihrem Urteil gekommen, nun von dieser, dann wieder von der andern Seite zu Mitwissenden und selbst Schiedsrichtern aufgerufen werden. Wollte sie nur, so bestand für sie keinerlei Rücksicht.

Es fehlte ihm auch nicht an Gelegenheit, ihr immer mehr, wie näher zu werden. Die gelegentlichen Begegnungen von früher waren häufiger und dauerhafter geworden; man ging einige Schritte zusammen. Schon gab, wenn ihr ein Einfall kam, ein Billet die Stunde und den Ort. Er durfte Päckchen tragen, und es gibt so allerliebste enge und dunkle Gäßchen in Wien, wo sich behaglich plaudern, in Durchhäusern verschwinden, auf stillen Plätzchen weilen läßt.

Und sie war seelenvergnügt und meinte, damit schon ihr Abenteuer erlebt zu haben. Dabei war etwas Blankes an ihr. Wie am Federkleide eines Schwanes das Wasser, so glitten an ihrer ruhigen und bewußten Reinheit unlautere Wünsche ab. Ihr genügte der Verkehr eben vollkommen, wie er sich zwischen ihnen so ge-

mach gestaltet hatte. Das lähmte Herrn Karl Stara, der mit dieser Sorte Frauen noch gar keine Erfahrung hatte. Ob sie wohl immer so blieb? Immer, und auch dann ... Ihre Vornehmheit und ihr freies Wesen entzückten ihn und schlugen ihn zugleich nieder. Daß sie nicht Eile hatte, verstand er. Wie also sollte sie sein Drängen begreifen und teilen?

... Es war zu Beginn des Juni. Noch lag in der Luft jene köstliche und frische Feuchte vom Frühling her, der kaum erst reich und schön abgeblüht hatte. Ein fröhliches Zittern lag über den Straßen, in allem. Die Menschen hatten sich herausgeputzt, ohne anderen Grund, als dem schönen Tag zuliebe, der in ihnen das Bedürfnis geweckt, der hellen Sonne festlich zu begegnen. Eine innere Vergnügtheit war über ihnen.

Herr Karl Stara stand harrend am Eingange des Volksgartens, Pferdebahnwagen nach Pferdebahnwagen rollte vorüber. Er wartete, einen Rosenstrauch in der Hand, aufs beste herausgeputzt und mit jenem etwas dämlichen Ausdrucke, den die Ungewißheit jedem Gesichte verleiht. Die Bonnen, die, Reif und Ballen tragend, mit ihren Pfleglingen an ihm vorübergingen, kicherten und nickten einander zu, wie sie den sehr ernsthaften Mann sahen.

Endlich kam Olga. Sie trug eine gelbseidene Bluse. Der gelbe Strohhut auf den braunen Haaren, in denen immer noch etwas vom Golde der ersten Jugend schimmerte, war mit roten Rosen bedeckt, die einen Widerschein auf ihr eigentlich blasses Gesicht mit den grauen und fröhlichen Augen darin warfen. Sie reichte ihm herzlich die Hand; mit einer hastigen und freudigen

Geberde befestigte sie den Strauß nickender Teerosen an ihrem gelben Gürtel. Sie hatte ihren schönen und glücklichen Tag; sie wußte das, und es erhöhte ihre herzhafte Gutlaunigkeit.

Hinter dem umfriedeten Raume spielte die Militärkapelle. Die beiden schritten auf und ab. Das Mädchen horchte der Musik, und jeder frische Walzer weckte eine hübsche Erinnerung in ihm. Sie liebte den Volksgarten. Er hat etwas von der halben Oeffentlichkeit und wieder von der verhohlenen Vertraulichkeit eines Ballsaales. Man ist im Grünen, und dennoch reckt sich die Stadt allenthalben heran. Es ist meist bessere Gesellschaft, was man so sagt, die sich hier findet. Ein ziemlich lebhaftes Gewühl; man verliert sich darin und weiß sich wieder zu treffen. Daß man aber nicht ganz vom Wege komme, so sieht allenthalben die Ringstraße oder die nahe Burg mit den an ihr angegliederten Palästen durch die zierlichen Gitterstäbe hindurch, und man hört das Klingeln der Pferdebahn und das Plaudern derer, die draußen auf dem Ring lustwandeln, sieht die hellen Gewänder. Es ist ein fröhliches Weilen da. Wie eine Musik klingen diese wirren und wechselnden Laute ineinander. Eine schmeichlerische Walzerweise schlägt durch. Ein erhöhtes, ein reichliches und wohlgesittetes Leben wogt um einen und lockt mit weichen und spielenden Wellen. Und dazu wölben sich grüne und dichte Kastanien über denen, die sich hier ergehen; ernst und weiß schimmern die strengen Säulen eines Tempelbaues durch das Grün der Laubengänge. Und es blinkt von fremden und bunten Blumen in satten Rasenbeeten.

Sie gingen einigemale ziemlich hastig auf und nie-

der. Man sah, wie wohl es dem Mädchen tat, nach dem endlosen, gesitteten Sitzen im Pferdebahnwagen, nach der immerhin langweiligen Fahrerei durch gedehnte Straßen, an traurigen Zinskasernen und armem Volke vorüber, die jungen und gelenken Glieder gebrauchen zu können. Endlich blieb Olga vor der Musik stehen. „Hübsch ist's da, Herr Stara. Immer einmal hübscher wie das letztemal. Mir gefällt's da, wie sonst nirgends in Wien."

Er nickte nur aus seinen Gedanken heraus. Eben begann man „Rosen aus dem Süden" zu spielen. Ja, der Süden, das war es wohl. Dorthin, wenn auch nur auf einige Tage. Und seine Augen hafteten begehrlich auf dem schlanken Körper, der sich unbewußt in den Hüften hob, dem Takte gehorsam. Sie fühlte seine Blicke auf sich ruhen und ließ sie sich ganz gerne gefallen, in der sicheren Gelassenheit eines Weibes, welches wohl weiß, daß seine Schönheit Verlangen wekken muß, und zugleich in sich die Mittel kennt, sich die entflammte Lohe nicht näher kommen zu lassen, als ihr eben genehm ist. Endlich wendete sie sich und lachte ihr helles, feines, jubelndes Lachen: „Und das ist alles, was Sie mir zu sagen haben, Herr Stara?"

Er wurde rot, und das gefiel ihr eigentlich wieder an ihm. Er stotterte in Verlegenheit: „Ich dachte nur eben, Fräulein!" . . . Ein Bekannter ging grüßend vorüber. Sie nickte mit aller Unbefangenheit, wie eine, die weiß, daß ihr nicht gut etwas mißdeutet werden kann. Herr Stara aber stammelte: „Ich dachte, wenn man uns hier sieht." . . .

Den geheimen Wunsch, man möchte sie doch nur mit

ihm bloßgestellt glauben, erriet sie nicht. So lachte sie denn abermals, noch vergnügter, fast wie ein Schulmädel, das eben einen arglistigen Streich hinter sich hat, und sah ihm ruhig und voll ins Gesicht, daß ihm ganz schwül ward. „Na also — das hat man davon. Also: Sie genieren sich, mit mir gesehen zu werden. Und ich dachte schon, der liebe Himmel allein weiß, wie wichtige Sachen Sie nicht mit mir da auszumachen und zu bereden haben."

Er wurde verlegen . . . „Aber gnädiges Fräulein . . . wo denken Sie hin?"

Ihr machte seine Unbeholfenheit immer mehr Spaß, sie ergötzte sich daran, an ihrer Ueberlegenheit, und unterhielt sich ganz ausgezeichnet dabei. Je gelassener und heiterer sie aber wurde, desto tiefer sank sein Vertrauen in den Plan, den er so klüglich ausgeheckt meinte. „Aber, Fräulein," stotterte er, „ich dachte ja nur, man kann hier nicht vertraulich genug reden, so wie mir's heute zu Herzen ist und wie ich eben heute mit dem gnädigen Fräulein reden möchte . . ."

„Soo?" machte sie gedehnt. „Ich meinte, gerade hier könnte man's. Hier hat jeder mit sich selber oder mit anderen zu tun. Gibt also nicht acht auf uns. Und hier darf man uns zwei mitsammen sehen. Denn zu verstecken haben wir doch nichts miteinander und vor niemandem, Herr Stara?"

„Leider," ächzte er und sah dabei so komisch unglücklich aus, daß sie wieder lächeln mußte. Nein, der Mann war nicht gefährlich oder höchstens aus einer gewissen Entfernung, durch die er nur gewann. Den durfte man sich getrost näher kommen lassen. Und in

einer recht übermütigen Laune schob sie ihren Arm in den seinen. „So gehen wir wenigstens wieder, Herr Stara!"

Seine Unsicherheit stieg ins Maßlose, wie er so den blühenden Leib unmittelbar an sich fühlte. Es duftete auch so stark nach heftigen Parfüms in dem Garten, der sich allmählich zu überfüllen begann. Auf allen Rondellen saßen Kopf an Kopf Männer und geputzte Frauen, Jauchzen der Kinder stieg gen Himmel. Sie jagten sich, aufgedonnert wie zierliche Aeffchen, um den Tempel, versteckten sich. Hinter den feierlichen dorischen Säulen guckten blonde und braune Köpfchen vor, die Haare wehend in ungestümer Bewegung, die Gesichtchen gerötet, die Kleidchen flatternd um die warmen, in Freudigkeit zuckenden Körperchen. Und die Musik sang rhythmisch und fordernd, dann wieder flehend in geheimer Bitte in dies alles hinein, und in den Baumkronen war ein Wogen und ein leises, klagendes Aechzen, wie sich nun der frische Abendwind erhob und mit seinem kühlen und waldduftigen Atem vom Kahlengebirge hineinhauchte in dies überlebendige Leben, das Olga bestaunte, wie wenn sie's noch nie so, ebenso gesehen hätte wie diesen Tag. Endlich, es waren eben zwei Mietsessel frei geworden, setzten sie sich. Herr Stara so eng an sie wie nur möglich. Die Hand mit dem hellen gelben Handschuh, der hoch hinauf ging, lag ihr im Schoße. Und unversehens ergriff sie Stara: „Fräulein Olga . . ."

Sie sah ihn recht spitzbübisch, mit lachenden Augen und blanken Zähnen an: „Ja, so heiß' ich, mit Taufnamen. Und getauft bin ich bei St. Stefan, und vom

Erzbischof von Wien. Und meine Taufpatin war eine Russin von der Botschaft. Feiner kann man's schon nicht mehr haben. Aber, es schickt sich eigentlich doch nicht gut, daß Sie mich so ohneweiteres dabei anreden, Herr Karl Stara."

Er hörte nur das Karl. „Fräulein Olga, gnädiges Fräulein! Sie sind so schön . . ."

Sie verwunderte sich: „Nein! Um das zu hören, ist es freilich schon dafür gestanden, daß ich von Dornbach hereingekommen bin."

„Gnädiges Fräulein Olga," er drückte ihre Hand stärker, „Sie sollten mich nicht ausspotten."

„Tu ich's denn?" antwortete sie überlegen und zog die Hand sachte und unmerklich zurück. „Das habe ich sonst nicht in der Gewohnheit."

„Sie sind schon, gnädiges Fräulein Olga, wärmer zu mir gewesen, sehr viel wärmer und schon oftmals."

„Ja, bin ich's?" entgegnete sie nachdenklich. „Das kommt wohl so und geht wieder so und läßt sich nicht kommandieren."

„O, mein gnädigstes Fräulein Olga!" Er machte sein steinunglücklichstes Gesicht und sah so bekümmert und niedergeschlagen aus, daß sie in ihrer Gutmütigkeit das Bedürfnis fühlte, ihn zu trösten. „Und was meinen Sie eigentlich? Soll ich Ihnen vor den Leuten da um den Hals fallen und Sie abküssen, Herr Stara?"

„Erinnern Sie sich also noch daran," machte er ganz verzückt.

„Ja," sie wiegte nachdenklich den Kopf, „gewiß, gerne, und warum denn auch nicht? Es war so schön und voller Mond. Und der Park uns gegenüber war

eben zackig und schwarz wie ein Geheimnis, und etwas Silber vom Mond auf den Baumgipfeln. Und ich hab' das so gern, und Sie hatten eben Chopin gespielt, die Nocturne, und Ton um Ton tropften so geisterhaft wie noch nie, und ich allein habe Sie durch unseren Garten bis zum Tor begleitet und da hab' ich mir gedacht: das ist nicht bezahlt mit drei Gulden die Stunde." Sie brach ab, ein Lächeln der Erinnerung flog flüchtig über ihr Gesicht, und sie reichte ihm die Hand.

Er beugte sich darüber, drückte sie leidenschaftlich, hatte das Gefühl, er müsse etwas Poetisches erwidern, und es fiel ihm durchaus nichts ein, was nicht selbst geradezu störend gewesen wäre. So schwieg er lieber, küßte den Handschuh unablässig, daß sie fühlte, wie es ihr den Arm hindurch aufstieg, höher, bis zum warmen, pochenden und verlangenden Herzen. „Ah, Olga, Fräulein Olga!" stöhnte er unablässig wie in einer Verzückung. Ihr genügten diese gestammelten Worte. Die Stimmung der Stunde, eine Erinnerung aus der Vergangenheit, an ihr einzig Geheimnis vor den Eltern überkam sie und machte auch sie weich.

Er fühlte die Gunst des Augenblickes. Er neigte sich ihr zu und flüsterte heiß in ihr zugewendetes Ohr. Dazu spielte man drüben gerade eine süße und begehrliche Weise, und in ihr schwoll alles mit diesen Tönen und diesen raunenden, schwülen, verlangenden Flüsterlauten. „Fräulein Olga! Ah, gnädigstes Fräulein . . ." Sie kehrte sich ab, ihre Beklommenheit zu verbergen. Aber ihre runde Wange zuckte . . „Was wollen Sie denn, Herr Stara?" hauchte sie und empfand, wie mit jedem leisen Wort das Geheimnis sein goldenes

Netz enger um sie beide warf.

„Wissen Sie, was ich mir damals gedacht hab'? Olga, wissen Sie's?" Und er preßte ihre Hand, daß er ihr wehe tat. Dennoch empfand sie in dem starken Schmerz eine verhohlene Süßigkeit, eine Art Bürgschaft der körperlichen Ueberlegenheit des Mannes neben ihr, der mit einemmale alles lächerlich Unbedeutende verloren hatte, das ihm in ihren Augen noch vor kurzem angehaftet.

„Was denn, Herr Stara?" sprach sie sehr weich und sehr langsam.

„Ich hab' mir damals gedacht: Wenn sie doch mein wäre! Für immer und vor der ganzen Welt . ."

Sie versuchte zu spotten: „Da haben Sie just nicht den dümmsten Einfall und den schlechtesten Geschmack in Ihrem ganzen Leben gehabt." Dann aber, plötzlich und mit durchbrechendem, ehrlichem Gefühl: „Herr Stara . . . Karl . . . Das hab' ich mir seitdem auch schon manchmal gedacht." . . .

„Olga!" Er schrie auf. Es lag ihm auf der Brust wie ein Alp. Er mußte schreien, wenn er nicht ersticken sollte.

Sie sah noch immer und mit dem gleichen verlorenen Blick ins Weite. „Nicht so laut, Karl. Kein Aufsehen, lieber Stara!"

„Olga — sie werden uns aber niemals zusammengeben. Wer bin ich denn? Und wer bist du?"

Das Du berührte sie peinlich, ohne inneren Grund widrig. Wie etwas, das zu früh kam. „Sie werden schon, denk' ich. Nur müssen Sie vorher etwas erreichen, und man darf die Geduld nicht verlieren und

sich durch ihren Einspruch nicht gleich beirren lassen, Herr Stara!"

„Ich kann aber nicht mehr warten. Ich geh dann zugrund, Fräulein Olga! Ich trag' das mit mir herum, das weiß unser lieber Heiland allein, wie lange schon. Ich glaube, seit ich Sie kenne. Ein anderer Mensch bin ich geworden, Fräulein, durch Sie. Ein Lump bin ich gewesen, und ein braver Kerl bin ich, der sich plagt und was auf sich hält und nicht mehr sich wegwirft an Lumpenhunde und schlechte Mädchen, die nur warten, daß ich ihnen winken tu' wie früher, und einer bin ich, der an nichts denkt, nur an Sie, Fräulein. Und soll das alles umsonst gewesen sein? Olga! Liebe Olga! Erbarmen Sie sich!" Es war alles sehr ehrlich gemeint und sogar empfunden, was er sprach. Und dennoch zischelte ein falscher Ton durch, den sie sehr genau vermerkte. Auch begann sie das Flüstern, das sie anfangs berauscht, nun schon nervös zu machen. Noch aber hielt die weiche Stimmung vor. „Ja, aber was dann, Herr Stara?"

„Ich hab' mir's ausgedacht und nicht erst seit heute, Olga . . . Zwingen müßte man sie, wie deine Mutter ihre Eltern gezwungen hat . . ."

„Nicht erst seit heute?" fragte es in ihr. „Ja, wie meinen Sie das?" erwiderte sie laut.

„Sie werden anders nie nachgeben," jammerte er beweglich und küßte abermals ihre Hand. „Außer wir müßten fort, zusammen. Alles Glück vorwegnehmen müßten wir. Dann nämlich kann man uns nichts mehr nehmen. Wir sind arme Teufel alle zwei, liebes Fräulein Olga . ."

„Wir?" entgegnete sie verwundert. „Wir?"

„Also bin ich's," stammelte er, „und ich hab' vorgesorgt für alles. Das Geld habe ich bei mir. Zur Bahn, und fort. Und übermorgen ist alles gut ..."

„Ich soll für Ihr Geld reisen? Das kommt mir doch komisch vor ..."

„Ich bitt' dich, Olga! Hat's denn deine Mutter anders gemacht? Ein Telegramm, und sie geben nach und sind nicht unversöhnlich."

„Es ist aber auch danach ausgegangen," entgegnete sie und wiegte nachdenklich das Haupt. „Ich wünsche mir's anders. Und Sie wissen ja, wie das im Grunde bei uns zugeht, wissen's so gut wie ich."

„Es soll auch anders werden. Olga, liebste Olga!" Er faltete bittend die Hände.

Sie fühlte, daß wieder ein Teil seines Bannes brach, als er sie losließ. Sie sah sinnend und wie unschlüssig nieder auf ihren Handschuh. Da waren häßliche Flecken von seinem Munde, und sie wischte unbewußt daran. Dann, mit einer ungewollten, ungestümen Wendung, sah sie ihm ins Gesicht. Es glomm in seinen sonst verschleierten Augen ein mächtiges Feuer, das ihr nicht mehr bedrohlich war und also gründlich mißfiel. So durfte man sie nicht ansehen. Sie erhob sich. „Ich denke, wir gehen, Herr Stara. Gewartet auf Sie hätt' ich. Auch Jahre. Durchgehen mit Ihnen tu' ich nicht ..."

Er war ganz vernichtet. „Olga," bat er, „gnädigstes Fräulein Olga!" In ihr aber war die Grausamkeit des Weibes erwacht, das rechtzeitig erkannt, einen wie schiefen Schritt es zu tun geneigt war. Sie kehrt

sich immer gegen den, der es dazu bewegen gewollt. Sie nahm ihre Schritte dem Ausgang zu. Es dunkelte bereits; die Gasflammen waren angezündet und glommen in leuchtender Reihe zwischen den Laubkronen. Es klang und sang immer noch um sie; aber Töne und Weisen fanden keinen Nachhall mehr in ihrem Herzen und hatten also auch keine Macht mehr über sie. Am Gittertor blieb er stehen, faltete nochmals die Hände und sah sie noch einmal beweglich an. Sie erwiderte seinen Blick, musterte ihn und begriff durchaus nicht, wie dieser Mann, der nun so jämmerlich vor ihr stand, so kurz vorher auch nur für einen Augenblick in ihr einen Sturm hatte anfachen können, stärker, als er geahnt, als er zu nutzen verstanden. Sie fühlte sich jetzt schon als Siegerin, als die überlegene Dame.

„Olga!“ bat er noch einmal.

„Sie wünschen, Herr Stara? Aber ja, nicht wahr, Sie wollen mich nach Hause begleiten? Sie haben recht. Eine Dame braucht Begleitung, ich hab' das erst heute gesehen. Sonst, allein kann sie immer unziemlichen Zumutungen ausgesetzt sein. So haben Sie's doch gemeint, nicht wahr?“

Sie stieg ein. Er zögerte. „Ich bitte,“ gebot sie sehr bestimmt. Er sprang auf den rollenden Wagen, stellte sich neben sie. Kein Wort wurde während der ganzen langen Fahrt zwischen ihnen gewechselt. Man war am Ziele. Sie verneigte sich: „Ich danke für die Begleitung. Sie werden aber hoffentlich selber begreifen, daß Ihr Verkehr in meinem Elternhause nach dem heutigen Tage sein Ende haben muß. Ich möchte mich nicht wieder ähnlichen Zumutungen ausgesetzt

sehen. Ich will auch nicht immer an meine Unbedachtsamkeit erinnert sein. Einen Grund für Ihr Ausbleiben werde ich schon finden. Gute Nacht, Herr Stara."

Er sah ihr nach, ohne ein Wort zu wissen. In ihm würgte es, und alles stockte. Wie langsam sie nur ging! Ganz so, als könnte ihm der Einfall kommen, ihr nachzustürzen, über sie herzufallen und — und was? Und als wollte sie ihm zeigen, wie garnicht sie sich in einem solchen Falle vor ihm fürchte. Er fühlte sich die Tränen kommen, schluckte und kaute an ihnen und sah dabei so heillos albern und gottverlassen aus, daß selbst eine Art Ekel in ihr aufstieg, da sie zurückschaute und ihn immer noch so jammervoll dastehend erblickte. Sie griff an den Gürtel. Da steckten immer noch seine Rosen. Sie roch herzhaft zu ihnen und warf sie dann mit einer hastigen Gebärde von sich. Nun erst fühlte sie sich vollends befreit . . .

Herr Stara war kein Phantast. War es höchstens in seinen Berechnungen, nicht, wenn er nachher ihr Ergebnis überprüfte. Er wußte nun schon: dies Spiel war für immer aus, das Gebäude seiner Zukunft, an dem er durch Jahre mit heimlicher Kunst und Mühe gezimmert, war in diesem Augenblick für immer und vernichtend eingestürzt. Auf ihm lastete es mit voller Wucht. Er war sehr niedergeschlagen und körperlich ermüdet; und als ihm das Mädchen endlich bei einer Biegung des Weges entschwand, da brach er förmlich und schwer auf einer Bank nieder. Mühselig hielt er noch an sich, klaubte sich zusammen, torkelte verloren wie trunken und ohne rechte Besinnung stadtwärts. Aus einer Kneipe drang helle Heurigenmusik, nun auf-

jauchzend in übermütiger Lust, nun in sich zusammensinkend, wie erschöpft von der bacchantischen Freude, nun kläglich und rührselig. Er brauchte eine Stärkung, und so betrat er den übervollen, rauchigenRaum, in dem manchmal ein heiserer Juchezer übermütig und weinschwer zur verrußten Decke emporstieg. Heute vermochten der Jubel, das taktmäßige Händeklatschen nichts über ihn, die ihn sonst mitrissen. Ein Glas Wein ließ er sich bringen. Er stierte lange hinein, ehe daß er trank, und eine bitterliche Sehnsucht nach herzhaften Tränen überkam ihn davor. Er breitete seine Arme: „Mütterchen, meine arme Mutter!“ stöhnte er vor sich hin . . .

Drittes Kapitel.

Die Stube war überfüllt, als sie Simon Siebenschein auf Beyerls drängende Bitte zum erstenmale betrat. Nur sechs Personen waren in ihr versammelt, und dennoch meinte man darin kaum atmen zu können. So dick wölkte sich der Rauch, so eng und ängstlich zugemessen war der Raum. Am Fenster in seinem grünen Bauer hing der Finke Försters. Und wie die helle Sonne schien und er das Durcheinander der Stimmen vernahm, so zwitscherte er manchmal seinen freudigen Lock- und Waldruf vor sich hin oder hub, wie sich selber prüfend, ein kurzes Gesätzel an, das er immer wieder abbrach. Der Tisch war nicht gedeckt; eine große schwarze Flasche mit Slibovitz stand darauf. Unbereitet, ordentlich zerwühlt war das Bett. Man sah, es hatte

jemand zu sehr übermüdet den Schlaf darin gesucht und nicht gefunden.

Auf dem grünen Sofa, in eine abgeschabte Kutte gehüllt, lag der, dem zuliebe diese Versammlung veranstaltet ward. Raimund Förster war jählings wieder aufgetaucht, und die weiland Stammgäste vom „Hotel Delirium", insoweit sie nicht das Leben schon nach allen Winden vertragen, hatten sich eingefunden, den verlorenen Freund zu begrüßen. Er war sehr matt und heruntergekommen. In seinen Augen glomm ein schweres Fieber, und es war an dem ganzen Menschen alles abgezehrt, erschöpft, ausgehöhlt von innen. Als ihm Siebenschein die Hand reichte, griff er unmerklich gewohnheitsmäßig nach dem Puls. Er mußte an sich halten, sein Erschrecken nicht zu verraten. Das war der Puls eines Herzkranken im letzten Stadium, und auch aus der Stimme hörte man die ewigen Beklemmungen, an denen der Verlorene litt. Er sah den Mediziner fest an: „Nicht wahr, gefallen tu' ich dir auch nicht?" und schenkte sich ein Glas von dem Branntwein ein, das er gierig mit einem Schluck austrank.

Siebenschein griff nach der Flasche. „Du darfst keinen Schnaps mehr trinken. Keinen Tropfen. Er muß dir unbedingt schaden . . ."

„Meinst?" rief Förster fast überlegen höhnisch und hob sich. „Nein, was ihr gescheit sein tut! Gibst her das Flaschel? Mir schadet nichts mehr. Das weiß ich."

„Ueberhaupt, ich geh' ins Krankenhaus und hol' einen tüchtigen Arzt. Das ist doch wieder nicht nötig, daß man dich so daliegen läßt."

„Ich bitt' dich, Gemütsmensch, Siebenschein, Proßnitzer, strapazier' dich nicht! Außer du findest, wir sind noch zu wenig auf der Bude."

„Red' nicht so viel, Förster, Bruderherz," stöhnte Beyerl in aufrichtiger Angst.

„Da hast du eigentlich recht. Denn Sinn hat's keinen." Und Förster streckte sich wieder aus. Mit einer Gebärde voll Neigung unterstützte ihn Beyerl dabei, schob ihm ein Kissen unter den Rücken. Der Kranke lag regungslos da, sein Atem ging mühsam und röchelnd. Die schmalen Schultern riß es ihm manchmal mit einem mächtigen Ruck vorwärts. Auch der Finke verstummte, und es war eine sehr peinliche Stille. Bis endlich Siebenschein, um das Schweigen zu brechen, mit einer Frage dareinfuhr:

„Und wo hast denn die ganze Zeit gesteckt? Nicht einmal geschrieben hast du?"

„Laß dir's von dem erzählen. Ich hab's satt, immer mein Lamentabel herzuleiern wie der Bettelmann an der Troppauer Oppabrücke."

Beyerl begann. Flüsternd, heimlich. Aber Förster unterbrach ihn: „Red' lauter; wer's ausgehalten hat, der kann's auch aushören."

Wieder begann Beyerl, diesmal vernehmlich. Kaum aber hatte er seine Stimme erhoben, als der Finke einfiel, hell, jauchzend, mit vollem Ungestüm und ganzer Kraft. Als flammte ein Frühlingstag über Hohenolbersdorf, und an jeder Wand der Weberhäuschen hinge ein Finke, und als riefe und fordere einer den andern. Förster horchte ihm mit schwimmenden Augen und ganz Ohr zu und brach plötzlich in ein ungestümes

Weinen aus. Dann murmelte er in seinen angegrauten Bart: „Der kann's noch . . ." Und wieder rauh: „Wirf ein Tuch über. Man hört kein Wort vor dem Vieh!"

Also, es war nicht mehr gegangen. Alles wär' am Ende erträglich gewesen — man hungert, aber man verhungert nicht — nur nicht die ewige Obdachlosigkeit. Das bringt einen ganz auf den Hund. Das macht, daß man sich völlig verloren glaubt und vom Morgen ab sich durch den ganzen langen Tag fürchtet. Wenn er sich wo vorstellte um eine Hofmeisterei oder so was, so sah man ihn so gewiß an. Natürlich, vor einer solchen Vogelscheuche sollten Jungen Respekt haben! Und wenn er schon einmal durch irgend ein Wunder die Taxen für die Prüfungen beisammen hatte — man will wieder ordentlich essen und sich seinen guten Tag antun. Dazu das nimmer weichende Gefühl eines siechen und für keinen Lebensberuf mehr tauglichen Körpers.

So war die letzte Zuflucht für immer seinen Gedanken nah und näher getreten. Nicht an den Tod dachte er; dies Leben hielt ihn immer noch, auf das derjenige am schwersten verzichtet, dem es niemals mild begegnet ist. Er hofft ein letztes Lächeln, das alles vergüte. Aber aus der Welt wollte er sich flüchten, und so suchte er denn um Aufnahme in ein Kloster an. War es sein alter Unschick? Die Furcht eines Unfrommen, man könne den eigentlichen Grund seiner Weltflucht durchblicken, die ihn seine Gläubigkeit und religiöse Sehnsucht übertreiben ließ? War das ein neuer Unstern? Er sehnte sich nach Ruhe und Behagen, selbst

nach einiger Pflege — und man hatte den gebrechlichen Menschen zu den bosnischen Trappisten, zu einem Leben voll schwerer Arbeit, voll neuer Entbehrungen, geschärft durch eine unbarmherzige und geisttötende Zucht, entsendet. Gläubige Begeisterung mag auch das ertragen, mag unter solchen Umständen selbst Großes vollbringen, hat es in aller Welt und wiederholt und wunderwürdig getan. Sie aber fehlte ihm völlig. Und die Erkenntnis, eine große Lüge gegen seine innerste Ueberzeugung ganz fruchtlos auf sich genommen zu haben, gab ihm den Gnadenstoß.

Er ging zugrunde daran. Zunächst in sich selber.

Dennoch, so müde war er, fügte er sich eine Zeit nach seinen schwachen Kräften in alles. Seinen Eltern galt er wohl für tot. Er hörte nichts mehr von ihnen. Kein Ruf drang mehr zu ihm, dem er auch jetzt sicherlich noch nicht gefolgt wäre, denn etwas seines Stolzes war immer noch in ihm.

Dazu dies verdumpfte Dasein, welches nur darauf berechnet war, jeden eigenen Gedanken in ihm zu töten, alles Lebenskräftige abdorren zu lassen, wenn auch für einen großen Zweck, der aber durchaus nicht der seine war und es auf die Dauer immer minder ward. Kein Buch! Keine Kunde von allem, was sich begab! Und er hatte dennoch so lange in der Welt gelebt und an allen ihren Fragen leidenschaftlich Anteil genommen! Ein schattenhaftes Abgeschiedensein mit heißen Wünschen, die in ihm ungestillt und mächtig riefen. Keinerlei Anregung. Ein lastendes, erzwungenes Schweigen. Er hatte niemals gern gesprochen, sich schon als Student durch Wochen in seine Versunkenheit eingehüllt.

Dann aber nach freiem Entschluß: „Wozu reden? Was kommt heraus dabei?" Dieses aber war ihm unerträglich, und seine wohl gedrückte, aber innerlich ungebärdige Natur lehnte sich dagegen auf.

Dann hatte ihm ein sonderbarer Zufall ein Zeitungsblatt zugeweht. Was darin stand? Er war auf diese Kunde hin entflohen. Erst als er weit, sehr weit weg war, fiel ihm ein, daß ja niemand das Recht gehabt hätte, ihn zurückzuhalten. Denn er stand noch ohne Profeß in seiner Probezeit.

Zu Fuß war er gewandert. Die endlose Strecke aus dem wilden Bosnien nach dem weiten, weiten, weißen Wien. Er hatte kein Geld, um zu fahren. Manchmal ließ ihn ein mitleidiges Bäuerlein um seines Gewandes willen eine Strecke Weges aufsitzen. Ein andermal gab man ihm Obdach. Die Saaten standen noch grün, als er aufgebrochen. Im Wandern sah er sie gilben, reifen, erfuhr den Schnitt vollbringen. Unkundig war er der Sprachen der Länder, durch die er zog. Keinen andern Ausdruck des Wunsches oder der Bitte kannte er, als den das Elend mit grauem Stempel ihm unverlöschlich ins Antlitz geprägt. Seine Festtage waren es, wenn er zu einer der spärlichen deutschen Siedelungen im ungarischen Flachlande gelangte. Dorten hielt er Rast; dann hörte er sprechen. Er wußte, wie sich's am Zigeunerfeuer nächtigt, wie in Heuschobern oder am Rande träger Gewässer mit düsteren Weiden, wie am Bord trauriger, glucksender Sümpfe, aus denen das hohläugige Fieber zu ihm herantrat und ihn anwehte mit giftigem Atem. Wieder einmal fand er sich zu einem der wenigen wandernden

Handwerksburschen und zog mit ihm, der das Bettelhandwerk besser verstand, genoß etwas von der Kunst des andern, bis dem sein melancholischer Gefährte zu viel ward oder gar zu langsam erschien und er ihn irgendwo abschüttelte. Aber sein eigentlichstes Ziel hielt er mit eisernem Willen fest. Zu der Zeit, da er sich's vorgesteckt hatte, war er doch wieder in Wien. Und nun ging's nur noch um wenig.

Die anderen vier erhoben sich. Beyerl gab ihnen das Geleit, und man hörte sie in der Küche flüstern. „Daß sie nur weg sind!" ächzte Förster.

„Und was stand in der Zeitung?" fragte Siebenschein.

Förster reichte ihm das Blatt. Alt war's und zerknüllt und kaum mehr leserlich, so oft entfaltet, wieder zusammengelegt, in der Hand geklammert war es vordem. Eine Notiz war angestrichen. Darin berichtet, daß die Stadt Hohenolbersdorf ein Gemeindespital errichtet habe, welches man mit geziemender Feierlichkeit am 16. August 1886 eröffnen wolle. Man war in den ersten Augusttagen.

„Und du willst?"

„Ja. Man möchte doch etwas von seiner Heimat haben . . ."

Beyerl war wieder hereingekommen. Förster, mit seiner steten Unruhe, setzte sich auf und strich sich die wirren Haare aus dem Gesichte: „Bist ein guter Kerl," sprach er und reichte dem zuverlässigsten Kameraden die Hand über den Tisch. Und dann, mit gestauter Rede, manchmal mit der Hand auf den Tisch schlagend, wieder des Wortes unfähig, begann er:

„Das will ich, ja. Nach Hause will ich in das Spital, das sie gebaut haben. Aufnehmen werden sie mich. Ein Hohenolbersdorfer bin ich. Krank genug bin ich dazu; was, Siebenschein?"

Der suchte zu beruhigen: „Aber das könntest du doch hier auch haben. Und bei sorgfältigerer Pflege, tüchtigeren Aerzten und mit deinesgleichen als Stubengenossen. Nur etwas gelassener und kräftiger müßtest du werden, und du wirst ganz gesund."

„Red' keinen Unsinn!" Er preßte die Hand gegen das zuckende Herz. „Das spürt man da besser. Ich war immer der Erste. Durchs ganze Gymnasium war ich's. Kannst in Marie-Schnee meine Zeugnisse haben, wenn's dir dafür stehen tut, einen Brief zu schreiben deshalb. Und unter so vielen Geschwistern war ich der Aelteste. Ich will auch da der Erste sein . . ."

„Der dort — aufgenommen wird?" meinte Beyerl sehr beängstigt.

„Ja, der dort aufgenommen wird und dort bleibt," ergänzte Förster mit aller Bestimmtheit. „Du mußt mit mir nicht so herumtun. Ich bin kein Mäderl. Ich weiß, woran ich bin. Und ich weiß auch, warum ich das will. Ich war hochmütig auf mein Wissen. Keinem Menschen hab' ich seine Ehre gegeben, die er verdient, und alle waren sie mir zu dumm und zu gering, und wenn der ganze Ort auf mich stolz war, so war das dem ganzen Ort seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit . . . Und jetzt will ich ihnen zeigen: Das ist aus dem Genie, von dem ihr den Kindern erzählt habt, wie klug, wie fleißig es war und wie weit daß er's bringen muß, dem Raimund Förster, geworden, für den alles

zu wenig war. Und darum muß ich just so hin, wie ich bin. Ich muß Buße tun vor allen, weil ich versündigt bin vor allen. O, pfui auf die Welt!" Er schlug beide Hände vors Gesicht, es riß in ihm und an ihm.

Er trank wieder. In ein Wasserglas schüttete er das giftige Getränk und sog heftig daran. Nachher: „Und vielleicht ist es eine Witzigung. Vielleicht erschrickt einer, wenn er mich sieht, als eine Warnung, und geht nicht meinen Weg, und ich bin doch noch was nutz gewesen auf der Welt. Denn es ist ein weiter Weg für einen armen Teufel, und wenn er nicht ausgerüstet ist danach und er findet niemanden den ganzen großen Weg, so hält er's nicht aus, und er muß krepieren am Weg, wie ich krepieren tu', und hätt' es anders vielleicht besser gehabt. Und wenn ich nur gewebt hätt' wie mein Vater — ist kein übermütiger Wunsch . . .

„Und," seine Stimme kreischte vor der Anstrengung, mit der er sprach und seine Beichte beendigen wollte, „da haben sie einmal, wie ich noch ein Bub war, einem Hunde in Hohenolbersdorf aufgebracht, er ist toll. Warum, hat niemand gewußt oder weiß ich nicht mehr. Da sind die Buben alle über ihn mit Steinwürfen, haben ihn in einen Winkel gejagt, und wenn er durchbrechen wollte, so haben sie mit Steinen nach ihm geschmissen und haben alle Stöcke vorgehalten und auf ihn gedroschen, und einen schrecklichen Mut haben sie gehabt, so viele gegen ihn. Ich war nicht dabei. Geschrien hab' ich vor Angst und Aufregung und Mitleid. Und doch zugeschaut. Er hat erst gebellt, hat die Zähne gefletscht und geschnappt. Und dann, wie's immer ärger über ihn gekommen ist, hat er gewinselt und

mit dem Schweif gewedelt, hat so gebettelt und sich auf die Erde niedergeworfen. So ein roter Hund war's. Und wie es gar war mit ihm, da bin ich hin und er hat noch einmal die Augen aufgeschlagen und das seh' ich jetzt immer. Mein Wort, Beyerl! Es waren gute Augen, und ich kann dir's schwören wie in meiner letzten Stunde — der Hund war nicht toll, Beyerl!"

Er brach jählings ab und stopfte sich mit zitternden Fingern eine Pfeife an.

„Er deliriert," flüsterte Siebenschein Beyerl zu. Der schüttelte nur abwehrend den Kopf. Förster rauchte heftig und mit Beschwerde und sah beide mit seinen roten und ängstlich-zornigen Augen an. Dann: „Das Reisegeld ist ja wohl beisammen?"

„Ja," meinte Beyerl, „das hat keine Sorg'. Das haben wir reichlich zusammengebracht. Du sollst zweiter Klass' fahren, wie ein Prinz oder sein Hofmeister, und sollst eine Zehrung haben für den Weg und kannst dir von der Station gar deinen Wagen nehmen bis nach Hause. Du siehst wenigstens, wie lieb man dich hat allgemein."

„Ist gut . . . und jetzt noch eins . . singen wir mein Lied!"

„Aber, Förster!"

„Ich bitt' dich, Beyerl! Ich werd's in meinem Leben auch nicht mehr von dir verlangen." . . Und er begann mit seiner schrillen und mühsamen Stimme:

„Die Leineweber haben eine saubere Zunft . . ."

„Harum, ditscharum, schrumm, schrumm, schrumm," fiel Beyerl mitgerissen übermütig und schmetternd ein.

„Mittfasten halten's Zusammenkunft."

„Harum, ditscharum, schrumm, schrumm, schrumm."

„Das hat einen tiefen Sinn, den man nur nicht leicht begreift," erläuterte Förster und ruhte von der Anstrengung erschöpft ein wenig aus.

„Die Leineweber schlachten alle Jahr zwei Schwein'."

„Harum, ditscharum, schrumm, schrumm, schrumm."

„Das eine ist gestohlen, das andre ist nicht sein."

Und Beyerl toll aufjauchzend: „Harum, ditscharum, schrumm, schrumm, schrumm."

„Aus diesem Verse könnte man bestimmen, was für ein Handwerker das Lied gemacht hat. Wahrscheinlich ein Korbflechter oder ein Nagelschmied. Denn die Leineweber waren immer ehrlich. Wenn sie was gestohlen haben, so höchstens Garn. Das ist aber ihr zunftmäßiges Recht," bemerkte Förster als gewissenhafter und unterrichteter Mensch. Dann erhob er wieder seine Stimme: „Die Leineweber."

„Hör' auf," fiel Beyerl mit verzerrtem Gesichte ihm ins Wort und streckte beide Hände abwehrend vor.

„Nehmen keinen zum Lehrjungen an," vollendete Förster unentwegt und gelassen."

„Harum, ditscharum, schrumm, schrumm, schrumm." Beyerls Stimme zitterte, und sein Gesicht glühte bis in seine Glatze.

„Der nicht wenigstens sechs Wochen hungern kann," schloß der andere. Er leerte die Neige, die noch in seinem Glase war, und hob es dabei in die Luft, als tränke er einem Unsichtbaren zu. „Den Rest wollen wir uns schenken," sprach er vollkommen tonlos, legte sich nieder und kehrte sein Gesicht der Wand zu.

Er rührte sich nicht einmal, da sich Siebenschein endlich entfernte. So regungslos verblieb er, daß sich der Mediziner in geheimer Angst noch einmal über ihn neigte. Förster sah ihn dabei mit einem eigenen Blick an, als er ihm die Hand mehr überließ, als reichte. Es durchzuckte den andern: er hatte die Geschichte vom roten tollen Hund verstanden ...

Nachdenklich und bewegt ging Siebenschein von dannen. Da waren reiche Gaben gewesen. Ein Wissen, weit über das Gewöhnliche hinaus. Ernst und strebend, sittlich und nach Hohem und dennoch nicht Uebermäßigem bemüht. Und dies alles hatte nicht genügt, ein solches Ende abzuhalten! Denn des kranken Mannes Tage waren gezählt. Daran konnte kein Zweifel mehr sein. Woran aber lag es, wenn es so gekommen? Er wußte keine Antwort, und dies beständige Auftauchen von Fragen, auf die es keine erschöpfende Erwiderung gab, verwirrte ihn, störte ihn in seinem Glauben an alle Gesetzmäßigkeit, in seiner Meinung, als frommten Wollen und Fähigkeiten überhaupt zu etwas. Er war sehr zerstreut im Krankenhause, sah mit verwunderten und nachdenklichen Augen in das laute Treiben um sich und fühlte oft einen eigenen und stechenden Schmerz in den Schläfen ...

Diese Nacht blieben die beiden Freunde zusammen. Am nächsten Morgen begleitete Beyerl den Siechen zur Bahn. Er hatte sich im Amte, wo er damals schon aushilfsweise als Schreiber mit der Anwaltschaft auf eine gewisse und dauernde Stellung Dienst tat, entschuldigen lassen. Der Tag war sehr hell und warm. Förster wollte unter gar keiner Bedingung mit der

Pferdebahn fahren. Noch einmal wünschte er den linden Zauber dieser Stadt in sich einzusaugen, in der sich alle seine Kraft verzehrt hatte. Viel Licht lag in der Welt. Die Bäume standen grün, und fröhlich sah das Kahlengebirge mit seinen weinschweren Hängen in die hellen Straßen. Es ließ sich so gut den Kai entlang schlendern, an dem vertaut die Dampfer lagen und nach Kräften in die blaue Luft pusteten. Förster hing fest am Arme seines Freundes. Die verwunderten Blicke, die ihm in seinem immerhin sonderbaren Aufzuge galten, störten ihn durchaus nicht.

So kamen sie zur weiträumigen Praterstraße. Es war um die Zeit, da die vornehme Welt, soweit sie um diese Jahreszeit noch in Wien weilt, von ihrer Frühstücksfahrt in den Prater zurückkehrt. Gelegentlich rollte aus der Krieau eine Equipage heimwärts; zahlreiche Spaziergänger, Reiter, die frische Luft da unten geatmet, tummelten sich nach ihrem Heim. Grau und ernst spannte sich das Mauerwerk samt den schwarzen Brückenbogen der Eisenbahn durch das herzudrängende dreiste und vertrauliche Grün. Förster sah dies alles mit begehrlichen Augen, in denen ein niemals gestilltes, nicht mehr zu unterdrückendes, noch zu erfüllendes Verlangen loderte ...

Vor einem Wirtshause blieb er stehn. „Du, Beyerl," begann er zaghaft, „ich bin dir so müd'."

„Ja, mein Lieber, was willst du da machen? Siehst es? Ich hab' dir's gleich gesagt: Fahren wir lieber, wo wir's doch dazu haben ..."

„Du, Beyerl, und ich hab' dir einen Hunger! Ich

meine immer, ich halt' es weiter keinen Schritt mehr aus!"

„Ja, mein Lieber, was wollen wir da machen," meinte Beyerl nachdenklich und schwankend. „Willst vielleicht noch einen Kaffee trinken?"

„Gibst mir Ruh mit deinem Kaffee! Muß ich immer Weberkost haben?" Er stieß ihn schmeichlerisch mit dem Ellenbogen an. „Aber Zeit hätten wir noch . ."

„Ja, Zeit hätten wir noch," bestätigte Beyerl, und sah erst eindringlich auf seine Uhr, an deren dauernden Besitz er sich so schwer gewöhnen konnte, dann nach der von St. Johann, die von ihrem schlanken, kantigen Türmchen so recht golden und eindringlich zu ihnen herüberleuchtete.

„Du — und da gibt's dir ein so gutes Gollasch; weißt, wir sind immer hereingefallen, wenn wir einmal vom Prater zeitiger sind heimgegangen . . ."

„Ja, da gibt's ein so gutes Gollasch," echote Beyerl sehr elegisch. Das Gollasch ließ sich nicht leugnen. Es roch gerade jetzt, wo seine Stunde gekommen war, verführerisch bis auf die Straße hinaus.

„Und so ein' guten Wein gibt's da, weißt? Scharf und schneidig, und auf der Zunge liegt er einem und prickelt. Und gar der Süße! Der Strohwein. Weißt, wenn wir einmal ein Mädel mit uns gehabt haben und das Volk lebte. So schmalzig und so viel gut! Du, so ein Glas Wein möcht' ich noch einmal mit dir trinken und ein Gollasch essen und dann heim für immer!"

„Ja, wenn's aber nachher nicht reicht?" erinnerte Beyerl im schweren Kampfe mit dem eigenen Gelüste,

dann dem des Freundes und großer Verantwortlichkeit. . . .

„Geh! Wegen einem Glasel soll's nicht reichen! Ich bitt' dich, Beyerl . . ."

„Es geht nicht. Komm in ein Kaffeehaus. Da weiß man, wenn niemand da ist, mit dem man Billard spielt, und man kommt nicht in den Flaschenbiersuff oder fällt in den Kognak, wenigstens auf den Kreuzer vorher, was man anbringt. Da bin ich dabei. Mein Wort —ich geh' nicht da hinein. . . ."

„Beyerl! So ein Unmensch wirst gegen mich auf deine alten Tage?" Und er sah ihn überlegen an. Spitzbübisch ordentlich sah er ihn an, mußte sich Beyerl denken. Da gab's kein Widerstehen. „Also meinetwegen," entschied er. „Aber Wort bleibt Wort. Hinein gehen tu ich nicht. Wir sitzen da, im Vorgartel."

Ihnen vorüber flutete das fröhliche und geschäftige Straßenleben. Vor ihnen stand eine Flasche Wein. Sie saßen, und sie tranken andächtig, Tropfen um Tropfen auf der Zunge zerdrückend und ausschmeckend, was da so firn, so duftend und so golden im Glase funkelte. Sie waren sehr still dabei. Eine leise Rührung, ein Mitleiden mit sich selber überschattete jede Sonne dieser Scheidestunde. Zigaretten rauchten sie, fertige, nicht wie sonst selber gedrehte, so daß man von ihnen nur den Genuß und nicht auch die Plage hatte. Noch eine Flasche kam, besser wie die erste, und dann, wie die Rührung wuchs, noch eine vom Süßen. Endlich brachen sie auf, Beyerl zahlte hastig und ängstlich. Eine Familie mußte durch eine gute Zeit von dem le-

ben können, seiner Meinung nach, was sie so vertan. Es war eben noch Zeit, als sie auf den Bahnhof kamen. Er eilte zum Schalter, fragte nach dem Fahrpreis und verfärbte sich.

„Wart' ein bißchen." Nach einem Weilchen kam er wieder. Ganz atemlos besorgte er das Nötige und steckte danach Förster noch einige kleine Banknoten zu. Sogar die zehn Kreuzer für die Perronkarte vergönnte er sich noch. Draußen fielen sie einander in einem Abschied für immer stumm um den Hals. Beyerl, um frei zu werden, langte nach seiner Uhr, ließ aber in rechtzeitiger Besonnenheit die Hand wieder sinken. Er führte den Freund zum Wagen, half ihm die Stufen hinauf und umhalste ihn noch einmal zart und innig, um ihm nicht etwa mit seiner Riesenkraft wehe zu tun. Dann setzte sich der lange Zug in Bewegung und rollte fort in das weite, flache Land hinaus. Dünne und flinke Glocken bimmelten, Signale, dumpfes Tuten, Zurufe übertönten die letzten Worte. „Das ist wie bei Ludwig XVI., als sie ihn zum Schafott führten, und er noch einmal sprechen wollte," dachte Förster, der es seit je liebte, zwischen sich und seinem Schicksal welthistorische Parallelen zu ziehen. Er winkte, solange er des anderen ragende Gestalt und seine schimmernde Glatze erblicken konnte. Dann sank er in die Kissen und weinte bitterlich . . .

Wenige Tage später, im achtundzwanzigsten Jahre seines verfehlten Lebens, ist er gestorben. Sein letzter Wunsch ging in Erfüllung. Er war der erste, der im Hohenolbersdorfer Krankenhause starb, der erste, der von da den Weg zum Friedhofe getragen ward. „Im-

mer der erste.“ Auf seine Bitte meldete der leitende Arzt dieses an Eduard Beyerl. Er teilte das allen denen, die dem unglücklichen Menschen mindestens das Ende freundlicher und nach seinem Begehren gestaltet hatten, geziemend mit. Auch Stara wollte er davon verständigen. Er fand ihn wieder nicht, so wenig, als er ihn damals auftreiben gekonnt, da er für Förster betteln gegangen war. Im Amte wußte man nichts von ihm. Seit Mitte Juni war er ohne Urlaub verschwunden, und in seine Wohnung wollte Beyerl nicht gehen. Dafür war ihm der Mann nicht wichtig genug.

Viertes Kapitel.

Dem Frühjahr zu war es mit der alten Beil immer schlecht gegangen. Sie litt unter den schweren Nebeln, unter der Ueberarbeit, die sich zu Beginn einer jeden Saison immer häufte. Man sah, daß es kaum lange mehr mit ihr dauern würde; das aber sah und tuschelte man sich im Hause schon lange zu, und sie, wenn eine Nachbarin in der gewohnten Mischung von Mitleid und Schadenfreude ihr schlechtes Aussehen bemerkte, pflegte sich zu recken, die Hand auf die Brust zu legen und zu hüsteln: „Gar stark war ich niemals net. Gar da net. Aber ich halt' schon noch was aus. Ich geh' noch mit mancher Leichen — wetten S'?“

Gegen ihr einzig Kind blieb sie sich immer gleich. Es war stets dasselbe Verhältnis: argwöhnisch, hart und manchmal selbst erbarmungslos war sie gegen Resi. Ja, je mehr sie in sich selber den Strom des Lebens versickern fühlte, desto strenger ward sie. Sie

hatte viel zu entgelten an ihr. Vor sich selber aber fand sie einen andern Grund. „Ein Waserl! Wer weiß, wie bald daß sie's ist? Das muß hart gewöhnen und derf net mit ein' jeden Puffer und Schupfer ins Weinen anfangen.“ So mindestens äußerte sie sich gegen ihren Zimmerherrn, Herrn Karl Stara, der sie neuerdings häufiger auf einen kleinen Plausch beehrte, ihr zusah, wie sie flink und dennoch sorgsam ihre Fäden zog, und der dabei der kleinen Resi — denn sie blieb zierlich — was sie so gar nicht mochte, in den gebogenen Nacken blickte. Seine Studien hatte er nämlich wieder, und zwar diesmal endgültig, links liegen lassen, und wenn er zu Hause war, so grübelte er viel, lag auf seinem Sofa und starrte stundenlang zur Stubendecke auf, bis ihm ward, als wollte sich die auf ihn stürzen und ihn erdrücken. Vielleicht, dachte er manchmal, wäre dies auch noch das Beste für ihn, oder der große Haken in ihrer Mitte harre nicht nur auf eine Hängelampe und hätte eine aufmunternde und symbolische Bedeutung ...

Er war um die Dornbacher Villa herumgeschlichen. Oftmals, lange und verlangend. Aber er sah höchstens die beiden Frauen in Begleitung einer neuen Erwerbung, eines großen Hundes. Das lichte Gewand der Tochter, das dunkle Seidenkleid der Mutter schimmerten durch die Büsche. Er hatte dem Mädchen aufgelauert. Sie wich ihm nicht einmal aus, sie ging ihrer Wege wie vordem und immer. Wenn er grüßte, so nickte sie Entgegnung. Immer aber erst ziemlich spät, hochmütig, wie wenn sie sich seiner erst entsinnen müßte. Einmal nahm er sich ein Herz, schritt auf sie

zu, wollte sie ansprechen. Sie blieb stehen, erwartete ihn mit einer sicheren und überlegenen Verachtung, vor der er in sich zusammenbrach, und schritt dann ihr Kleid raffend und mit einem spöttischen Lächeln an ihm vorüber. Er haßte das Mädchen an diesem Tage. Er fühlte, daß sie ihn durchschaute und nach seiner ganzen erbärmlichen Feigheit, die ihn niemals etwas gegen sie unternehmen lassen würde. Sonst hätte sie ihre Briefe und ihr Bild zurückfordern lassen. Nichts dergleichen. Sein letztes Honorar kam, obzwar man nach Stunden akkordierte, gleich für den ganzen Monat, ohne jede Bemerkung, ohne Wort. Noch ein Trinkgeld! Und er behielt's dennoch. Eine unbändige Wut hatte sich damals gerade aus seiner Verzagtheit in ihm erhoben. Er wußte, wäre sie nur einmal allein gewesen, er hätte ihr etwas antun können. Etwas Schreckliches, Mörderisches, davon die Zeitungen zu berichten gehabt hätten. Er suchte sich die Notizen in Gedanken zu stilisieren, so verfraß er sich in jene Möglichkeiten. So aber — wo sah er sie? Am Kohlmarkt hatte er jene ihn empörende Begegnung gehabt. Die vielen Leute! Er hatte noch einmal gegrüßt und schlich sich längs der Mauern. Erst war freilich seine Hand suchend wie nach einem Messer in die Tasche gefahren; nun strich sie über sein Gesicht, ob da nicht ein Schlag brenne, der ihn unsichtbar, doch unauslöschlich für immer gezeichnet....

Ins Amt ging er nicht mehr. Es war eben etwas geschehen, das ihm alle seine Aussichten auf Beförderung nahm. Dies wußten sie sämtlich, vom Türsteher bis zu seinem eigenen Bureauchef hinauf. Der Hofrat

kam am Tage nach jener unglückseligen Begegnung im Volksgarten in Staras Abteilung, sprach mit dem Vorstande und noch einigen, war sehr geschäftig und freundlich mit sämtlichen und übersah nur ihn immer. Umsonst drängte sich Stara seinem Gönner mit seiner ganzen Beflissenheit in den Weg. Endlich: „Ah, Herr Stara? Sie wünschen wohl etwas?" Dieser Ton, diese Gebärde, bei allem Anschein des Wohlwollens.. Stara fühlte, wie sich selbst seine Demut bäumte. Das war die Vernichtung, und er las auf allen Gesichtern, daß man sein Urteil verstanden hatte und es zu vollstrecken bereit war. „Gelämmert!" raunte ihm sein Nebenmann hämisch ins Ohr, so daß es Herr v. Malsovan hören konnte, wenn er wollte. Der lächelte. Ja, gelämmert, das war Stara. Wozu sich das täglich gewissermaßen amtlich bescheinigen lassen, daß man gelämmert sei? Wozu ein Dienen ohne jede Hoffnung auf Steigen? Bei dem Gehalt? Er blieb aus.

Er hatte, wenn auch für einen andern Zweck, genug erübrigt, um den Sommer hindurch aushalten zu können. Die schlimmsten Triebe seiner Natur, die er so lange niedergezwungen, kamen wieder zum Durchbruch. Er trank; aber seine Selbstbeherrschung, ihm aufgenötigt in strenger klösterlicher Zucht, verließ ihn darum doch nicht. Der Anwalt, bei dem er bald eine Stellung als Schreiber gefunden, war mit seinem Fleiße und seiner Gewandtheit hochbefriedigt. Seine alten Bekannten mied er in einer Scheu, die stärker war, als daß er sie hätte überwinden können. Was wollte er auch unter ihnen, deren keiner ihm zu nützen vermochte? Und manchmal überkam ihn eine Beklem-

mung, gleich der eines, der im wilden Wald jeden Steg und jede Richtung verloren hat. Er weiß, daß ihm keinerlei Gefahr droht; weiß, daß er über ein Weilchen bestimmt zu einer gastlichen Siedelung kommen muß, und dennoch beschleunigt er seine Schritte über seine Kräfte, müdet sich ab, einzig um dem eintönigen schrecklichen Rauschen um sich, um dem furchtbaren und eindringlichen Gedanken der Einsamkeit zu entgehen. Manchmal wirft ihn die grundlose Bangigkeit selbst nieder. So, in zweckloser Hast, im dumpfen Hinstürzen in sich, vergingen ihm viele Tage, und das Grauen der kleinen Resi vor diesem seltsamen Menschen, den sie allein in allen diesen ewig schwankenden Stimmungen sah, wuchs mehr und mehr, je geringer die Aussicht war, dieses unheimlichen Mieters ledig zu werden. Und oft sann sie darüber nach, was er wohl damit bezwecke, wenn er die Mutter unmerklich, doch unablässig gegen sie aufreize. Sollte sie sich vor der zu ihm flüchten? Das tat sie nicht.

Die beiden Frauen schliefen im Winter in einem Bette. Davor graute es dem Mädchen, und dies Bangen ließ es öfter aus dem Schlafe auffahren, als seinen Jahren und der Müdigkeit nach vieler Arbeit gemäß gewesen wäre. Denn die Mutter konnte sich nicht mehr erwärmen, hustete so viel im Schlummer, und es war unheimlich, wenn Resi aufwachte und das Nachtlämpchen warf sein Licht auf die spitzen und unfriedlichen Züge der Frau Beil, und die Kleine stieß an die kalten Glieder der Mutter. Dann war ihr oft zum Schreien Angst. Sie war, wenn sie erst einmal munter geworden, ordentlich froh, sowie der Morgen

sich hob. Dann konnte sie an ihr Tagewerk gehen. warf zuvor noch einen scheuen Blick nach dem Gesicht, das sich immer schärfer zuspitzte, nach den müden Händen, die, krampfhaft ineinander geschlungen, auf der Decke lagen, und die Schauer einer Zukunft, noch ungewisser und trauriger als selbst die vielen Jahre hinter ihr, rannen ihr durch das kleine und mit eitel Leiden erfüllte Herz.

Sie war glücklich, wenn sich die Alte dann erhob. Ein Tag mindestens war noch gewonnen. Einmal aber stand sie nicht mehr auf. Etwa zu Mitternacht hatte das Mädchen gefühlt, wie ein mächtiges Zucken die Glieder der Frau durchlief. Es wiederholte sich in Pausen immer stärker. Dann ein schweres Stöhnen. Noch tausendmal schrecklicher, als sie's beim kleinen Wondra gehört. Ein Stammeln, das sich umsonst zu Worten zu formen versuchte und in einem Röcheln verächzte. Dann war eine Stille, unerhört. Das Nachtlichtchen war erloschen wie vor einem Rauschen, das durch den Raum gezogen war. Sie sprang aus dem Bette, kauerte sich daran nieder. Die Küchenuhr tickte, sie zählte jeden Schlag und suchte so die Zeit zu messen. Licht zu machen wagte sie nicht. Sie fürchtete so den Anblick der Toten. Die Tür hörte sie gehen: Herr Stara kam heim. Da mußt' es wohl schon dem Morgen zu sein. Sie betete, die Mutter möchte noch einmal sich wenden oder hüsteln, tat Gelübde, wie brav sie sein wolle, in immer steigender Angst, die sich nicht einmal in Schluchzen Luft zu machen wagte. Es wurde hell. Mit spitzen Fingern tippte sie nach der andern hin. Sie war so unsäglich kalt.... Die Augen aber

standen gebrochen und verglast offen. Da schrie das Kind auf, so gell, so entsetzlich, daß selbst Herr Stara aus seinem rauschigen Morgenschlummer auffuhr und nachsehen kam.

Die Frau Beil war tot und wurde begraben. Sie hatte für diesen letzten Fall vorgesorgt. Das Buch des Leichenvereins fand sich und war in vollkommener Ordnung. Neben ihrer Tochter gab ihr niemand das Geleite.

Im Haus ging alles seinen Weg weiter. Niemand hatte Zeit oder Lust, sich um die Waise zu kümmern, die nun ganz allein in der Welt stand. Sie wußte niemanden sich zugehörig, nicht, was sie mit sich beginnen sollte....

Für eine kurze Weile, noch für einen Monat und etwas darüber, war der Zins beglichen. So lange hatte sie noch ein Obdach über sich. Was aber dann? Wenn sie schon die Möbel verkaufte und sich selber ein Zimmer mietete, um das Gewerbe der Mutter fortzusetzen — war das auch ein Leben? In Dienst gehen? Dafür hatte sie zu wenig gelernt. Auch war sie für harte Arbeit zu schwächlich und meinte immer, sie hätte das Leiden der Mutter geerbt. Als eine Verkäuferin ihr Brot suchen? Sie schrieb eine sehr schlechte Hand, und dann gehörte zur Erlangung einer solchen Stellung immerhin schon einige Fürsprache. Sie fürchtete sich vor der Zukunft! Und ihr graute so sehr vor drei Dingen: vor dem Frost und vor dem Hunger, die sie nur zu genau kannte, und vor ihrem Mieter, gegen dessen Dreistigkeit, nun sie allein ihm gegenüberstand, sie kaum eine Gegenwehr wußte. Er hatte so freche,

begehrliche Augen gemacht, da er sie, notdürftig bekleidet, an der Leiche ihrer Mutter gesehen, ihr sich erheben geholfen. Da, meinte sie, hätte das nicht sein dürfen, und ihr alter Widerwille gegen ihn stieg ins Maßlose.

So haben denn wenige Kinder, die man im Leben mit Neigung überschüttet, einer Mutter noch so tief und so ehrlich nachgetrauert, als dies arme Geschöpf, das von der seinen niemals Liebe erfahren. Zu Hause zu schlafen wagte die kleine Resi nicht mehr. Herr Stara hatte noch ungefähr ebenso lange wie sie selber Anspruch auf die Wohnung. Sie hatte bei einer mitleidigen Nachbarin Unterschlupf in der Küche gefunden. Und so harrte sie, bis, ein dunkler Begriff, die Vormundschaft ihretwillen Verfügung treffen würde, und grämte sich.

Gerade in diesen Tagen aber keimte in Herrn Stara ein Entschluß, der ihm sehr löblich und sogar ein verdienstliches Werk zu sein schien. Denn er sehnte sich nach einer Häuslichkeit, ganz besonders nach den vielen und schmerzlichen Aufregungen der letzten Zeit. Für eine Wirtschaft nach den Begriffen seiner Umgebung reichte sein Einkommen sicherlich. Er brauchte nicht einmal mehr zu schreiben. Er fand schon wieder als Klavierlehrer reichlich zu tun, und man munkelte, daß er das, was er in dieser Stellung nach alter löblicher und wieder geübter Gewohnheit aus Dienstbotenmund erfuhr, unter Umständen auch anderweitig nutzbringend zu verwenden wisse. Man hatte ihn öfter am Schottenring in der Nähe der Polizeidirektion gesehen, als in diesen Kreisen für unverdächtig oder anständig gilt.

Er freilich fand nichts dabei, wenn er auf diesem Wege wieder in die Lage kommen sollte, dem Staate seine Dienste zu widmen. Warum seine Fähigkeiten in Vergessenheit geraten lassen? Denn die sichere Versorgung war und blieb sein letztes Ziel.

Nur ein Hindernis stand im Wege, wenn er sich sein Heimwesen gründen wollte: die Kosten der Einrichtung. Sonst hätte er bald jemanden gewußt, der es mit ihm geteilt. Aber sein Ordnungsbedürfnis empörte sich gegen eine liederliche Zigeunerwirtschaft, die dieser oder jener seiner Bekannten auf irgend einer notdürftig möblierten Stube mit seiner Geliebten führte, wie er selber sie einmal in seinen Wiener Anfängen durchgemacht. Er hatte immer danach gestrebt, in die Reihen der seßhaften, der gesitteten und geachteten Staatsbürger einzurücken. Nun, wo die Wunde zu vernarben anhub, welche Olga v. Mallovan ihm geschlagen, begann er neue und verwandte Luftschlösser, nur im verjüngten Maßstabe, zu bauen. Man mußte bescheiden, kleiner beginnen, um dann etwa in diesem Reiche der Ueberraschungen desto höher zu steigen. Wer aber solche Absichten trug, der mußte sich still und friedsam verhalten. Er kannte sich genau genug, um zu wissen, daß er für sich allein das niemals zusammenbrächte. Und so im Hinblick auf seine ganze Zukunft kränkte er sich, daß er sein Erspartes so leichtsinnig und in einem Taumel vertan.

Aber da gab es ja eine Remedur, wie die Juristen sagen. Da war nämlich die kleine Resi. Sie mochte ihn nicht. Das war aber sicherlich nur gegenwärtig so, war vielleicht gar nur ein Wehren gegen sich selber.

Das gab sich unbedingt mit dem Augenblicke, in welchem sie wirklich sein war. Er kannte das. Was konnte sie in ihrer Lage sich Besseres wünschen, als versorgt zu sein? Lebte sie mit ihm, so war sie's; mindestens für eine Zeit, nach der sich leicht etwas anderes finden mochte. Als ihm der Gedanke zuerst kam, da ward ihm auch der Grund völlig klar, der ihn so zwingend in dieser Wohnung festgehalten. Eigentlich hatte er immer dieses Mädchen geliebt, und zwar ganz und ausschließend. Und nun fügte sich alles zum besten. Er konnte sie vor dem Schlimmsten beschützen, indem er die Heimlose, vollkommen Verwaiste an sich nahm. Und zum Lohn für seine Guttat gewann er eine ganz allerliebste Gefährtin, mit der bei ihrer Anspruchslosigkeit gewißlich gut zu hausen sein mußte. Gewisser Sorgen um den Beginn, die ihn bedrückten, ward er so ganz einfach ledig. Es gab gar nichts Besseres auf der Welt. Eine innige Rührung gegen die Vorsehung, die mit lindem Finger alles so gelenkt, wie es einzig ersprießlich war, regte sich in ihm. Es gab Heimsuchungen auf der Welt; das ging nun einmal nicht anders. Aber der Herr vergalt sie zu seiner Zeit den Gerechten reichlich und ganz nach ihren innigsten Wünschen. Nur um die passende Gelegenheit ging es noch; denn er hatte im Grunde seiner Seele etwas wie eine Scheu vor dem Mädchen, die ihn immer gelähmt, wenn er mit ihr allein war. Sie schien ihm so gar unberührt. Und dennoch, kaum eigentlich dieser Gedanke in ihm erwacht war, schrie sein immer ungebändigtes Begehren laut nach ihr.

Er war diesen Abend im halben März zeitiger als

sonst, noch lange vor der Sperre heimgekommen. Ganz nüchtern war er niemals nach Dunkelwerden. Wenn er seine mannigfaltigen Geschäfte hinter sich hatte, so fühlte er immer das Bedürfnis nach einer ausgiebigen Stärkung. Es war kühl, gegen die Jahreszeit. Die kleine Resi, die sich seiner Heimkunft noch nicht versehen konnte, war eben damit beschäftigt, in seiner Stube Feuer anzumachen. Er sah ihr dabei zu; und wie sich der schlanke, jugendliche Leib bog, daß sich das Röckchen hob und der sehr zierliche Fuß darunter zum Vorschein kam, erwachte sein Sehnen nach ihr. Ganz gewaltsam. Wie heimlich hielt sie nur alles! Wie säuberlich war sie selber! Da stand die Lampe, da seine gestopfte Pfeife; in der Teemaschine war schon Wasser gerichtet, Streichhölzchen und der Spiritus dabei — nein, er konnt' es gar nie und nirgends besser finden, als er es schon bei der Hand hatte, und sie hätte sich unmöglich so um die Bedürfnisse und Gewohnheiten eines kümmern mögen, wenn er ihr wirklich und von Grund aus gleichgültig war. Gewiß, nur mädchenhafte Scheu hielt sie von ihm ferne. Die ihr nehmen, und alles war, wie es sollte.

Sie verzog ein Weilchen im Zimmer, wo es sich zu wärmen begann, weil es bei ihr in der Küche so frostig war und weil sie sich immer in der Arbeit so sputete, daß ihr danach der Atem flog. Sie stand ihm abgewendet, und dennoch fühlte sie sein Auge so auf sich ruhen, als sähe es durch ihr dünnes Gewand durch, daß sie daran richtete und rückte, als empfände sie eine Blöße oder als hätte eine schamlose Hand daran herumgenestelt. Endlich ging sie. Er gab ihr noch Auf-

träge und blieb allein. Im Ofen summte und flackerte es. Die Lampe goß einen hübschen, rötlichen Schein durch die Stube. Der Spiritus zischelte und brannte mit blauem und geisternden Licht. Er war recht andächtig und dankbar gegen Gott gestimmt, der so viel klüger war, als selbst er, der sicherlich gescheite Karel Stara, und alles so zum Besten geführt. Die Mallovan? „Weiß man denn bei so einer, was man kriegt? Dein Unglück wär' es gewesen, Karlitschku, dein Unglück!" Es ward ihm im nachhinein recht schwül dabei. So eine Frau; die war nicht für ihn. Immer die Hand küssen und buckerln vor seiner Frau und es am Ende haben dafür wie der Hofrat? Und so gebildet und so großartig und so gewöhnt war sie, daß alles zu wenig sein mußte. Und mit dem Geld? Ja, wer weiß denn, ob dessen so gar viel war? Man hörte gerade aus diesen Kreisen allerhand und selten Erfreuliches. Dagegen die Resi — ja, das brauchte er eben.

Sie kam wieder. Hübsch auf einem Teller geschichtet brachte sie das reichliche Abendbrot. „Wollen Sie nicht mithalten, Fräulein Resi?" Sie schüttelte verneinend den Kopf, stand mit einem hübschen Trotz an der Tür, wie um augenblicklich den Sprung ins Sichere gewinnen zu können. Immer mehr gefiel sie ihm. Nein, das war keine, die sich so leicht einem Manne an den Hals warf. Nein, so war sie nicht. Sie hielt jetzt auf sich; sie würde es nachher sicherlich nicht anders machen. Und man würde — ja gewiß würde man.... Denn er sah wohl in ihrem Auge jenen Blick hungriger, nicht nur begehrlicher Kinder, und wie wohl ihr die behagliche Wärme tat....

Sein kleiner Rausch machte sich in dieser wohligen Luft stärker fühlbar. Er wurde unternehmend. Mit einem flinken Satz war er an ihrer Seite. Sie tat einen kleinen, ehrlichen Schrei. „Sie müssen sich nicht fürchten, Fräulein Resi! Ich tu' Ihnen nichts, Fräulein Resi. Warum wollen Sie nicht mein Gast sein? Wo ich so lange schon wohne bei Ihnen? Warum wollen S' nicht mithalten mit mir?" Und er zog sie halb zu einem Stuhl. In ungewisser Furcht ließ sie sich ziehen. Er schenkte ihr ein Glas Tee ein. Das leuchtete so, und der Rum, den er in seine Tasse fast halb und halb goß, duftete so gut! Sie rührte gedankenlos und beklommen vor diesen verlangenden Augen, vor dieser verschleierten und bebenden Stimme in ihrem Glase und trank erst ein Schlückchen und dann einen Schluck. Dann kostete sie ein bißchen vom Schinken. Dann aß sie. Aber nicht etwa gierig, sondern wirklich hübsch. „Ganz wie eine Dame," sagte Herr Stara absichtlich laut, und sie fuhr sich dabei nach ihrer Gewohnheit über das wellige Haar mit der flachen Hand, und in ihrem Gesichtchen war ein sehr feines Rot. Allerliebst war sie, wahrhaftig und beim großen Gott. Und man sah, wie's ihr recht behäglich wurde, und in Herrn Stara war eine ganz herzliche Freude gegen sein Los, daß er es ihr so gut bereiten konnte. So gut hatte sie's im Leben noch nicht gehabt. Er hatte sein Glas Grog ausgetrunken, mischte sich hastig wieder eins und trank es in Eile. Ihr war recht innerlich warm und wunschlos. Da sitzen hätte sie bleiben mögen und nichts weiter; lang, recht lang. Mindestens ein Jahr, meinte sie. Die Hände hielt sie im Schoß

gefaltet, sah in stiller Versunkenheit vor sich hin, hatte des Mannes gänzlich vergessen, der ihr so nahe war. Da hörte sie seine heisere, klagende Stimme: „Möchten Sie's immer so haben, Fräulein Resi?"

Sie nickte so recht gedankenvoll. Denn sie gedachte der schlimmen Nächte bei der Nachbarin, mit dem vielen Kindergeschrei, wie sie, um sich dankbar zu erweisen, das Kleinste herumtrug und, müde zum Umsinken, mit schläfrigem Ton ein schläferndes Lied sang, während ihr der garstige, ungewohnte Geruch der vielen Menschen und der Kinderwäsche die Brust beklemmte. „Möchten Sie's immer so haben, Reserl?" Er hatte seine Pfeife weggestellt, damit sie nicht etwa zerbreche, und saß unmittelbar neben ihr.

Noch einmal nickte sie. „Gewiß! Könnt' es nur sein?"

„Wär's nicht schön, Theresko? Immer so wie heute, eher noch besser?" Er hauchte ihr das förmlich ins Haar; sie fühlte seinen schwülen Atem die Wangen entlang rinnen, ihr den Nacken niedersteigen und hob die stillen, braunen Kinderaugen, um sie gleich wieder verschüchtert und schämig zu senken. Das war Glut, was ihr aus seinen Augen entgegenschlug, aus seinem Munde entgegendampfte. Sie fühlte sie verlangend zu sich herüberlangen und war mindestens verwirrt davor.

„Immer wie heut'! Eher besser," wisperte er noch einmal, als wäre in diesen Worten eine Zauberformel verschlossen. Sie schwieg. Mit gesenkten Wimpern und duldend und dabei zugleich in sich ein Bangen vor dem, was noch kommen sollte, und vor dem Manne,

das unbezwinglich war. Denn umsonst und ohne Gegenleistung kam zu einem armen Mädel kein so Glück. Das wußte sie schon. Was aber mochte man von ihr begehren? Ein Schlimmes — sie mißtraute Stara. Sie fühlte sich umfaßt und willenlos, und dem Zuge folgend, lag ihr Kopf mit den ganz geschlossenen Augen für ein Augenblickchen lang an seiner Brust. Er preßte sie heftig an sich. „Na also!“ jauchzte er auf und küßte sie stark auf den Mund.

Sie schrak auf. Mit verstörten Augen sah sie ihn an. Er war so häßlich. Sein Gesicht war verzerrt von der Erregung, und der rote Bart stand so strack und zausig davon ab. Und der Geruch der vielen geistigen Getränke, die er schon zu sich genommen, qualmte ihr aus seinem Munde entgegen. Ihr ekelte vor ihm und seinem Kusse. Mechanisch, willenlos wischte sie mit dem Handrücken über ihre Lippen: „Lassen S' mich,“ stöhnte sie.

„So nimmermehr!“ Er jubelte förmlich und wollte sie zur Höhe heben.

Mit ihrer ganzen schwachen Kraft sperrte sie sich: „Lassen S' mich, oder ich schrei!“

„Schrei nur!“ Er lachte breit und schrill und hob an ihr, die sich zornig und widerspenstig an den Tisch klammerte. „Schrei nur, — wer kann's da hören?“

„Lassen S' mich, ich bitt' Ihnen schön! Lassen S' mich!“

Er riß an ihrer Schulter. „Ein Narr, daß ich wär'.“ Und wieder, wie beschwörend: „Denk' nur, Theresko, immer so wie heut', eher besser!“

„Lassen S' mich!" Sie fühlte die Kräfte schwinden. „Um Jesu Barmherzigkeit und Wunden! Ich mag Sie net. Sie zu allerletzt! ..."

„Wirst nachher schon mögen. Red't eine jede vorher so ... Denk' nur, Resi ..."

Er stammelte, gurgelte. Ganz außer Atem war er. Vom Sessel hatte er sie gehoben. Mit irren Augen sah sie sich um. Da konnte keine Hilfe kommen. Und sie mochte den Mann nicht. Nicht ihn, noch was er ihr bieten konnte. Und plötzlich, in seinen Armen, bückte sie sich mit ihrer ganzen Geschmeidigkeit. Er stieß einen bösen Fluch aus: „Du Luder!" und ließ sie überrascht fahren. Sie aber, noch atemlos, lachte ihn mit denselben blanken Zähnen an, mit denen sie ihn eben bis aufs Blut gebissen, kicherte, und behende wie ein Wieselchen, mit dem richtigen Uebermut eines Kindes, dem ein listiger Streit gut ausgegangen, wischte sie aus der Stube. Er wollte ihr nach; da hörte er schon die Gangtür ins Schloß fallen. „Verflucht!" schalt er und stampfte mit dem Fuße. Dann, übermeistert von der Anstrengung, die kaum hinter ihm lag, von dem schweren Getränke, das nun erst an ihm seine ganze Macht zu üben begann, torkelte er zu seinem Ruhebett und warf sich schwer und blöde stierend darauf. „Die kommt schon wieder. Gekostet hat sie einmal, wie sie's haben könnt' mit mir. Die kommt mir nicht aus. Wüßt' nicht, oder wie sollte das?" dachte er für sich, während er so dalag.

Nach einer Weile erhob er sich mühsam und klopfte bei den Leuten an, bei denen die kleine Resi zu nächtigen gewohnt war. Er wartete; dann wendete er sich

brummend über den Starrsinn und die Dummheit des Mädchens und ging schlafen.

An die gleiche Tür hatte eine kleine halbe Stunde früher die kleine Resi geschlagen. Da niemand auftat, so kehrte sie sich betrübt. Heimkommen mußte die Nachbarin doch. Es war ohnehin ein Ereignis, daß sie noch nicht zu Hause war. Aber wo sollte man sie abwarten? Sie dachte an die Hausmeisterin: die aber hätte sie ausgefragt, und es widerstrebte dem Mädchen, von dem zu sprechen, was ihm begegnet und angetan worden war. Das gab sicherlich Lärm und Verwundern, Geschrei und Geklatsch durch das ganze Haus. Derlei hatte sie niemals mögen.

So trat sie auf die Straße. Es war recht kalt, und das Kind, das eben nur notdürftig bekleidet war, begann zu frieren. Um sich zu erwärmen, ging sie immer schneller, immer weiter. Auf eine große und belebte Straße kam sie, durch welche die Pferdebahn fuhr. Zahlreiche Wirtshäuser und Kaffeehäuser, fast eines neben dem andern, waren auf ihr, und die Resi sah durch die Spiegelscheiben die Leute, die mit dem Ausdrucke Zufriedener und Gesättigter darin saßen und sich's so recht wohl sein ließen. Eigentliche Spaziergänger gab es nicht mehr. Nur geschminkte Dirnen raschelten noch ihrem ruhelosen Erwerbe nach, und eine grüßte das hübsche und frische Mädchen mit einem eigenen vertraulichen Zwinkern ihres frechen und verschlagenen Auges. Da überfiel die kleine Resi ein Ekel und ein Schauer, als hätte sie das mögliche Bild ihrer eigenen Zukunft erblickt...

Ein junger, wohlgekleideter Mann folgte ihr durch

eine ziemliche Strecke, immer auf dem Sprunge, sie anzusprechen. Sie war so verängstigt, daß sie in eine stille Seitengasse einbog und dann nach Kräften zu laufen begann, nur damit er ihre Spur verliere. Ueber einen großen, öden, traurigen und schweigenden Platz mit jämmerlichen Bäumchen, mit Häusern, die noch nicht recht zusammenschlossen und Gassen täuschend vermuten ließen, wo nur eingeplankte Bauplätze waren, ist sie so gekommen. Endlich breitete sich eine weite, weiße Fläche vor ihr. Sie war ganz blank beschneit. Hügelchen und Bühle, weiß und schimmernd, erhoben sich über das blache Feld. Das war die Schmelz, sie wußte das. Und wenn sie da hinüberging, so kam sie nach Rudolfsheim, und dort wohnte der alte Wondra. Sie wußte seine Wohnung, und ein ganz freudiges Aufatmen war in ihr. Nun war sie geborgen! Für einige Tage wenigstens nahm er sie auf, und der kluge Alte wußte dann sicherlich weiteren Rat. Daß er ihr nur so gar nicht früher eingefallen war! Das machte die dumpfe Verlorenheit, in der sie seit dem Tode der Mutter gelebt, gelähmt und angefröstelt durch die Ahnung eines immer näheren und ganz unentrinnlichen Unheiles. Das hatte sich offenbart und lag nun hoffentlich schon hinter ihr.

Ein starker Wind hatte sich aufgemacht. In gleichen, steten, kräftigen Stößen zog er über die Heide und fauchte ihr entgegen. Der wollte sie wohl hindern, dachte sie, und lächelte ganz glückselig dazu. Mit dem unwirschen Gesellen würde sie schon fertig, und sicher leichter und mit minderer Anstrengung, als nötig gewesen, von Stara loszukommen. Nur frisch hinein!

Der Schnee stieg in Säulen, und es begann wieder zu schneien, trocken, stäubend und unablässig. Sie schritt rüstig vorwärts, das Kittelchen hoch. Erst lief sie beinahe. Danach, als sie in der Brust ein Stechen spürte, mäßigte sie ihre Eile. Sie zählte die Schritte. So gar weit war es am Ende doch nicht.

Nur daß man in der großen Dunkelheit die Fußpfade nicht recht ausnehmen konnte, welche durch den Schnee getreten waren. Da geriet man in eine Senkung und ward müde und durchkältet bis ins Innerste. Auch war der Anblick so trostlos. Spärliche Bäume standen schwarz zum lichten Himmel und ächzten mächtig, wenn ihnen der Sturm ins kahle Gezweige fuhr. Das sah manchmal komisch aus. Wie Lehrjungen, wenn sie der Meister beutelt, so tun sie, dachte die kleine Resi. Etwas später fuhr sie zusammen; so ein plötzliches Stöhnen schrie auf durch die Nacht. Dies alles aber, diese Schrecknisse matteten sie ab, und sie fühlte ihre Kräfte schwinden. Nur dort, wo sie eben stand, war's so ganz finster. Wohin sie immer sah, vor ihr, nach rückwärts, zur Rechten wie zur Linken, war Licht. Ueberall standen Häuser mit Menschen darinnen. Und nicht eines Menschen Kind in dieser ganzen, großen Stadt war so ohne seine Schuld also ganz verlassen, wie sie. Sie mußte bitterlich weinen, als ihr dieser Gedanke kam und sie bedrängte. Und um sich auszuschluchzen, setzte sie sich auf eine Bodenwelle, da der Sturm den Boden blank gefegt hatte. Vor ihr, über hellen Böschungen zog sich eine dunkle, ebenmäßige Linie durch den Schnee. Etwas mit glühenden Augen, gewaltig rasselnd, mächtig schnaubend zog darauf an

ihr vorüber. Das war ein Zug der Westbahn. Eine Schulerinnerung kam ihr, und sie leierte die Hauptstationen her, wie sie sie gelernt hatte. Endlich — Paris! Es war ihr, als hätte sie die ganze Fahrt mitgemacht, und etwas wie ein unerhörter Glanz empfinge sie an ihrem Ziele. „Paris!“ flüsterte sie, „Paris!“ Und ihr tanzten Lichter vor den Augen.

Ueberhaupt, und das war doch merkwürdig, als sie sich nun erheben wollte, rückten die Lichter von allen Enden auf sie zu, und die vor ihr, welche ihr das Ende ihrer Wanderungen andeuteten, tanzten auch so einen tollen Reigen....

Es ließ sich so gar nicht aufstehen. Manchmal fiel ihr eine verirrte Flocke in den Hals und zerfloß dort. Das war ein frostiges und dennoch nicht unbehagliches Gefühl. Es mußte sich am Ende hier auch ganz bequem schlafen lassen. Gehen hätte sie doch nicht mehr können; denn mit einemmale hörte sie um sich, in sich so gellende, messerscharfe Töne, wie sie noch nie ähnliches vernommen. Sie vereinigten sich, schwollen, sanken — eine unerhörte Musik! Was war das nur? Wer rief ihr so? Sie streckte sich aus. Es bedünkte sie, als steige sie in ein ganz frisch überzogenes Bett, wo man auch nicht recht weiß, ob es kühl oder feucht ist. Nun mußte man schon so vorlieb nehmen. Sie suchte sich das Fleckchen, wo sie einschlafen konnte, richtete sich die Kleider zurecht und lag mit weitgeöffneten Augen da, zum schwarzen Himmel emporstarrend, über den es immer wieder lief wie ein sehr heller Rauch, und der ihr näher rückte, als wollte er das Kind zudecken. Und wie eine Helle strömte es daraus....

Der Sturm zog seine Bahnen weiter. Der Schnee fiel. Sie merkte nichts mehr davon. Sie schaute nur und lauschte. Noch einmal wendete sie sich und lispelte gewohnterweise ihr Vaterunser. Dann entschlief sie . .

Fünftes Kapitel.

Herr Karl Stara hatte die Nacht recht friedlich und sonder Arg durchgeschlummert. Ziemlich spät und wie meist mit etwas Kopfschmerzen erwachte er. Seine Kleider lagen unberührt und also auch ungeputzt, wo er sie zu Abend von sich getan. Das ärgerte ihn, weil er nun durchaus keine Schlamperei leiden konnte, etwas auf sich hielt und sich dadurch genötigt sah, an einem Wochentage seinen besseren Anzug anzulegen. Er machte sich fertig, und in einigermaßen verdrießlicher Stimmung über solche Ungehörigkeiten ging er seinen verschiedenen Geschäften nach. Zu Abend wollte er der Resi, dem dummen Fratzen, die sich offenbar nicht mehr zu ihm hineingetraut, seine Meinung, und daß es so nicht weiter ginge, schon tüchtig sagen.

Er hatte Abhaltungen, fand gute Gesellschaft, sang und kam also wieder einmal recht spät heim. Die Hausmeisterin fragte ihn beim Sperren etwas. Er überhörte es und wäre auch kaum in der Verfassung gewesen, ihr darauf eine richtige und vernünftige Antwort zu geben. Er warf sich in sein Bett mit einem so schweren Rausch, daß ihm gar nicht auffiel, wie unbereitet es war, wie so ganz in der gleichen Verfassung, in welcher er zu Morgen es verlassen hatte.

Er schreckte aus seinem dumpfen und bleiernen

Schlaf auf, zeitiger als sonst. Ein übler Geruch lag auf seiner Brust und drückte wie körperhaft darauf. Es schwelte der Tabaksdampf vergangener Tage kalt und brenzelnd durch das Zimmer. Häßlich schlug der Geruch von Rum durch. Es war sehr frostig und muffig; man hatte offenbar weder gelüftet, wie es sein sollte, noch gestern zu Nacht gehörig eingeheizt. Alles sah wüst, überstäubt und verkommen aus. Ihn ekelte und ihn grauste es. Es war so totenstill: Die Pendeluhr, ein teures Prunkstück seiner Stube, stand, und wie tot hing der Pendel nieder. Sonst — er sah nach der eigenen Uhr — war um diese Zeit die Stube immer schon mindestens halbwegs in Ordnung. Ueber jenem Stuhle, reinlich und sorgfältig gelegt, hing sonst sein Gewand. Warum heute nicht? Das war unerhört und nicht länger mehr zu dulden; das brauchte er sich für sein gutes Geld von einem zimperlichen Ding nicht bieten zu lassen. „Resi!“ rief er zornig und dennoch mit geheimer Angst. Er horchte voll Erwartung. Keine Antwort. Die behenden Füßchen trippelten nicht zu seiner Tür, die flinken Fingerchen pochten nicht wie sonst daran, kein helles Stimmchen fragte durch den Spalt: „Was wünschen Sie, Herr Doktor?“

Er fuhr auf und machte sich in der größten Hast fertig. Wie die Kleider eben waren, so warf er sie um sich. Er selber sah übernächtig, verstört und sehr aufgeregt aus, als er sich bei der Nachbarin erkundigte, ob sie nichts über den Verbleib der Kleinen wisse. Die Frau kam eben vom Einkauf zurück und sah ihn, als er sie stellte, wie ihm vorkam, recht argwöhnisch an. Oder war es spöttisch gewesen? Aber sie beteuerte,

seit zwei Tagen die Kleine mit keinem Auge gesehen zu haben, und tat sehr bestürzt. Verbarg man sie ihm? Zettelte sich da etwas gegen ihn an? Es schien ihm wichtig, und er konnte, obwohl er sich zersann, nicht recht ins Klare darüber kommen.

Er wußte nicht, wie er diesen Tag hingebracht. Aber in seinen Stunden litt es ihn nicht — er war nicht so feierlich und ernsthaft und salbungsvoll wie immer — und von der Kneipe jagte es ihn nach Hause, eben als es erst recht fidel zu werden begann. Eine geheime, doch sehr zweifelnde Hoffnung glitt blaß und geisterhaft vor ihm die sehr ausgetretenen Stufen zu seiner Wohnung hinan. Als er den Schlüssel in die Tür steckte, da wäre er am liebsten umgekehrt. Wohin aber alsdann?

Er trat ein. Ein Blick genügte: die Wohnung war wiederum durch die ganze Zeit seiner Abwesenheit von keines Menschen Fuß betreten worden. Um Gotteswillen? Was war da geschehen? Er kämpfte mit sich, um nicht zu brüllen vor jäher Angst. Was war nur geschehen? Er zog sich nicht aus. Die Fenster riß er auf, weil er ersticken zu müssen glaubte in dieser unerträglichen Luft, setzte sich auf sein Sofa und starrte in die Kerze, wie sie langsam niederbrannte. Er betete, sie möchte doch die Nacht aushalten. Dann sollte ihm das ein Wahrzeichen dafür sein, daß Resi wohlbehalten und gut aufgehoben war. Aber, bei wem denn? Es fiel ihm nicht ein, zu wem sie sich begeben haben könne, und alles in ihm sperrte sich gegen jedes Nachdenken. Er tat die unsinnigsten Gelübde. In ein Kloster der härtesten Observanz gehen, sein ganzes übriges Leben

wollte er der strengsten Pönitenz weihen, wenn ihr nur nichts geschehen war. Aber eine Märzennacht währt lang. Die Kerze erlosch. Nun machte er sich die bittersten Vorwürfe, daß er nicht viel später heimgekommen sei, als wäre wirklich das Schicksal der kleinen Resi mit dem des Lichtstümpfchens verknüpft gewesen. Er brach in ein kindliches Greinen aus in der Dunkelheit, fürchtete sich unsäglich vor dem zähneklappernden Frost, der an ihn heranschlich, und schlug sich in verzagter Wut selber mit Fäusten.

Am nächsten Morgen wollte er die Vermißte anzeigen und dann selber auf die Suche gehen. „Die Polizei!" schalt er vor sich hin. Denn wie anders, wie ohne ihre Schuld, hätte sonst ein Mensch verloren gehen können in einer wohlpolizierten Stadt, wo man an- und abgemeldet werden mußte? Aber, es konnte leicht ekelhaft auf dem Kommissariate werden. Ekelhaft und unangenehm für ihn; denn sie waren so schrecklich neugierig. Auch gut; begann gleich seine Buße, die er nun auf sich nehmen mußte, so gut er's im Grunde dem Kinde gemeint. Wie ein Dieb, damit er ja niemandem Neugierigen begegne, huschte er aus dem Hause. Er trat in das nächstbeste Kaffeehaus und ließ sich eine Zeitung geben. Auf einmal, während er noch bei seinem Frühstück war, ward er totenblaß, ließ die Zeitung sinken und sah hinter sich, mißtrauisch wie ein Verfolgter. Faßte ihn da nicht wer an der Schulter? Immer wieder las er die gleichen, wenigen Zeilen.

„Auf der Schmelz erfroren.

Auf der Schmelz, unweit vom Bahndamme der Westbahn, wurde gestern die Leiche eines etwa sechzehn-

jährigen Mädchens, nur dürftig bekleidet, gefunden, welches sich während des großen Schneefalles vom 16. März da verirrt zu haben scheint. Die Leiche, zu deren Agnoszierung sich vorläufig gar keine Anhaltspunkte ergaben, wurde in die Totenkammer des allgemeinen Krankenhauses überführt. Es liegen aber auch keinerlei Anzeichen vor, welche die Annahme einer Gewalttat rechtfertigen würden."

Sein Suchen war somit überflüssig. Er wußte nun, wo er sie finden konnte. Aber, sollte er überhaupt erst hin? Wozu denn? Es war notwendig. Einer mußte sie doch wohl agnoszieren. Und dennoch war eine große Reue und eine Furcht in ihm vor dem Augenblicke, in welchem er an der Leiche stehen würde. Das war sein Wille nicht gewesen, und er machte dem Verhängnis die schwersten Vorwürfe, das ihm eine solche Schuld aufgeladen. Sich selber aber schalt er eigentlich nur wegen eines einzigen, seines letzten, klaren Gedankens am Unglücksabend — denn ihm fiel nachträglich ein, daß er sich noch vor dem Einschlafen mit der Angst der Resi vor ihm belustigt und wie hübsch das sein müsse, verlor sich die erst völlig in der Vertraulichkeit. Und solche Erwägungen begleiteten ihn auf dem kurzen, doch traurigen Weg in die Totenkammer.

Das ist ein dämmeriger, kapellenhafter Raum, der niemals ganz leer steht, im stillsten, verstecktesten Hofe des allgemeinen Krankenhauses. Denn die Toten und die Siechen sollen einander nicht begegnen; durch ein Tor schreiten sie ein, durch ein anderes werden sie von hinnen getragen. Es ist schmäler, als das erste: die

Toten beanspruchen mindern Raum und sind so gar geduldig. Sie war schon aufgebahrt. Neben ihr lag ein Selbstmörder, den man Tags zuvor mit durchschossener Schläfe im Stadtpark gefunden hatte. Ganz unverändert für den ersten Blick war sie. Sie war ganz rührend in ihrem armen Kleidchen und sah aus, als schlummere sie. Nur die Wangen waren etwas stärker und starrer gerötet als im Leben, und die Fingerspitzen schimmerten bläulich. Man hatte ihr die Hände verschränkt und ein Kreuzchen zwischen sie gesteckt. Auf ihrer Brust lag ein Veilchenstrauß, wie man ihn um wenige Kreuzer kauft. Herr Stara trat zur Toten und sah dies alles.

Er faltete die Hände. Den Hut an sich gepreßt, begann er ein Vaterunser zu beten für die arme Seele, die ohne Beichte und Ledigsprechung gen Himmel gefahren. Und dennoch schien ihm sein Tun eine ungeheuerliche und verruchte Komödie. Denn sie war sündenlos und rein, war doch sogar, gleich mancher Seligen, um die Bewahrung ihrer Reinheit gestorben und mochte nun schon anderen fürbitten; er wußt' es besser, als sonst einer. Wie zu einer Bestätigung seiner eigenen Gedanken vernahm er leise, doch erregt gesprochen: „Für sie brauchst nicht zu beten, Stara. Wir von der Anatomie wissen, daß das nicht nötig ist . . .“

Er erschrak so heftig, daß ihm der Hut entfiel und auf den Boden kollerte. Das klang dumpf und nachhallend auf den Fliesen im gewölbten Gelaß. Er bückte sich, hob ihn auf und säuberte tunlichst umständlich daran. So gewann er einige Fassung: „Du bist hier, Siebenschein?“

„Ja, ich bin hier. Das siehst. Und ich will mit ihr hinausfahren. Gleich wird man um sie kommen. Sie geht nicht mit den Aermsten, die der St. Josef von Arimathia-Verein hinausführt.“

„Du zahlst das Begräbnis? Na ja, weil du immer nobel gewesen bist. Das ist aber einmal schön von dir.“

Siebenschein sah ihn böse und drohend an: „Eine Eselei ist's. Eine hirnweiche Sentimentalität. Eine zwecklose Verschwendung. Aber du hast was am Gewissen, Stara! Sonst machst du mir keine Schmeicheleien, sag' ich dir!“

Herr Stara entsetzte sich heftig: „Nein! Man möchte doch! Ich mußte doch herkommen, nachdem sie mir gefehlt hat.“

„So? Gefehlt hat sie dir? Und was willst denn eigentlich da?“

„Was ich da will?“ Herr Stara verwunderte sich. „Agnoszieren möcht' ich sie.“

„Dann hättest du den Weg sparen können. Agnosziert habe ich sie schon.“

„Und dann — ich hab' doch so lange bei ihnen gewohnt. Ich weiß nicht einmal, wie viele Jahre. Noch seit sie ein Mädel war, kenne ich sie. Und dann und darum möchte ich ihr doch die letzte Ehre geben und sie doch hinausbegleiten.“

„So, hinausbegleiten möchtest du sie? Ich hab' nur einen Wagen bestellt. Traust du dich, mit mir in einem Wagen zu sitzen?“ Und er trat jählings und wie in aufflackernder Wut an den andern heran.

Herr Stara bezwang sich und sein Erschrecken: „Ja, warum denn nicht?“

„Ich hab' nur gemeint," lenkte Siebenschein ein. „Ich bin wunderlich. Seit ich das Kind in der Anatomie gefunden hab' — kannst dir meine Ueberraschung denken! — bin ich sehr wunderlich. Sie war noch ganz Kind. Denn — aber wozu soll man viel reden?"

„Du hast sie lieb gehabt."

„Ja," entgegnete der Mediziner trocken. Und in plötzlich ausbrechendem Gefühle: „Und ich hab's nicht einmal gewußt. Erst wie man sie getragen gebracht hat, erst da hab' ich's gewußt: So wird dir dein Leben lang etwas fehlen, etwas, was du niemals gehabt hast. Was du immer bei dir gewußt hast: du wirst es niemals haben, und du hättest es haben können, und wärst glücklich geworden damit. Aber wozu ist alles auf der Welt? Der Verstand? Ich weiß, er nützt nicht viel. Er frißt an einem und lehrt zweifeln und zernagt. Das Wissen? Wer kommt weiter damit? Wem genügt's? Die Schönheit? Da schau her: ich hab' nichts Schöneres gekannt, und sieh dir sie nur an, wie sie jetzt daliegt." Seine Stimme brach.

„Das Glück hast du vergessen," wendete Herr Stara schüchtern ein.

„Vergessen? Du Pferd! Gibt's denn so was?"

Sie schwiegen beide. Siebenschein beugte sich über die Tote. Und sehr weich begann er wieder: „Wie hübsch sie nur ist. Und so was muß aus der Welt, und über eine Woche weiß niemand mehr davon, daß sie da war auf ihr. Und sie war immer lustig, und gut und barmherzig war sie, und in alles hätt' sie sich gefunden. Aber gar nichts hat sich ihr geboten, just ihr gar nichts; wo tausend andere reich leben und glücklich sind, dort

ist sie gestorben, und niemand ist an der Straße, wo sie sich niedergelegt hat für immer in ihrer Müdigkeit, zu ihr getreten: Was tust du, Kind? und hat sie geweckt, wie sie eingeschlafen ist für ewig. Wüßt' ich nur, was sie hinausgetrieben hat in die Nacht! Ich wollt'!"

„Was wolltest du?" fragte Herr Stara in sichtlicher Beklommenheit.

„Ich wollt's dem Kerl zeigen. So schwach ich bin, daß er es niemals mehr vergessen sollt'. Weißt du was?" ... und wieder sah er ihn eindringlich an.

„Ich?" stotterte Herr Stara. „Ich? Vielleicht hat sie in Rudolfsheim was zu tun oder zu besorgen gehabt ..."

„Kann sein! Aber warum just bei der Nacht? Wo am Tage Zeit genug war? Und beim Sturm, und so gar nicht angezogen dafür?" Und abbiegend und einem andern Faden folgend: „Und die Spässe anhören zu müssen, die man in der Anatomie bei so einem Falle macht. Denn sie tun so aus einer dummen Prahlerei noch roher, als sie so schon sind, und sie wissen ja nicht und sie kümmern sich nicht darum, daß einer da ist, dem's wehtut. Bis man bei sich denken muß: wenn so ein Toter ein Gefühl oder nur eine Ahnung in sich hätt', was sie mit ihm treiben und was sie für ein Spektakel und eine Komödie aufführen mit Dingen, die er sein Lebenlang heimlich gehalten hat! Man wird sentimental, wenn man nur etwas Talent für das Geschäft hat. Pfui!"

Sie verstummten. Stara ward's immer unbehaglicher. Ihm war zumute, als hielte der andere das Bahrrecht, von dem er aus seinen juristischen Studien

wußte, über ihn. Der aber trat wieder näher, ganz hart an den Sarg, und versenkte sich beschauend noch einmal in die ganze Lieblichkeit der Toten. Und sehr nachdenklich und singend in einer melancholischen Weise fing er wieder an: „Daß sie mir immer noch gefallen tut, nachdem ich sie so, so gesehen! Das ist, wie soll ich nur sagen? Ja, das ist doch ordentlich wie ein Wunder von Gott. Aber du hast dir sie noch nicht ordentlich angeschaut, noch nicht einmal. Das ist, wie wenn du dich fürchten möchtest vor ihr, und das muß man nicht, wenn man ..."

Er brach ab. Wie in einem immer stärkeren Argwohn schielte er den andern an. Der trat, beängstigt, näher herzu. Siebenschein aber deutete, und seine Stimme immer dämpfend, flüsterte er: „Da schau' einmal her. Sie hat sich gefürchtet. Da um die Mundwinkel sieht man's. Die hat sie hinaufgezogen, wie, na wie ein Kind, welches sich sehr bangt im Dunkeln." Und plötzlich, losbrechend: „Stara — vor was hat sie sich gefürchtet?"

Er zuckte zusammen. „Ich weiß es nicht ... Vor mir nicht ..."

„Stara, lüg' jetzt einmal nicht! Vor was hat sie sich gefürchtet? Schau' her, Stara!" und er reckte mit einer mächtigen Gebärde die Hand nach der Toten.

Herr Karel Stara schwieg. Aber sein Gesicht zuckte weinerlich.

„Ich sag' dir's, Stara — man läuft nicht fort in Nacht und Sturm, angezogen wie sie war, ohne guten Grund. Nicht einmal ein Tüchel hat sie umgenommen. Vor dir hat sie sich gefürchtet ... Du hast bei ihr ge-

wohnt, und du hast ihr, wo sie jetzt so allein war, was tun wollen ..."

„Ich hab's aber gut gemeint," stotterte Herr Stara.

„Hast?"

„Und ich hab' mir allerhand gedacht. Nämlich, hab' ich mir gedacht, wenn wir zwei so ganz allein sind auf der Welt und müssen nicht fragen nach niemandem, warum sollen wir's nicht zusammen sein, anstatt jedes für uns? Aber tun hab' ich ihr nichts wollen ... Bei Gott und meiner armen Seel' nicht!"

„Hast nicht?"

„Fortgelaufen ist sie mir dann. Und betrunken war ich etwas auch. — Und sie wird schon wiederkommen, hab' ich gemeint. Und gefragt hab' ich nach ihr. Ja, kannst fragen, ob ich nicht gefragt hab' nach ihr, wo ich nur geglaubt hab', daß man was wissen könnte von ihr, und gesucht habe ich sie überall, wo sie hätt' stecken können, da und dort und überall ..."

„Hast?" Das kam atemlos, ganz röchelnd.

„Hab' ich, ja, so wahr Gott lebt!"

Er fühlte sich angesprungen. Der Anfall kam so jäh, daß an eine Gegenwehr nicht zu denken war. Er fiel nieder. Ueber ihm aber, mit verzerrtem Gesicht, kniete Siebenschein. Die ganze Leidenschaftlichkeit seiner Rasse zuckte in ihm, in jedem seiner Glieder, deren Bewegungen er nicht mehr meistern konnte. Er spie ihm die Worte förmlich ins Gesicht. „Hast? Und hast nicht! Und schlafen gelegt hast du dich auch, hast? Und deinen Kaffee getrunken hast, und geschmeckt hat's dir gottlob, und auf deine Kneipe gegangen bist? Und mit einem Weibsbild umgetrieben auch? Und die Tote

in Gedanken besudelt im nachhinein noch? Hast? Du Hund! Niemals hat sie dich mögen, das weißt, niemals! Und du hast sie gemartert, wie sie noch klein war, ich hab's mit gesehen, bis sie erwachsen war, und hast sie dann drangsaliert, schamlos, wie der Hund, der du bist, und sie ist elendiglich erfroren, und in der Stadt war kein Mensch, was ein Erbarmen mit ihr gehabt hätt' und hätt' gesagt: Komm her und bleib bei mir — und zu mir hat sie nicht gefunden, und ich hab' mich nicht umgesehen nach ihr in dummen Bedenken. Und zugrund ist sie gegangen und war tausendmal mehr wert, wie tausend Stara — so jämmerlich, du Bestie! Und du sagst: Ich hab's gut gemeint ... Hast?!" Er schüttelte ihn; eine Kraft, die er niemals in sich gemeint, zuckte rasend durch seinen gebrechlichen Körper. Er zerrte an Stara, und seine schwarzen Augen glühten.

„Jesus, Maria und Josef, er beißt mich!" ächzte Stara.

Siebenschein erhob sich; der Anfall war verflogen, und er trat wieder zum Sarge, ohne den andern auch nur mit einem Blicke mehr zu streifen. Der stand mühselig auf, säuberte und richtete an seinen gezausten Kleidern. Demütig stand er da, immer noch in Besorgnis vor einem neuen Ausbruch. Der Mediziner aber war ganz verfallen. „Und das lebt!" raunte er. „Und es gibt kein Gericht gegen so was, und wenn man ihn schon anzeigt, so geschieht ihm nichts oder so gut wie nichts, weil man ihm nichts beweisen kann und weil er sagen wird, er hat ohne bösen Willen und ohne Ahnung der Folgen gehandelt. Und sie ist tot. Das heißt man Gerechtigkeit, und einen henkt man, der im

Hunger einen erschlagen hat.... Was willst jetzt mit dir tun, Stara?"

Er verfärbte sich: „Ich weiß es nicht..."

„Weißt du nicht? Du mußt sühnen, was du getan hast."

„Jesus, Maria! Was habe ich denn eigentlich getan? ... Seit wann bist du mein Richter?" Er fühlte sich wieder mutiger, seitdem er Siebenschein so gebrochen sah. Der aber schnellte wieder empor. „Frech sei mir nicht! Oder... Ein Bisturi hab' ich immer zur Hand; wo das Herz sitzt, treff' ich im Schlaf, und an deinem Leben liegt mir nichts..."

„Also, was soll ich tun?" wimmerte Stara.

„Hör' mich an. Dein Richter bin ich, weil, wo kein Mensch Richter ist, dort muß es ein jeder sein, der den Sinn in sich hat.... In allen Gesetzen steht vielleicht nichts, was dich angeht. Aber ein ander Gesetz gilt, das älteste, und da steht's geschrieben: Auge um Auge und Zahn um Zahn. Verstehst, was das heißt, Stara?"

„Ich soll..."

„Du sollst nicht, du wirst! Oder ich treffe dich, und du stirbst dann nur anders und von meiner Hand. Du mußt sterben. Und mein Wort, Stara: du wirst auf der Welt keinem Menschen mehr wehtun, wie du mir getan hast. Und mach' bald, sag' ich dir..."

„Mein Mütterchen!" jammerte Stara.

„Geh, geh, jetzt lüg nicht. Hat keinen Sinn und Zweck. Dein Mütterchen! Banda, die ihr seid! Mir erzähl' nir!"

„Ja, gut," ächzte Herr Stara.

„Du wirst dich umbringen, sag' ich dir. Nur nicht so grausam, wie du sie umgebracht hast. Denn du tust es nach Wahl und aus freien Stücken."

„Denn ich tu' es nach Wahl und aus freien Stücken," stöhnte Herr Stara sehr kläglich.

„Dann hast du gesühnt. Denn eine Sühne muß sein," ergänzte Siebenschein.

„Dann hab' ich meine Schuld gesühnt, denn eine Sühne muß sein," respondierte Stara ganz geknickt und haltlos.

„Jetzt geh! Ich warte; bis sie dich daherbringen, warte ich. Man will sie bald begraben, und ich möchte mit ihr allein sein."

„So erbarmungslos!" jammerte Stara.

„Geh, geh! Sonst geschieht gleich hier was."

Zögernde Schritte entfernten sich. Siebenschein blieb allein an der Leiche. Er bog sich verlangend über sie und sah ihr immer wieder in das süße Gesichtchen. Ein Haarsträhn hatte sich verschoben. Braun, reich und gewellt fiel er über das weiße Kissen, darauf sie schlummerte nach aller Angst, und der Mediziner mußte sich erinnern, wie ungestüm ihr vordem die Löckchen um die Stirn geflogen. Er konnte nicht anders, er zog sein Besteck und schnitt ihr die Locke ab, die er, geringelt wie sie war, sorgfältig in seine Brieftasche tat. Denn sie wollte sich nicht glätten lassen, und ihm war, als stäke so noch ein Teilchen ihrer freudigen Lebenskraft darinnen. Wieder fiel ihm ein milder, frauenhaft gelassener Zug um Brauen und Nase auf. Ja, so war sie gewesen, wenn sie am Bettchen des toten Wondra, immer gütig und geduldig, gesessen war. Ein ungeheures

Herzleid quoll in ihm. Aber er weinte nicht, als er so an der Bahre seiner toten Liebe Wache hielt. War sie's ihm gewesen? Nicht vielmehr nur das Holdeste, das ihm jemals über seinen sonderbaren und in sich vielgewundenen Lebensweg gehuscht? Ein süßes Lichtchen, das er einem andern nicht mißgönnt hätte, das nur nicht so gottverlassen ausgeblasen sein sollte? Aber eine Antwort fand er nicht in sich; mindestens nicht mit jener Bestimmtheit, mit der er sonst auf seine Fragen in sich Entgegnung zu vernehmen gewöhnt gewesen war. Zu den anderen auch diese! Die Rätsel drängten sich ...

Die Totenträger kamen. Sie hoben die so leichte Last auf ihre Schultern. Sie ward fortgeführt für immer. Er stieg in den einen Wagen, und durch die laute Stadt fuhr er hinter dem blauen Leichenwagen, über dem die Jungfrauenkrone flatterte und schwankte, den endlosen Weg zum stillen, traurigen Gottesacker. Den ganzen Weg quälte ihn ein Vorwurf: er hätte die eine Furche wegwischen müssen, die um den Mund. Mit so verängstetem und bänglichem Gesicht sollte sie nicht vor den Thron des furchtbaren Richters treten müssen, den er in dieser Stunde bekannte und dessen Gericht sie so gar nicht zu scheuen hatte. Das war nun nicht mehr gut zu machen, wäre vielleicht kaum möglich gewesen, und es verschlug am Ende auch weiter nichts.

Man war am Ziele. Der Sarg ward eingesegnet, dann zur Tiefe gesenkt. Siebenschein sah sich um. Er war ganz allein, auch der Priester hatte sich entfernt. Als er sich davon überzeugt hatte, tat er etwas, was er niemals zuvor, außer in den Jahren seines längst ent-

schwundenen Kinderglaubens am schrecklichen und feierlichen Versöhnungstage, getan hatte: er kniete am Hügel nieder und klopfte an seine Brust. Alsdann aber schlug er, so gut es der Jude konnte, ein ungeschicktes Kreuz und betete ein Vaterunser für die arme Seele, nachdem niemand ihres Glaubens da war, der es ihr in ihr einsames Grab hätte nachsenden können …

Sechstes Kapitel.

Also, Herr Stara war fort. Es war in der Art, wie Siebenschein mit ihm gesprochen, etwas so Zwingendes, Unentrinnliches gewesen, daß er wie unter einem Banne ging und handelte. „Der Mörder," murmelte er vor sich, „umbringen will er mich!" Aber er zweifelte deshalb doch nicht daran, daß er des anderen Befehl vollziehen müsse. Das Wort von der Sühne, das ihm der Mediziner in die Seele gelegt, klang unablässig fort und läutete ihm zu Grabe.

Eine weiche Stimmung war in der Luft. Der Frost war gebrochen, und man empfand es. Für dieses Jahr endgültig. Es lenzelte. Jener Duft, in den der werdende Frühling so gerne sich und seine Geheimnisse hüllt, lag über allem. Die Sonne schien hell und doch wie gedämpft. Man atmete selbst in der Riesenstadt etwas vom starken Erdgeruch der frischumgepflügten Felder, den der behende März in ihre lärmigen Straßen trug.

Nur eine Frage war für Herrn Stara noch unerledigt. Wie wollte er sich aus dem Leben schaffen?

Es müßte ein nicht gemeiner Tod sein, wie sein Schicksal ein ungemeines gewesen war. Und er wollte sich vorher noch einen guten und vergnügten Tag schaffen. Also, nach Nußdorf.

Er stand am Donaukanal und entschloß sich, dem Wasser entlang seine letzte Wanderung anzutreten. Zu Fuß, denn so gar eilig war die Sache nicht. Es ist das kein sehr weiter Weg. Das Wasser stand recht tief und war mißfarbig. Die Strömung schien ganz gering. Hier hineinspringen? Es wäre das Kürzeste gewesen; aber seiner, wie er sich fühlte und begriff, unwürdig erschienen wäre es ihm auch, zu endigen wie eine verliebte Köchin. So schritt er fürbaß an Kanälen vorüber, die ihre häßliche Flut in den Strom ergossen in kläglichem Sturz und allerhand unerfreuliche und eklige Vorstellungen erweckten. Zu seiner Linken lag mit niedrigen Häusern die Roßau, ihm zur rechten Hand dehnte sich die Brigittenau, und der spitze, schimmernde Turm ihrer Kirche leuchtete farbig. Noch waren Lücken in dem Häusermeere, das sich immer geschlossener an den Strom heranzutreten bemühte. Und jenseits des Kanals erhoben sich mächtige Schlote und rauchten gewaltig in das Blau.

Auf einer Bogenbrücke machte er zum erstenmale Halt. Er sah in das Wasser. Sparsame Schollen trieben und trifteten auf den Sand. Das Kahlengebirge umgrenzte sehr hell und umrissen den Horizont. Ein blauer Duft, der lenzkündend gleich einer sehr zarten Wolke, aus der Erquickung und Befruchtung niederrieseln will, lag über seinen Hängen. Aus fernen einzelnen Mulden oder zwischen annoch kahlen Stäm-

men hindurch schimmerte es noch blank. Das fröhliche Braun aber überwog, das in seinem Schoße alles Blühen der Blumen und alle Freudigkeit des Weines birgt, der gerade hier so edel und köstlich reift. Eine Dunstschicht, bestimmt gleich Teilen einer Riesenkugel umrissen, war im Weiten sichtbar. Bis dahin reichte der Atem der Großstadt, dem er nur entfloh, um zu sterben.

Die Häuser wurden niedriger und niedriger, als legte sich eine starke Hand auf sie und hindere ihr himmelanstrebendes Wachstum. Grau und unansehnlich standen sie da, durch ziemliche Zwischenräume von einander geschieden, mißtrauisch und ungesellig. Schon war manch eines mit verdorrtem Rankenwerke umsponnen und hatte sein Gärtchen hinter sich. Steinlagerplätze kamen. Das Grau des Granits schimmerte mit vielen Lichterchen und blinkenden Pünktchen auf, wie die Sonne darüber hinglitt; unförmige Plätten mit Quadern und Platten lagen vertaut im Strom. Dann, endlos und kaum absehbar, kamen Holzgestätten. Das Holz duftete im warmen Hauche des Südwindes, der es mit raschen und kräftigen Fittichen schlug.

Es war sehr einsam und schweigend. Gleichmäßig und langweilig. Rechteck nach Rechteck. Rechteck in Rechteck, begann das Reich der Gemüsegärten. In den schmalen Beeten, zwischen denen sich Hüttchen erhoben, arbeiteten mürrische Männer verdrossen, doch emsig bemüht um das junge Treiben, das eben aus dem Boden zu sprießen begann. Die Querbalken der Ziehbrunnen stachen phantastisch, gleich spitzen Schnäbeln, in die Luft. Manchmal, von ferne, quäkte einer, an

dem just gepumpt ward, mit müdem und schrillem Ton, und es sah sich an, als würfe einer hilfeflehende Arme in die Luft.

Kein Schiff glitt durch die stygische Flut. Kein Wanderer begegnete ihm den ganzen, ihm so weiten Weg. Er war allein mit seinen Gedanken, die sich immer fester in dies eine Ziel verbissen. Jawohl, er wollte den Leuten schon zeigen, daß er der Mann dazu war, Ernst zu machen, wenn es sein mußte, zu sühnen, was er verschuldet. Für einen Feigling hatten sie ihn alle, gar der dumme Raufbold, der Beyerl, gehalten: er wollte es ihnen weisen. Die Strafe stand allerdings mit der Vergehung in gar keinem Verhältnisse. Das aber machte nichts, bei Gott nichts. Nun war es schon das beste, er ging aus dieser Welt. Denn in einem hatte Siebenschein recht: kein Mensch mochte ihn, kein Mensch hatte ihn jemals für die Dauer gemocht. Was wollte er also unter ihnen? Da war es doch das beste, er drückte sich zeitig von ihnen, er ging in die große Donau mit seinem großen Schmerz. Die Wendung gefiel ihm sehr, und er wiederholte sie öfter für sich. Und so begleiteten ihn eintönige Gedanken den eintönigen Weg, den, gleich unsäglich langen und sehr trübseligen Meilenzeigern, entlaubte Pappeln einsäumten, in deren dürrem Laubwerk der Wind manchmal kläglich raschelnd rumorte. Wieder einmal überfiel ihn eine unbändige Angst vor seinem Ziele, und er ging sehr langsam oder setzte sich selbst ans Ufer. Die Lichter, die aus dem Grunde zu ihm heraufblinkten, das Murmeln und Stöhnen der Wellen drangen zu ihm empor, und er lief wieder ein Streckchen, nur um zum Ende

zu kommen, nur um wieder ein Menschenangesicht zu sehen....

Wiederum eine Gitterbrücke. Zierlich und in schöner, stolzer Spannung schwang sie sich von einem Ufer zum andern in einem einzigen Satz. Graue Kaimauern; gebietend und spitzig vorgereckt der Sporn. Zwischen dem Gemäuer selber lag, eingefangen wie ein Ungeheuer, das man gar nicht ängstlich genug verwahren kann, damit es kein Unheil stifte, das Sperrschiff. Vor ihm stauten sich die Wellen, stand der Stoß; hier grau vom überliegenden winteralten Schnee, anderorts schimmernd im Grün, bläulich. Durch die Eisdecke hörte man das ungestüme Schluchzen, Glucksen, Raunen zorniger Fluten, die ihre Kraft schwellen fühlten und danach verlangten, sich an der starren Eisdecke zu erproben, die sie so lange vom Lichte schied. Der Wind schnob stark und ungestüm. Es ging Föhn.

Der große Hauptplatz lag vor ihm, ziemlich vereinsamt, als an einem Wochentage. Hügelig und mit rötlichen Steinen schlecht gepflastert, schob sich eine Straße mit einstöckigen und ebenerdigen Häuschen den Kahlenberg hinan. Ungeheure Tore, die in so gar keinem Verhältnisse zu den Baulichkeiten standen. Kehrte man sich, so sah man durch eine Unterfahrung der Bahnlinie noch ein Stückchen vom weißen Blinken der Donau. Dies alles kannte er. Wie oft hatte er sich hier mit guten Gesellen umgetrieben! Aber ihn hatte man eben nur geduldet. Warum doch? War er keiner Mutter liebes Kind gleich ihnen? Eine allgemeine, sehnsüchtige Menschenliebe zog durch sein Herz.

Eine stille, holperige Seitengasse. Ein unmensch-

lich niedriges, verwittertes Häuschen, vor dessen Einfahrt einige ganz vornehme Gespanne hielten. Ein grüner Reisigbuschen tanzte und taumelte im Winde. Lauter verheißende Anzeichen. Das war wohl das Richtige. Er trat in die dumpfe Stube.

An grüngestrichenen, rohen Holzbänken, vor schlechtgehobelten Tischen saß eine ansehnliche Gesellschaft. Standhafte und behäbige Männer, ehrenhafte, füllige Frauen. Es dunkelte gemach; der Tag war ihm vergangen wie im Traum. Eine Hängelampe war entzündet, und auch sie schwankte leise und goß ihr gelbliches Licht aus über die kahlen Wände. Das viele Grün an Reisig und an Holzwerk gewann einen dunklen, warmen Ton, und der bernsteinfarbene Wein in den Gläsern glomm auf. Der Raum, eben noch kahl und bedürftig, war mit einem Schlage heimlich und behaglich.

Dabei musterte er die Gesellschaft. Die Herren hatten den sehr hohen, schmalkrämpigen Zylinderhut schief und verwogen auf den Häuptern, trugen schwere Ringe an den feisten Fingern und sehr massive Uhrketten, denen man den Preis ansah. Wenn sie zahlten, so griffen sie mit einer nachlässigen Gebärde in eine Hosentasche und holten achtlos zerknüllte Banknoten daraus hervor. Alle waren sie heiser, und alle rauchten Virginier. Es war ein eigener familiärer Ton zwischen allen, die sich mit Vornamen riefen, wie sie denn durchwegs wohlgestellte Geschäftsleute waren, die sich einen ergötzlichen Tag machten. Die Frauen lockerten nach einem Weilchen den Bindhut: sie hatten meist gesunde Farbe, angeglüht von manchem guten Trunk.

Sie waren wohlgekleidet, in Seiden; über den vollen Busen hing die schwere goldene Kette in mancher Windung hernieder. Die Kinder aber gerieten den Eltern nach; denn auch Kinder gab's in der Gesellschaft.

„Warum denn net? Oder lernen's dahier was Unrechtes, wenn's mit Vater und Mutter dahier sitzen? Is eh' gescheiter, als sie laufen in die Gassen herum, wo s' keine Aufsicht net haben und nie nix Gescheites vor ihnen zu sehen kriegen . . ."

Die haben's gut, alle gut, dachte Herr Stara mit Neid.

Gesprochen wurde wenig. Man erörterte höchstens den Preis des Gespannes — „'s is eh' ka Geld!" — das dieser oder jener gekauft und mit dem er in einer fabelhaft kurzen Zeit vom Schottenfeld bis zum Lusthaus in den Prater hinuntergefahren war. Mit seiner ganzen Familie. „Und fesch waren mer beieinand. Sie — schon 's Höchste. Und aufgeschrieben hat uns so a Wachter. Rechnet man halt die Straf' zu dem, was die Rösseln kostet haben. So was verdirbt unsereinem keinen Spaß! Natürlich war die Gaudee erst recht, wie's sein soll. Und g'schaut haben Ihnen die Leut'!"

Welthändel und Politik — „is eh' z'fad!" — existierten nicht für sie, die auf einem Eiland der Seligen saßen. Kam ein neues Glas, so schnalzten sie in einem geheimen Rhythmus mit der Zunge, nachdem sie davon verkostet. Das klang gar nicht so übel, und Herr Stara kannte und übte die Kunst bald auch.

Eine Heurigenmusik hob an. Dünn und schrill klangen die drei Instrumente ineinander. Ihr Takt

aber ging unentrinnlich ins Blut. Eine bacchantische Stimmung wehte durch das Ganze, dies grundlose, übermütige Jauchzen, dies unvermittelte Aufweinen der Geige, dies Zirpen der Gitarre. In erhöhter Freudigkeit leuchteten die Augen, flammten die Wangen auf. Man sang mit; man folgte dem taumelnden Rhythmus mit Händeklatschen, und manchmal rang sich ein Juchezer aus der beklemmten, von eitel Glück übervollen Brust und stieg heiser und dennoch die allgemeine Laune beflügelnd empor. Dann eine Pause; man hörte das Klappern der Münzen auf dem Sammelteller, und selbst Papiergeld raschelte darauf. Auch Herr Stara warf einen Guldenzettel hin, nachdem er ursprünglich selbst einen Fünfer vorbereitet. Denn was sollte ihm noch alles Geld der Erde? Dann aber beschied er sich: er wollte durchaus kein Aufsehen machen.

Eine Frau in mittleren Jahren war mit einem Mädchen, das eben an der anderen Schwelle der Schulpflicht zu stehen schien, in das Lokal getreten. Sie suchten nach einem Platz. Dann ließen sie sich neben Stara nieder. Die Frau kramte ein recht umfängliches Päckchen aus, legte es vor sich hin und ordnete den Inhalt zierlich auf ein reines Blatt Papier. Dann hüstelte sie ein wenig zimpernd, um anzudeuten, daß sie einen solchen Rauch, wie er hier von so vielen und mit einer solchen Rücksichtslosigkeit auf die Nebenmenschen verübt werde, durchaus nicht gewöhnt sei, und begann zierlich und bedächtig zu essen, zwischendurch dem Kinde mitteilend. Endlich schob sie das Ganze vor Herrn Stara hin, dem sie verhohlen zugeschielt:

„Mögen S' mithalten? Net?"

Herr Stara schüttelte verneinend den Kopf: „Ich habe keinen Hunger."

„Gengen S'!" Sie schlug die Hände zusammen. „Kan Hunger net haben? In die Jahr'? Und im hungrigen Frühjahr! Und wo doch der Heurige so viel Hunger macht! Ich iß sonst net viel; wie ein Vogerl, hat mein Seliger immer g'sagt, aber da, ich könnt' da alleinig a Ganserl z'sammessen. Oder ist's Ihnen zu gering? Das derfen S' schon essen. Dös ist gut. Dös ist von mein' eigenen Geschäft, und für mich wer' ich doch nix Schlechts aussuchen, wo die Kundschaft nix Schlechts kriegt. Mein Geschäft derfen S' mir net beleidigen!" Und sie sah ihn eindringlich an.

Beleidigen wollte nun Herr Stara nicht. Er kostete zunächst; die Sachen sahen auch gar zu verlockend aus. Dann kam ihm zum Bewußtsein, daß er diesen Tag eigentlich noch hungerte. Er aß also tüchtig, und die Frau sah ihm mit offenbarem Vergnügen zu. Nebenher tat sie ein wenig verschämt, wenn wieder ein volles frisches Glas kam. Er werde sie sicherlich für eine Trinkerin halten. Aber, sie sei's nicht. Sie sei eine aufrechte Geschäftsfrau vom Lerchenfeld und jetzt schon zehn Jahre Wittib. „Net wahr, da wundern S' Ihnen?" Und gerade heute habe sie das Haus, in welchem sie ihr Geschäft treibe, gekauft und bar ausbezahlt. „Neunzig blanke Tausender in aner Reih' — gelten's, dös is a Numero?" Und danach habe sie sich eine Güte getan und sei herausgefahren. Der Fiaker, der sie geführt, saß auch in der Stube und sang eben ein lautes Lied. „Ich bitt' Ihnen, was soll

mer denn sonst machen? 's gibt nix Besseres. Ohne mein Maderl tu' ich amal nix. Is kein gut, gewöhnt sich's ohne die Mutter sein. Die Buben, die wissen sich schon ihre Unterhaltung ohne die Mutter. Und in so ein ödes Theater? Was sie davon versteht, dös derfert sie no net verstehen, und sonst, wo die Theater so viel unmoräulisch sein, und die Burg ist mir zu öd und zu gespreizt. Ich mag die Klassiker net; nur wegen der Religion „Der Müller und sein Kind" an alle Allerseelen, die ein' Gott derleben läßt. Hab' ich net recht? Was?"

Dann wieder plauderte sie alles mögliche durcheinander. Gedankenlos wie ein Vogel und durchdrungen von der Ueberzeugung der wohlhabenden und auf ihrem „Grunde" mächtigen Frau, was sie interessiere, das müsse der gesamten übrigen Welt auch wichtig sein. Von ihrem Seligen sprach sie, der ein recht ein schlimmer Ding war, wenn er nur nicht gar so brav gewesen wäre. „Aufs Geschäft, da hat's nix geben, und ein Aug' wie keine Wagen so richtig. Niemals ein Irrtum. Nicht ein Kilo bei der schwersten Sau. Wo doch die Händler solche Dieben sein." Sie hätte sich deshalb auch nie zu einer zweiten Ehe entschließen können. Zugeredet habe man ihr genug — wenn man seine zwei Häuser schuldenfrei hat, a bisserl Geld und auch sonst was gleich sieht! Und heute noch: so viel Männer, als sie nur will. Aber eigentlich, eine Witwe hat's am besten, kann tun, was sie will, und noch so gut verheiratet ist man immer nur eine halbe Gschlavin! Dazu knackte sie Nüsse und schob auch ihm welche hin, gab der Kleinen mütterliche Ratschläge, wie daß sie

dem Herrn nicht immer in den Mund schauen solle, wo sie's doch nicht nötig habe. „Wie so ein Frißling, ein neidiger. Und gar ei'm jungen Herrn, wo man niemals nöt wissen kann, ob's net einmal was wird."

Das Kind gähnte, verlor sich. Mit einemmale bemerkte das die Frau, und mit schriller Stimme, die ganz so klang, wie die der Frau Beil im Affekte, rief sie in den Hof: „Wo steckst denn schon wieder, Reserl? Willst mir leicht erfrieren?"

Der Klang und das Wort durchzuckten ihn. Das war eine Mahnung und ein Wink von oben. Nun war es an der Zeit. Er zahlte seine Zeche, empfahl sich und ging.

Ein mächtiges Dröhnen tönte ihm im Freien entgegen. Der Wind brauste immer heftiger. Am Himmel schoben sich in ungestalten Massen schwere Wolken. Ein ängstliches Mondlicht übergoß ihre dunkelnden Säume geisternd und ungewiß, Tropfen fielen versprengt; dann wieder riß das Gewölk, und für eine Weile siegte vom hohen und blauen Himmel herunter die klare Helle. Er ging dem Dröhnen nach, das immer gewaltiger, immer näher seinen Ruf erhob. Er stand am Strome, bestieg, ohne es zu wissen warum, das Sperrschiff. Der Eisstoß hatte sich in Bewegung gesetzt. Vor Stara, dunkel und rohend, lag ein sandiger Werd. Die Schollen trieben; nun waren sie fast schwarz, nun war ein gespenstiges, rastloses Blinklicht über ihnen. Sie drängten einander, stießen sich knirschend; ganze, große Tafeln richteten sich phantastisch auf, schimmerten bläulichfahl und versanken wieder wie Hilflose, Ertrinkende im Wallen, daß ein weißer Gischt

sich mit raschem und zornigem Zischen erhob. Sie hasteten heran an das Sperrschiff, sie stießen daran, daß das eiserne Ungetüm vor dem Groll ihres Anstoßes bebte und sang, wie eine riesengroße stählerne Glocke. Zertrümmert vor der Gewalt des eigenen Anpralles, niedergerissen von der Unterströmung an die eisernen Nadeln, auf denen der Koloß ruht. Ein schreckliches Knirschen, dem von Riesen im Todeskampfe gleich. Splitter flogen auf und überrieselten den einsamen Mann auf dem Deck. Von unten herauf hob, gluckste und stöhnte es; von vorne her wuchs das Tosen immer anschwellend bis zum Unerträglichen. Hinten aber floß ein ruhiger und gestillter Strom, und dieser Friede im Gegensatze zu dem schrecklichen Lärmen ging peinigend auf die letzten Nerven des Herrn Stara.

Dies ganze Schrecknis sah er. Ihm ward schwindelig. Das Sperrschiff, auf dem er stand, schien sich ihm loszulösen von den eisernen Rosten, auf denen es doch sicher genug und mächtig verankert ruhte. Mit unerhörter Eile, so ward ihm wenigstens, triftete es hinaus in den ungestümen Strom zu einem ganz unerforschlichen, doch schrecklichen Ziele. Und die Wasser da unten zogen ihn an sich mit einer unwiderstehlichen Gewalt, schrieen und gellten nach ihm, nur nach ihm, und er sah sich zermalmt und zerrieben von den furchtbaren Schollen, seine Glieder jedes für sich gebrochen, sich niedergerissen, entstellt zum Unkenntlichen und gepeinigt mit Höllenqualen in dieser unergründlichen Tiefe, in grauenhaften Wirbeln. Doch das mußte wohl so sein.

Es fiel ihm, und die Gedanken jagten sich in ihm

wie die Blöcke Eises, plötzlich bei, daß er nicht einmal einen Abschiedsbrief an die Seinen gerichtet. Was sich die alle wohl von ihm denken würden, wenn der Sohn, der Bruder so plötzlich und ohne jede Spur verschwand? Ah bah, was gingen ihn die Seinen an, deren dummer Ehrgeiz, einen Gelehrten durchaus in der Familie haben zu wollen, allein dies sein beklagenswertes Ende verschuldet! Hätt' er den Grund übernommen und heiraten können, so säß' er nun wohl und warm daheim. Dann wieder kam ihm zu Sinn, daß er noch nicht einmal gebeichtet! Das mußte aber wohl so sein; denn auch die kleine Resi war dahin gegangen, ohne ihrer Sünden ledig gesprochen worden zu sein. Aber — das Spiel stand nicht gleich. Denn sie, was hatte sie jemals gesündigt? Sie war gen Himmel gegangen; er aber? Die Schauer der ewigen Verdammnis, an die er nun wieder glaubte, reckten sich in ihm auf und rührten an seine Seele.

Das mußte nicht sein ... Nicht so unerhört furchtbar ... Er rang in einem verzweifelten Gebet die Hände ... Und eben brach der Mond wieder einmal gänzlich durch und beleuchtete alles, die ganze tolle Bewegung. Er trat zurück, so rasch, daß er zweien, die am Ufer standen und sein wunderliches Gebaren mit lebhaftem Anteile und eines Schauspieles gewärtig verfolgten, in der Flut verschwunden zu sein schien. Er atmete auf, wie erlöst von unerhörtem Druck. Er sank, übermeistert vom Schwindel, nieder auf den feuchten Boden. Er klammerte sich leidenschaftlich daran. Seine Zähne schlossen sich wie in einem Krampf; dann schrie er auf, ohne es zu wissen. Sein Schrei ging unter in

dem ungestümen, sich immer noch steigernden Lärmen. Er sah nach der Uhr. Es waren nicht Minuten vergangen, seitdem er das Sperrschiff bestiegen. Was hatte er in ihnen alles gelitten! Und wie ein Neugeborener erhob er sich: er hatte gebüßt genug, und kraft seiner eigenen priesterlichen unauslöschlichen Gewalt, sprach er sich von jeder weiteren Sühne und alter Schuld ledig . . .

Die beiden am Ufer stießen einander an: „Du, mir scheint, der ist doch ins Wasser gesprungen . . .“

Der andere zuckte die Achseln, deutete nach der Donau, wo sich eben ein neuer und schwellender Tumult erhob. Durch die weißen Schollen schoben sich grüne, hastiger, mächtiger, ungeduldiger als die übrigen: das Inn-Eis. „Ist er's, so ist er's. Dem hilft nicht einmal Gott mehr heraus. Da geht der Passauer Stoß . . .“

Epilog

Eduard Beyerl ist niemals mit seinen Studien fertig geworden. Er fand einen dauernden Unter-schlupf im Finanzministerium und fühlte sich ganz wohl und behaglich in einer untergeordneten, doch für seine Bedürfnisse zureichenden Stellung, die ihm ein langsames Vorrücken, eine Position in der Welt, die ihm ein gesichertes Brot und eine Versorgung für sein Alter gewährleistete. Am schwersten fiel es ihm, sich jenen Respekt für die k. k. Hofräte abzugewinnen, der zu den heiligsten Pflichten eines loyalen Beamten und eines braven Staatsbürgers gehört. Auf Kirchen-chören sang er nicht mehr, weil sich das mit seiner amt-lichen Stellung nicht gut vereinbaren ließ. So, um seine künstlerischen Bedürfnisse zu befriedigen, trat er einem Gesangvereine bei — nicht dem Wiener Män-nergesangvereine, der ihm immer zu „noblicht" blieb — und erfreute sich als sicherer Treffer, als ein gewissen-haftes und eifriges Mitglied, dem man selbst schwierige Soli anvertrauen durfte, der allgemeinsten Achtung und Wertschätzung. Ein recht gemütvolles Tenorsolo von ihm ist besonders für die Frauen des Vereines immer noch ein höchst erwünschtes Ereignis, und man wundert sich allgemein, warum er nicht heirate. Er

mag aber durchaus nicht; einer romantischen Geschichte halber, wie er gern geheimnisvoll mitteilt. Eine späte Liebe zu den Naturwissenschaften erwachte in ihm, und er trieb die einschlägigen Studien mit Ernst und mit Nutzen. Nur eines behinderte ihn dabei: er besaß kein Mikroskop, und ein Instrument, wie es ihm dienlich gewesen wäre, ist ein sehr kostspieliger Spaß. Wiederholt hoffte er durch ausdauernde Sparsamkeit sich diesem so ersehnten Besitz nähern zu können, und er hielt sich deshalb durch eine Zeit ganz bewunderungswürdig tapfer; stets aber, im letzten Augenblicke, erwachte der alte unbändige Zigeuner in ihm, und in einigen tollen Nächten, durchschwelgt, gleichviel mit wem und ganz in seiner alten Weise, vertat er, was er in Monaten sauer zusammengescharrt: „Ja, mein Lieber, was willst du? Ich bin einmal so. Da kann man nichts machen!“ und er lachte über sich selber sein gutes, herzhaftes und schmetterndes Lachen, das ihm jeden gewann. Zur Stärkung seines Nationalgefühls, das sich nun freilich nur noch modest, minder berserkerhaft äußern darf, liest er immer noch in seinen vielen Mußestunden Johannes Scherr. Zu seinem Hausarzte aber hat er in aller Form den Doktor der gesamten Heilkunde Simon Siebenschein ernannt.

Simon Siebenschein ist zu einem Abschlusse seiner Studien gelangt. Sehr spät; viel später und also kümmerlicher, als er seiner Berechnung und seinen Vermögensverhältnissen nach hätte zu Ende kommen dürfen. Schon zeigte man ihn einander im Krankenhause als ein sehr ehrwürdiges altes Haus, das vor lauter Nihilismus bei umfänglichen Kenntnissen und

Anlagen es niemals zu etwas bringen werde; schon warnte man die Nachwachsenden vor seinem gefährlichen Umgang, seinem steten Zweifel, der auch in anderen jeden Glauben und alles Vertrauen zersetze, als ihm wieder eine kleine Erbschaft zufiel. Mit raschem Entschlusse ging er an seine Prüfungen und bestand sie glänzend und mit spielender Leichtigkeit.

Seine Promotion beging er zu zweit, mit Beyerl in einer guten Kneipe. Es war keine rechte Stimmung. Beyerl trank sehr viel und suchte den alten überlustigen Ton anzuschlagen. Ihm, der sich selber so gar nicht verändert, daß er nicht begriff, wie sich irgendwer in seinen Beziehungen zu ihm gewandelt haben sollte, kam er allerdings immer noch vom ehrlichen Herzen. Er zog nicht mehr. Der andere hörte duldend zu. Endlich legte er die Hand auf die Schulter des Getreuesten:

„Wir sind keine Knaben mehr, Beyerl. Ich wenigstens bin ein alter Mann."

„Ein Esel bist," brauste Beyerl auf, aber sein Zorn war unsicher und gemacht. „Jetzt gehst du hinaus in die goldene Praxis. Hast für den Anfang schon einen Patienten an mir. Wenn's dir paßt, werde ich nach dem Amt immer eine Stunde in deinem Ordinationszimmer warten. Ja, du mein Lieber, ein Herr mit meinem Bart und mit meiner Glatze, dem du jetzt schon ruhig deine Uhr samt goldener Kette anvertrauen darfst, das sieht ungeheuer imponierend aus."

„Du bist ein guter Kerl. Aber mich machst du heute nicht lustig ..."

„Weil du ein Heupferd, ein jüdisches Heupferd

bist.“ Wie klang das alles gequält und gemacht! „Wie hätten sich deine Eltern gefreut!“

„Meine Eltern? Es ist gut, daß sie tot sind. Fiducit!“ Und die Gläser klangen.

„Wo du jede Stunde heiraten kannst und einen Haufen Geld mitkriegst als ein gemachter Mann!“

„Heiraten will ich nicht.“

„Und überhaupt, wenn man den Berg oben ist und die schönste Aussicht von der Welt vor sich hat, so jauchzt man und wirft seinen Hut in die Luft!“

„Das hängt wohl davon ab, wie man hinaufgekommen ist. Wir haben alle zu schwer am Wege gelitten. Die sind daran gestorben, und ich sehe die Gräber zu bestimmt und kann sie nicht vergessen. Das, sagen die Leute, ist für einen Arzt sehr schlimm. Und die anderen haben sich zu sehr abgemüdet, und ihre Kräfte haben sich verzehrt im Wandern, und ins Zweifeln sind sie gekommen, ob denn der Weg auch der rechte ist. Wir sind alle verlorene Söhne mit oder ohne Titel und Amt. Wir haben keinen Glauben mehr, und zu uns hat ihn keine Menschenseele mehr. Und was uns kam oder noch kommt, das kommt uns zu spät. Das Glück und der Erfolg und das Ziel sollen aber zur Zeit erreicht sein, sonst freut's einen nicht mehr, sonst juchezt man da überm Berg nicht mehr, und wirft seinen Hut nicht in die Luft, Beyerl!“

Man saß noch eine Weile beisammen. Vergeblich trank Beyerl, wie nur er bei festlichen Anlässen und auf fremde Kosten trinken konnte. Der rechte Uebermut wollte dennoch nicht kommen.

„Professioneller Leichenbitter“ schalt er den andern.

Endlich, nachdem das Zusammensein beiden beinahe peinlich geworden war, ging man auseinander — im Grunde für immer, ins Leben. Siebenschein blieb vorläufig als Sekundar im Krankenhause. Er studierte viel, aber wesentlich Dinge, die seinem Fache weitab lagen: Nationalökonomie und Sozialwissenschaften, die ihn mit geheimer Anziehungskraft an sich rissen. Es schien ihm, als bedürfe gerade der Arzt dieser Kenntnisse. Und die Bestrebungen der Sozialisten, wie er sie aus ihren Werken und Schriften erkannte, zogen ihn immer kräftiger an, der sich bewußt als gebildeter Proletarier fühlte. Da waren stolze und des Erstrebens würdige Ziele, desto gebietender, weil sie kaum oder doch erst in unabsehbarer Zeit erreichbar erschienen.

Um die Praxis tat er sich nicht um, Verbindungen suchte er nicht. Er dachte nicht daran, irgendwo auf dem Lande anzufangen, vielleicht in seiner Heimat, wo es ihm immer noch leicht hätte sein müssen, vorwärts zu kommen.

Ihn hielt dieser Boden. Vielleicht auch ein vergessenes Grab auf dem Zentralfriedhofe. Denn der sentimentale Zug lag in ihm und ward immer stärker und spann immer noch Träume, wie leicht und wie voll er hätte glücklich werden können. Der alte Respekt vor dem verschlossenen und bewußten Mann erwachte wieder unter seinen Berufsgenossen. Er aber hatte wie an alles, so an sein Können den Glauben verloren.

Später zog er sich nach Ottakring hinaus und begann dort als Armenarzt seine Praxis zu üben. Auch eben keine Beschäftigung, die dort, im ärmsten Viertel

von Wien, sonderlich erheiternd und lebensfroh stimmt. Sie ernährte ihn leidlich; denn er ward immer bedürfnisloser und war von Haus aus ein guter Rechner. Etwas zuzubrocken hatte er, und sein Sinn stand nicht nach Reichtum. Manchmal aber erwachte jenes Luxusbedürfnis in ihm, das in durch Bildung überfeinerten Menschen unbesieglich schläft. Dann ging er in die Stadt, kleidete sich vorher sehr elegant und tat alte Schmuckstücke an, welche er von seinen Eltern ererbt, nahm sich einen Fiaker und fuhr zum Speisen in ein allerteuerstes Restaurant, wo man ihn bald kannte und sich über den geheimnisvollen Herrn die Köpfe zersann. Er wußte das, und es machte ihm heimlich Spaß, die Leute durch seine düsteren Gepflogenheiten noch mehr zu verwirren. Denn niemals forderte er in Worten. Beim Bestellen wie beim Zahlen wies er nur den Ort auf der Karte, wo sein Gericht oder sein Getränk verzeichnet stand. Dann ging er, innerlich vergnügt und für eine Weile aufgefrischt, wieder seinem Berufe nach.

An einem Sonntag Nachmittag war er ins Grüne gegangen. Unmittelbar hinter Ottakring erhebt sich ein mäßiger Hügel, ganz bebuscht und mit Grün bestanden. Es war im Mai. Die Bäume standen im ersten Laub. Paare und ganze Gesellschaften zogen den wohlgehaltenen Weg entlang, den nahen Tälern und ihren Lustorten zu. Ein Amselpfiff und ein Pirolruf klang aus rauschenden Wipfeln. Kinderlachen scholl. Es war, als wenn die ganze Stadt auf den Beinen wäre. Die Menge aber, die sonst beängstigt hätte, verlor sich im weiten Raume und nach verschiede-

nen Zielen. Er aber fühlte sich ganz vereinsamt und wußte niemanden, den er an seiner Lust hätte teilnehmen lassen können. Jenes Naturgefühl, das sich am liebsten in der Einsamkeit vergnügt, war ihm nicht gegeben.

So saß er unter einem Baume und musterte durch Stunden die Vorüberziehenden. Es war überwiegend armes Volk; viele darunter, die ihn von seiner Tätigkeit her kannten, grüßten ihn und riefen ihm wohl gar ein wienerisch-ehrerbietiges Scherzwort zu. Auch ganze Aufzüge begegneten ihm; erst den Bergesrücken herunter, Hütteldorf und seinem Brauhause zu pilgernd, alsdann auf der Wiederkehr.

Ein förmlicher Zug tauchte auf. Er konnte ihn nahen sehen, denn er stand auf der Kuppe, wie die lange, schmale Reihe den Waldweg hinaufklomm. Geschlossen waren sie; eine Ziehharmonika ging vorauf und näselte feierlich einen Marsch herunter. Ueber den Gründen lagen schon die Schatten und stiegen langsam hinter den Wallenden höher. Auf den Höhen aber lag noch ein mildes, rotverglühendes Licht. Angehaucht davon und von der Mühe des Klimmens waren die Gesichter, auf denen die Fröhlichkeit von Menschen lag, die sich den einen, starken Schluck freier Luft durch eine Woche Plage in dumpfer Werkstatt, unter surrenden Maschinen rechtschaffen verdient haben. Paarweise, Mädchen und Bursche, oder, wenn sie sich noch nicht gesellt hatten, je zwei eines Geschlechtes und dennoch Arm in Arm wanderten sie. Sie hielten sich stramm; und die roten Blusen der Frauen leuchteten und die roten Nelken in den Knopflöchern

der Männer. Ohne daß er es selber wußte, hielt er sich straffer. Und mit eins flog ein Lächeln des Wiedererkennens um seinen Mund. Denn das eine Mädchen, das daherschlenderte und mit verträumten Augen um sich sah, kannte er wohl. Aus einer tollen Nacht im Prater. Sie war frisch und blühend, wie nur je. Und etwas Neues, ihrer selbst Unbewußtes lag über ihr.

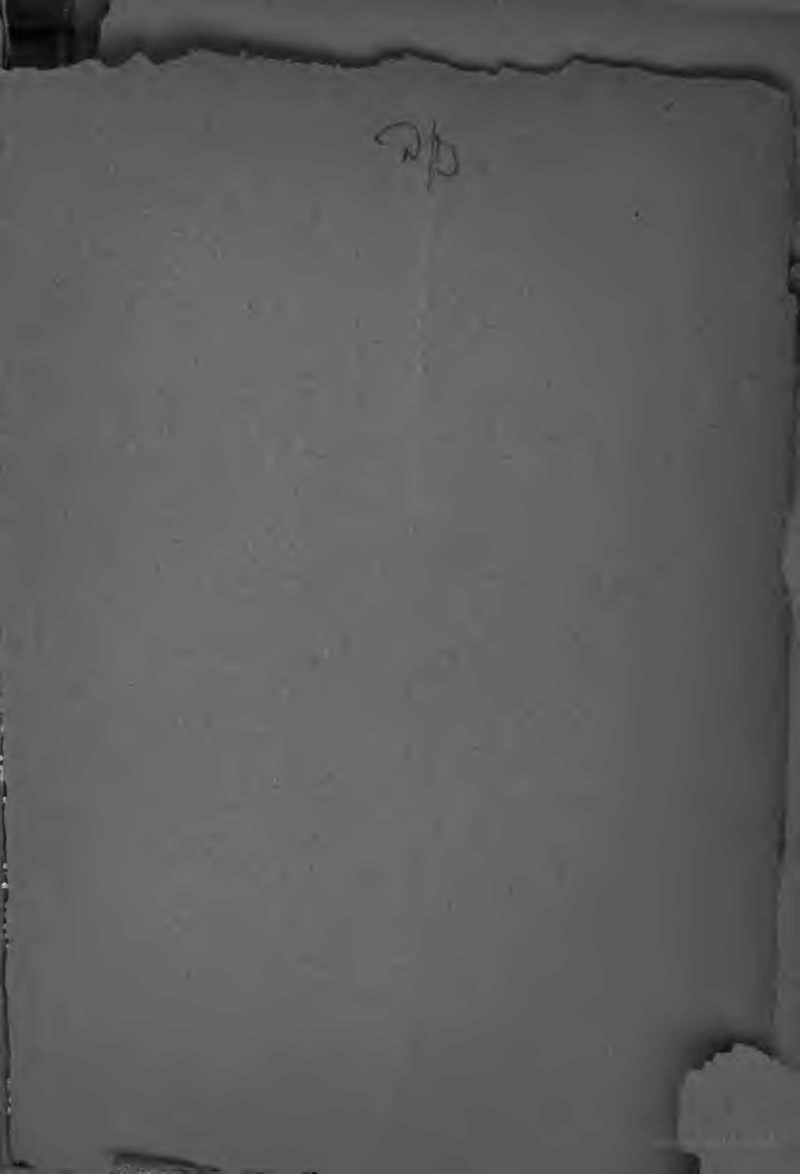
Auch sie entsann sich, freilich schwerer, da sie sich so gemustert sah.

Auch sie lächelte; und dann, wie nachgiebig gegen eine übermütige Laune, trat sie ihn an und fügte wortlos ihren Arm in den seinen. Er stutzte. Alsdann, von ihr geleitet, schloß er sich dem Zuge der Genossen an. Sie plauderte, deutete rückwärts auf einen und flüsterte dem Doktor zu: „Ein Spitzel." Er sah sich den Mann an und spie vor sich hin. Es war Herr Stara. Wo war der Haß, mit dem er ihn einst verfolgt, der ihn bis zu Mordgedanken entzündet? Nicht einmal das blieb. Es dunkelte heftig. Von der Spitze der Kolonne her quäkte immer noch schläfrig der musikalische Blasebalg.

Sie zogen über das neubegrünte Land, bis mit eins die weite Stadt vor ihnen lag. Straßen drängten sich hervor, wie begierig, dies Fleckchen grünenden Landes zu umspannen und hineinzureißen in ihren steinernen Wirbel. Türme erhoben sich. Viele Lichter. Flammende Punkte, zusammenwachsend zu flammenden Linien; flammende Kreise, die an Leuchtkraft gewannen, immer stärker aufstrahlten, wie sie, sich verjüngend, einem gut sichtbaren Mittelpunkte, St.

Stefan, zustrebten. Er sah das, und eine neue Betrachtung war in ihm. Dann löste er seinen Arm aus dem des Mädchens, und als sie ihn halb fordernd, halb übermütig anblickte, so schüttelte er nur den Kopf. Er blickte ihnen nach, wie sie von den Hängen niederstiegen in die ersten, dürftigen Gassen mit noch zerstreuten Häuschen, in die Niederungen der Stadt und des Lebens, in denen sie sämtlich und für immer ihre Tage verbrachten. Für sie wirken, ihnen verbunden, nicht aber an sie gebunden. Eins mit ihnen in den Zielen, nicht aber auf den Pfaden, das schien ihm nun eine würdige Aufgabe, bei der selbst er sich bescheiden konnte. Um ihr aber nach seinen Ansprüchen genügen zu können, mußte er wohl in jedem Sinne allein bleiben. Und in solchen Erwägungen schritt der Armenarzt von Ottakring einsam heimwärts durch die lauten und sommerlich belebten Straßen.

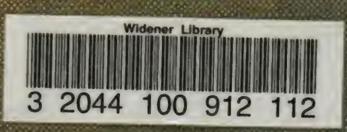
Druck von Mänicke & Jahn, Rudolstadt











Widener Library
3 2044 100 912 112